1,50

Aug 1667

P. Franz Neumayr's, S. J.
weil. Dompredigers in Augsburg,

Geschichtspredigten

über

den Bußpsalm Miserere.

Neu herausgegeben

von

M. v. Auer,
Priester.

Zweite Auflage.

Tübingen, 1866.
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.
— Laupp & Siebeck. —

Sammlung Hämmerle

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

1949.1295

Druck von H. Laupp jr. in Tübingen.

Vorrede.

Drei Gründe waren es, die mich bestimmten, vorliegende Predigten herauszugeben. Erstens sind viele deutsche Prediger älterer Zeit fast ganz in Vergessenheit gekommen. Daß sie ein solches Schicksal nicht verdienen, und ihnen, wenn sie bekannt werden, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird, beweist z. B. die gute Aufnahme, die der neuen Ausgabe von Hunold's Predigten zu Theil wurde. Ihm steht Neumayr würdig zur Seite. Dieß Werkchen ist zwar nur ein kleiner Theil seiner Schriften, allein es läßt sich der klare, kräftige Geist des Verfassers aus demselben genugsam erkennen. Dann enthält es Geschichtspredigten, eine Gattung von Predigten, die in neuerer Zeit sehr hintangesetzt und vernachlässigt wurde, während sie doch ebenso beliebt beim Volke, als nützlich ist. Es wird also nichts schaden, wenn wir auch hierin rückwärts gehen, um vorwärts zu kommen.

Ferner ist in diesen Exempeln eine solche Fülle lehrreicher Gedanken und Wahrheiten niedergelegt, und

sind dieselben so geeignet, echten Bußgeist zu wecken und zu kräftigen, daß sich hoffen läßt, alle bußfertigen oder bußebedürftigen Christen werden sich derselben mit Nutzen bedienen. Aus dem Umstande, daß diese Predigten gleich bei ihrem ersten Erscheinen im vorigen Jahrhundert sechs Auflagen erlebten, kann man schließen, daß sie damals schon viel Gutes stifteten. Und warum sollte dieß nicht wieder der Fall seyn? Da bei uns die ehemals üblichen Miserere-Andachten und Werktagspredigten in der hl. Fastenzeit abgekommen sind, so können diese Betrachtungen über den berühmten Bußpsalm auch recht gut zur Privaterbauung während dieser hl. Zeit dienen. Sie sind so klar und einfach, daß auch der Ungebildete sie ohne Mühe versteht und überhaupt Niemand, dem es um Wahrheit, nicht um schöne Worte zu thun ist, sie ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

Inhalt.

Erster Theil des Psalmes.

Uebung der Hoffnung.

Seite

Sinn des 1. und 2. Verses: David ruft, sein Elend erkennend, die göttliche Barmherzigkeit an, die groß ist in sich, vielfältig in ihren Wirkungen 1

Lehre: Ein Sünder und elend seyn, ist eins . . . . . ebd.

Geschichte: Der Gottlose im Elende . . . . . ebd

Sinn des 3. Verses: David hofft Barmherzigkeit zu erlangen, weil er die Sünde ernstlich haßt und sie mit der Wurzel ausrotten will 16

Lehre: Barmherzigkeit hoffen und die Sünde lieben, ist Thorheit . . . . . ebd.

Geschichte: Guter Wille, ohne Werke — ohne Nutzen . . ebd.

Sinn des 4. Verses: David haßt die Sünde, weil er erkennt, wie böse dieselbe ist 1) an sich selbst 28

Lehre: Die Bosheit der Sünde wird erkannt aus der Betrachtung Christi am Kreuze . . . . . ebd.

Geschichte: Das Ecce-Homo-Bild . . . . . ebd.

Sinn des 5. Verses: David haßt die Sünde, weil er erkennt, wie böse dieselbe ist 2) in ihren Umständen und Wirkungen 39

Lehre: Die Sünde, ein Uebel würdig aller Uebel . . . . ebd.

Geschichte: Das goldene Kalb . . . . . ebd.

Seite

Sinn des 6. Verses: David hofft Barmherzigkeit zu erlangen, weil er gesündigt hat aus Schwachheit und Gebrechlichkeit 53

Lehre: Die Schwachheit des Sünders verdient Mitleid, nicht aber die Bosheit . . . . . ebd.

Geschichte: Der Teufel ein Henker . . . . . ebd.

Sinn des 7. Verses: David hofft Barmherzigkeit zu erlangen, weil er an Gott und seine Verheißungen glaubt . . . 68

Lehre: Ohne den Glauben ist sowohl die Unschuld, als auch die Buße ohne Leben . . . . . ebd.

Geschichte: Der Glaube im Kampfe . . . . . ebd.

Sinn des 8. Verses: David erklärt, was er glaube und welche Kraft das Sakrament der Buße haben werde, das durch den Hysop vorbedeutet ward 79

Lehre: Kraft des hl. Sakraments der Buße . . . . . ebd.

Geschichte: Die wunderbare Arznei . . . . . ebd.

Sinn des 9. Verses: David erklärt weiter die Kraft des Bußsakramentes und macht sich desselben in voto, dem Wunsche nach, theilhaftig 89

Lehre: Daß die Ohrenbeicht im N. T. nothwendig sey . . ebd.

Geschichte: Der weise Arzt . . . . . ebd.

Zweiter Theil des Psalmes.

Bitte um Gnade.

Sinn des 10. Verses: David, durch die Hoffnung gestärkt, bittet um Nachlassung der Schuld, ohne etwas zu melden von der Nachlassung der Strafe 99

Lehre: Wer die Hölle verdient hat, soll über keine Strafe klagen ebd.

Geschichte: Der geduldige Büßer . . . . . ebd.

Sinn des 11. Verses: David begehrt ein reines Herz und

Seite

einen aufrichtigen Geist, der über alles Irdische sich erschwinge und allein nach dem Ziele, zu dem er erschaffen ist, trachte . . 111

Lehre: Nebst der Sünde muß man ablegen die Neigung zu dem Gegenstande der Sünde . . . . . ebd.

Geschichte: Das Herz bei dem Gelde . . . . . ebd.

Sinn des 12. Verses: David begehrt den heiligen Geist und die Gnade der Beharrlichkeit 124

Lehre: Die Hoffnung macht beharrlich . . . . . ebd.

Geschichte: Die siegende Hoffnung . . . . . ebd.

Sinn des 13. Verses: David begehrt einen fürstlichen Geist, der ihn zu einer mehr als gewöhnlichen Buße antreibe 132

Lehre: Würdige Früchte der Buße . . . . . ebd.

Geschichte: Die hl. Sünderin . . . . . ebd.

Dritter Theil des Psalmes.

Anerbieten der Genugthuung.

Sinn des 14. Verses: David macht, um gewiß erhört zu werden, gute Vorsätze, und verspricht für das Aegerniß genug zu thun, durch Bekehrung andrer Sünder 141

Lehre: Das Uebel des Aergernisses . . . . . ebd.

Geschichte: Der Vater — kein Vater . . . . . ebd.

Sinn des 15. Verses: David bittet wegen des begangenen Mordes ab, weil er für denselben nicht genug thun kann . 149

Lehre: Die Sünde schreit zum Himmel . . . . . ebd.

Geschichte: Die Stimme des Blutes . . . . . ebd.

Sinn des 16. Verses: David will Gott für dessen Verachtung genugthun durch öffentliches Lob 158

Lehre: Glückseligkeit der Unschuld . . . . . ebd.

Geschichte: Die gekrönte Liebe . . . . . ebd.

Seite

Sinn des 17. Verses: David gibt die Ursache an, warum er Gott lieber Lobopfer, als andre, weihen wolle; weil nämlich nur jene Opfer Gott gefallen, die die Ehre und das Lob Gottes bezwecken 165

Lehre: Verdammlichkeit der Heuchelei . . . . . ebd.

Geschichte: Das Opfer ohne Herz . . . . . ebd.

Sinn des 18. Verses: David lehrt, auch das Lobopfer gefalle Gott nicht, wenn nicht ein zerknirschtes Herz dabei ist . . 175

Lehre: Die Buße ohne Reue . . . . . ebd.

Geschichte: Der weise Einsiedler . . . . . ebd.

Sinn des 19. Verses: David schließt seine Bittschrift mit der Bitte, Gott wolle ihn um des Volkes willen verschonen, dem alles daran liege, daß sein König bei Gott in Gnade sey . . . 186

Lehre: Scharfes Gericht über die Obrigkeit . . . . . ebd.

Geschichte: Das Gericht über die Richter . . . . . ebd.

Sinn des 20. Verses: David verspricht, der König und das Volk werden in Zukunft Gott mit neuem Eifer dienen 196

Lehre: Gehorsam ist besser, als Opfer . . . . . ebd.

Geschichte: Die Murrenden . . . . . ebd.

Anhang.

Gnadenkrone der vierzig hl. Martyrer in Sebaste 208

Xaverianische Wunderkur 218

Heroischer Glaube 227

Von der Gotteslästerung 232

Die Magd des Herrn 236

Gerechte Rache 243

Böse Mütter ziehen böse Kinder 248

Der hl. Conrad von Piacenza 253

Erste Geschichtspredigt,

am Aschermittwoch.

Der elende Sünder.

Lehre:

Ein Sünder, und elend seyn, ist eins.

Vers 1. Erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit!

Vers 2. Und nach der Menge deiner Erbarmnisse tilge meine Schuld.

So beginnt jener Psalm, den der büßende König David, um seine inbrünstige Reue vor der ganzen Welt zu bezeugen, verfaßt hat; jener Psalm, dessen sich die katholische Kirche, besonders in der heute eingehenden Buß- und Fastenzeit zur Besänftigung des göttlichen Zornes so oft bedient und den alle Sünder, zu den Füßen des beleidigten Gottes niedergeworfen, mit reumüthigen Herzen anstimmen sollten.

So habe ich denn recht, Geliebte, und ihr werdet gewiß meinen Gedanken billigen, daß ich mich entschlossen, eben diesen Psalm in meinen vorhabenden Fastenpredigten von Vers zu Vers auszulegen und die darin enthaltenen herrlichen Sittenlehren mit bewährten Geschichten zu bekräftigen. Denn ich kann ja für diese Zeit nichts passenderes, für diesen Ort nichts nützlicheres predigen, als von der Buße, deren schönstes Beispiel, nämlich sich selbst, David in dem Psalm Miserere dargestellt hat.

Nur das habe ich, besserer Ordnung und Klarheit wegen, und jenen zu Liebe, die das Miserere öfters zu beten pflegen, ohne, was sie beten, gründlich zu verstehen, gleich anfangs sagen wollen, daß der Psalm füglich in drei Theile, in Form einer wohlverfaßten Bittschrift oder Supplik, abgetheilt werden kann. Im ersten Theile spricht David die Hoffnung auf Verzeihung seiner Sünden aus, bis zum zehnten Vers. Im zweiten hält er um die Gnade an, in der Buße zu verharren, bis zum 14. Vers. Im dritten Theile erbietet er sich zu jeder erforderlichen Genugthuung, vom 14. Vers bis zum Ende. Und das sind auch die drei Uebungen, mit denen sich jeder wahre Büßer beschäftigen muß, die Hoffnung, das Gebet, die Genugthuung. Die Hoffnung, damit er die Buße anfange; das Gebet, damit er darin verharre; die Genugthuung, damit er, was das Herz und der Mund ausspricht, auch im Werke beweise. Nun zur Sache.

David hatte fast ein ganzes Jahr zugebracht, ohne sich wegen seines begangenen Ehebruchs, Todschlags und des dadurch gegebenen Aergernisses im geringsten zu bekümmern; ja er dünkte sich glücklich in seiner Sünde zu sein, da er durch dieselbe die so sehr geliebte Bethsabee zur Ehe erhalten hatte und von ihr schon mit einem Prinzen erfreut worden war. So blind und unempfindlich macht den Menschen die Sünde. Aber siehe! als der Prophet Nathan auf Gottes Befehl vor ihn getreten war und ihm seine grobe Missethat in einem treffenden Gleichniß, wie in einem Spiegel vor Augen gestellt hatte, da ist David auf einmal verändert. Die lange geschlossnen Augen gehen ihm auf und zerfließen in bittere Thränen; das harte Herz wird zerknirscht und bricht in laute Seufzer aus; das hoffärtige Haupt wird mit Asche bestreut; die königliche Majestät wirft sich auf die Erde nieder; man hört nichts, als Leid, Schmerz und die klagenden, flehenden Worte: Miserere mei Deus! Nach deiner Barmherzigkeit, o

Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit erbarme dich meiner! Tilge, ach, tilge meine Sünde nach der Menge deiner Erbarmnisse! Seht! Seht! jetzt endlich ruft David um Erbarmung, weil er jetzt erst sein Elend erkennt. Der Anfang der Buße ist die Erkenntniß der Strafe. Sünder! wenn ihr nicht Buße thut, so ist eure Blindheit die Ursache davon; ihr erkennt nicht, wie elend ihr seyd. Wohlan, laßt mich die Stelle eines Nathan bei euch vertreten; ich will euch in einer ernsten Geschichte vorstellen, wie übel es mit euch stehe, und ihr werdet erkennen:

1. Wie all' eure Glückseligkeit lauter Betrug,
2. Wie euer Elend in der That ein Elend über alles Elend sey.

Zu diesem Behufe fange ich im Vertrauen auf Gott meine Erzählung an, die, je älter sie ist, desto mehr meinen Ausspruch bestätigt, daß ein Sünder seyn und unglücklich seyn, eins sey.

I. Theil.

Kains Elend nimmt seinen Anfang mit der Sünde.

Da die Welt beiläufig etwas über 500 Jahre alt, mithin schon ziemlich bevölkert war, lebte ein Mann, den die Natur mit allen einem Menschen erwünschlichen Gaben des Leibes und Geistes reichlich beschenkt hatte. Er hatte einen hohen Geist, einen durchdringenden Verstand, eine große Willenskraft und Herrschergabe. Seine Gestalt war schön und edel, seine Kräfte die eines Riesen, seine Gesundheit unverändert fest bis in das achthundertste Jahr seines Alters, denn soweit hat sich glaublich sein Leben erstreckt. Ueberdieß hatte er sich zum Oberhaupt und Regenten vieler Unterthanen gemacht, herrschte

beständig im Frieden, genoß eine unbeschränkte Freiheit, alles nach seinem Willen zu ordnen, wurde von allen als Familienhaupt und Großvater verehrt, hatte eine Menge Kinder und Enkel erzeugt, ja, sah mit eignen Augen seine Nachkommenschaft bis auf das siebente Geschlecht wirklich schon fortgepflanzt. Es ging ihm nichts von allem ab, was zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit, zur Lust des Lebens gehört. Denn schon hatte Tubalkain das Schmelzen der Metalle, Lamech die Jägerei, Jabel die Schäferei, Jubal die Musik, er selbst, ihr Großvater die Baukunst erfunden.

L. Z. Ich habe den Mann noch nicht genannt; doch glaube ich, daß ihr ihn schon kennet. Wer in der hl. Schrift gelesen hat, wird schon bei sich gedacht haben: Es ist der unglückselige Kain, von dem die Rede ist. Aber gebt Acht, daß ihr euch nicht irret! Denn wie? Sollte dieser Mann unglückselig seyn? Er ist reich, er ist gesund, er ist mächtig, er ist in Ehren, er hat alle Lust und Freiheit, und was das schätzbarste ist, ein 800jähriges Leben, und dieser Mann sollte unglücklich seyn, er sollte mit dem Elend ringen? L. Z. Ihr habt dennoch recht geurtheilt; ja, ja, der unglückselige Kain ist der Mann, von dem ich rede, unglückselig fürwahr mitten im Ueberflusse aller Güter, die sein Herz wünschen mag; unglückselig, weil er bei Gott nicht in der Gnade steht, ohne die alles Glück ein falscher Schein, eine eitle Einbildung, ja, ein wahres Unglück und lauteres Elend ist. Das kann Kain bei all seinem Glücke nicht bergen; auch äußerlich gibt er uns untrügliche Zeichen, wie übel es innerlich mit ihm stehe. Denn Gott hat über ihn verhängt, daß er nach der Sünde immer unruhig von Ort zu Ort wandern muß; immer traurig, immer bleich, immer furchtsam, damit wir gleich im Anfang der Welt ein Beispiel hätten zu unserm Unterrichte, daß wir einem Sünder nicht glauben sollen, als gehe es ihm von Herzen, wenn er sich munter und lustig stellt. Wie lange ist aber

Kain schon in diesem Elende? Antwort, da er Abel, seinen Bruder, umgebracht, war er etwa 130, jetzt ist er schon bald 800 Jahre alt; rechnet, wie lang sein Unglück gewähret. Mit der Sünde hat es angefangen, durch die Langmuth Gottes ist es gewachsen und wird sich sogar mit seinem Leben nicht enden. Aber laßt uns die Geschichte etwas genauer durchgehen. Sie ist aus der Bibel und nicht neu; doch hat sie das vor allen neuen Geschichten voraus, daß an ihrer Wahrheit, was die Hauptsache betrifft, Niemand zweifeln darf; ein Umstand, der einem Beispiel gewiß viel Kraft und Eindringlichkeit gibt. Ich hoffe auch, ich rede zu solchen Zuhörern, die nicht kommen aus Vorwitz, etwas neues, sondern in der guten Absicht, etwas nützliches zu vernehmen. Dazu kommt noch, daß die Gebildeteren eine Geschichte aus der Schrift lieber hören; der gemeine Mann aber solche biblische Geschichten zwar dem Namen nach, und obenhin kennt, selten aber gründlich versteht, mithin gar wohl auch bei dieser Erzählung noch etwas neues vernehmen wird. Ich rechne also auf Eure fernere Aufmerksamkeit und fahre fort.

Ich treffe eben beide Brüder, Kain und Abel, beim Gottesdienste an. Sie richten jeder einen Altar für sich auf; beide wollen opfern. Obwohl es nämlich damals noch keine steinernen Tafeln gab, auf welche Gott die Gebote geschrieben, so gab ihnen doch die Vernunft ein, es müsse ein Herr Himmels und der Erde, ein Schöpfer aller Dinge, ein Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen, mit Einem Worte, ein Gott seyn. Freilich werden auch Adam und Eva, ihre Eltern, ihnen öfter von Gott erzählt haben, der natürlichen Pflicht gemäß, die Vater und Mutter im Gewissen schwer verbindet, ihre Kinder vor allem zur Erkenntniß, Verehrung und Furcht des Schöpfers sorgfältig anzuweisen. So beugen denn beide ihre Kniee, erheben beide Hände und Augen zum Himmel, beten beide, der große Gott wolle ihr Opfer zum Zeichen ihres gegen ihn auf-

richtig unterthänigen Herzens genehm halten. Von außen zeigt sich kein Unterschied in der Andacht. Allein Gott schaut in das Herz und hält nicht viel auf die äußerlichen Geberden und verstellten Worte, die ihren Ursprung nicht weit her haben. Schauet, was ich sehe. „Der Herr hat seine Augen auf Abel geworfen.“ Was sagen uns diese Worte? Viele Schriftausleger sagen bei Cornelius a Lapide, Gott habe über das Opfer Abels Feuer vom Himmel fallen lassen, nicht aber über das Opfer Kains; dieser mußte sein Holz selbst anzünden, und seine Flamme dünkte ihm gegen die Flamme Abels ganz unruhig, ganz trüb und rauchig zum Himmel emporzusteigen, während das himmlische Feuer mit ganz reinen, hellen Flammen Abels Opfer verzehrte. Der Unterschied des Feuers deutete auf den Unterschied der zwei Herzen. Der fromme Abel opferte viel; die Erstlinge, das Beste, die Fette von seiner Heerde, womit er an den Tag legte, daß er ein gegen Gott freigebiges und an die zeitlichen Güter nicht geheftetes Herz habe. Das hat Gott gefallen. Kain aber opferte wenig, und das Schlechtere von den Früchten der Erde. Was soll man daraus anderes schließen, als daß er ein Mann von geringer Frömmigkeit und in das Irdische allzuviel versunken gewesen seyn müsse? Das hat Gott geahndet, und ein so gelinder Verweis hätte bei einem vernünftigen Menschen bewirken sollen, daß er in sich gegangen wäre, seinen Fehler gebessert und sich in gleiche Gnade bei Gott, wie sein Bruder, gesetzt hätte. Allein jetzt fängt Kain an, freiwillig sich in das Elend zu stürzen, weil er anfängt, seine Sünde zu verachten. Mit der Sünde hat das Wohlseyn ein Ende. Er ist verwirrt; der dicke Rauch seiner Opferflamme hat seinen Verstand verfinstert, die böse Leidenschaft des Neides hat ein anderes Feuer in ihm angezündet, bei dem er ein entsetzliches Vorhaben, ich weiß nicht, soll ich sagen, gegen Abel, oder gegen sich selbst ausbrütet.

Kaum hatte er mit einem Blicke das Feuer vom Himmel über dem Opfer Abels gesehen, so erblaßt er; entrüstet sich, schlägt die Augen zu Boden, überzieht die Stirne mit Falten, verzerrt den Mund, murrt und sieht voll Zorn auf seinen Bruder hin. Dieser vergießt süße Freudenthränen und stimmt laut Gottes Lob an; aber Kain wendet ihm den Rücken, knirscht mit den Zähnen, stampft mit dem Fuße, und fängt an, mit sich selbst so zu sprechen: Wer ist denn dieser Abel da? Und wer bin ich? Bin ich nicht der Erstgeborne? Warum zieht mir denn Gott meinen Bruder vor? Er hat etwas Besseres geopfert, ja, das ist wahr; aber das hat er mir zum Possen gethan; über mich will er seyn und Gott hilft ihm. Sey es auch, daß ich gefehlt habe, soll deßwegen Abel den Vorzug verdienen? Soll ich mein Recht verlieren, das die Natur mir gegeben? Pfui! Was seh' ich voraus! Wie wird jetzt der Prahler den armen Kain verspotten! Wie werden mich Vater und Mutter ansehen! Den Gott vorzieht, werden auch sie vorziehen. So ist's; Kain, du bist deiner Lebtage ein verachteter Mensch! Was fängst du an?

Geliebte! Wie unvernünftig vernünftelt nicht eine Leidenschaft, wenn man sie anhört! Was erzeugt sie nicht für seltsame Einbildungen! Aus einer Mücke wird ein Elephant und aus einer Kleinigkeit macht man ein solches Wesen, als wenn der Himmel schon wirklich gekracht hätte und einfallen wollte. Ey, bei einer solchen Verwirrung des Gemüthes muß man sich selbst nicht glauben. Wenn der Zorn, die Begierde, die Furcht, die Traurigkeit oder eine andere Anmuthung wirklich in der Bewegung ist, so soll man, ja, so kann man nichts Gescheides beschließen. Man muß darüber schlafen und erst dann, wenn das Gemüth wieder in Ruhe ist, erst dann, was zu thun sey, bedenken. Die Leidenschaft verblendet den Verstand und wer mit verbundnen Augen unachtsam fortläuft, stoßt nothwendig an oder fällt gar in die Grube. Diese

Lehre hat Gott selbst dem Kain durch eine sehr nachdrückliche Einsprechung gegeben. „Warum bist du zornig, spricht er innerlich zu ihm, und warum ist dein Gesicht eingefallen?" Mein Kain, Du hast keine Ursache zu zürnen, außer über dich selbst. Du, nicht Abel, bist schuldig, daß mir dein Opfer minder gefallen hat. Es ist aber diesem Uebel leicht abzuhelfen. „Siehe, wenn du mit besserm Herzen ein anderes Opfer verrichtest, so erlangst du die vorige Gnade, die du verloren hast. Gott gibt nicht Acht, wer der Erstgeborne, sondern wer der Frömmere sey. Wofern du aber in deinem bösen Willen verharrest, so wisse, du wirst weit elender seyn, als du bist, und mit der Sünde wird alles Unglück bei dir einkehren. Daher, wenn du dir nicht selbst feind bist, unterdrücke deine böse Neigung, überwinde deine Leidenschaft, folge der Vernunft."

Das war freilich eine laute Einsprechung; aber die Leidenschaft überschreit alles Zusprechen der Gnade. Ach, der unglückliche Kain! Durch die Sünde hat er ein hundertjähriges Wohlseyn sich selbst gestört; jetzt will er durch eine neue Sünde das Unglück abtreiben. Aber ach! das ist ja nicht das rechte Mittel! Eine neue Sünde ist ein neues Elend und wer nach der ersten Sünde nicht bald sich aufrichtet, wird nicht leicht aufhören zu fallen, bis er sich ganz und gar in den Abgrund des Elendes gestürzt hat. Kain ist wirklich im Fallen; darum muß ich eilen und einen Sturz nach dem andern, wie in einem Gemälde, nur mit flüchtigem Finger andeuten. Der gute Abel sieht seinen Bruder schon einige Tage so traurig umhergehen, als wäre er nicht weit von der Verzweiflung entfernt. Er bedauert ihn und redet ihn bei guter Gelegenheit an. Bruder, sagt er, ich merke, daß du dich über das, was sich bei unserm Opfer zugetragen, mit traurigen Gedanken plagest.

Mein Bruder, erbarme dich über dich selbst. Wir haben einen guten Gott; es kostet eine demüthige Abbitte deines Fehlers, so stehst du bei ihm in Gnaden, wie zuvor. Da verbeißt Kain seinen Grimm, seufzt, antwortet: Bruder, mein Unglück könnte nicht größer seyn. Thue mir den Gefallen, mache mit mir einen Spaziergang auf das Feld, und ich will hören, was du mir ratheſt. Dem zärtlichen Abel kommen die Thränen in die Augen; er ist begierig, den betrübten Bruder zu trösten, geht, wohin? in seinen Tod. Ach, der blutdürstige Mörder hat schon seinen Vortheil gewonnen; er springt plötzlich ein paar Schritte weit zurück, erhebt den knotigen Prügel, den er in der Hand trug, und schlägt aus allen Kräften nach dem Kopfe des lieben Bruders. Das Blut spritzt in die Höhe, Abel fällt, Kain auf ihn, er verdoppelt die Streiche und ringt mit ihm so lange, bis die Seele durch die zerschmetterte Hirnschale aus dem Leibe gefahren ist. O wie dumm! O wie unsinnig ist der Mensch, wenn er wie eine wilde Bestie dem Triebe seiner ungezähmten Leidenschaft nachgibt! Kain meinte, Abel sey ein Dorn in seinen Augen; er hoffte, wenn er ihn aus dem Weg räumen würde, sollte sein Schmerz gelindert seyn. Wohlan! Abel ist todt, wie steht es mit Kain? Hat er jetzt Ruhe? Ist sein Herz leichter? O Thorheit des Sünders! Zuvor lag ihm nur ein Pfund auf der Brust; jetzt liegt ein Zentner dabei, sein Elend hat sich unsäglich vergrößert.

II. Theil.

Kains Elend wächst durch Gottes Langmuth.

Jetzt ist ihm, als sey er schon wirklich vor Gottes Gericht berufen. Er zittert, er bebt, der Schweiß steht ihm auf der Stirne, das Herz klopft, er sucht eine finstere Höhle, um sich

zu verbergen; aber umsonst! Gott hat ihn mit seiner unermeßlichen Gegenwart schon umgeben; die strenge Frage wird schon an ihn gestellt: „Wo ist Abel, dein Bruder?“ Er antwortet, wie andere Uebelthäter im Anfang thun, keck und unverschämt: „Was weiß ich? Bin ich denn sein Hüter?“ Seht, l. Z., so will man nach der Sünde sein Gewissen stillen mit Verachtung der Sünde! Aber das geht nicht an. Kain muß auf die Folter. Was, sagt der Richter, willst du leugnen? Habe ich nicht Zeugniß genug? Siehe, das Blut deines Bruders schreit zu mir um Rache; darum bekenne: „Was hast du gethan?“ Ach, wie gut ist Gott! Gleich nach der Sünde hält er Gericht; der Scharfrichter ist das böse Gewissen, das muß den Menschen foltern, damit er beichte. Beichtet er gut, ist die wahre Reue bei der Beicht, so wird er nicht verdammt, wie bei dem menschlichen Gerichtsprocesse, sondern frei und ledig gesprochen; wie gut ist Gott! Beichtet er aber nicht, hält er die Tortur seines Gewissens aus, so kann es seyn, daß er nicht gleich zur Hölle verdammt wird, aber sein Leben lang ist er ein elender Mensch; er ist durch die Folterung seines Gewissens so zugerichtet worden, daß er es, so lang er athmet, empfinden wird.

Doch das sey zu andern geredet. Nicht so machte es Kain; Kain hat gebeichtet. O hätte er nur recht gebeichtet! Allein wie eben ein Fall den andern nach sich zieht, so hat Kain mit seiner Beicht auf ein neues gesündigt, denn er hat gebeichtet ohne Reue. Ja, sagt er, ich habe den Abel umgebracht, und das ist eine geschehene Sache, was kann ich thun? Großes Unrecht habe ich gethan, so großes, daß ich keine Verzeihung hoffen kann! Da habt ihr das lebhafte Bild des Wahnsinns eines Sünders. Vor der Sünde denkt man nicht, was die Sünde nach sich ziehen wird; nach der Sünde thut man die Augen erst auf, und oft so weit, daß man gar zu viel sieht, darüber verzagte Gedanken bekömmt

und in Verzweiflung geräth. Wehe, heißt es, meine Unschuld ist hin! Die Jungfrauschaft ist verloren! Mein Feind ist todt! Das fremde Gut schon im Hause! Der verbotne Kontrakt unterschrieben! Die Zusage gethan! Ich kann mit Ehren nicht mehr zurück! Was geschehen ist, ist geschehen! In Gottes Namen! Gehe es endlich mit der Seele, wie es will, ich kann es nicht mehr ändern. Bei solchen Gedanken läßt man das Rädlein laufen, so lange es lauft, bis der Wagen mit aller Gewalt an die Höllenpforte anrennt, auffsprengt, und in vollem Laufe sich in die Tiefe stürzet! Ey! kehrt um, es kann noch seyn, Gott will euch haben, wenn ihr schon tausend und aber tausend schwere Sünden begangen, Gott will euch haben! Setzet nur nicht zu den übrigen Sünden noch die Sünde der Verzweiflung! Kain hat Gott durch die Verzweiflung mehr beleidigt, als durch den Mord seines Bruders. Darum ist der Stab gebrochen, das Urtheil gefällt, Kain liegt in dem Abgrunde des Elends, so tief ein Mensch in der Welt liegen kann. Wie so?

Was ist ihm Uebels widerfahren? Geliebte! so viel als Nichts, wenn wir nach dem Ansehen von Außen urtheilen wollen, so viel als Nichts ist ihm widerfahren; er ist noch gesund, noch im Ansehen, noch im Ueberfluß; nur das Herz blutet, und dessen Wunde verräth das bleiche Angesicht. Und das ist das größte Uebel. Von mir bist du verflucht, sagt Gott. Gehe hin, wo du willst; die ganze Welt steht dir offen, du bist frei! Wie so? Ist das ein Urtheil über einen Brudermörder? Ja, sage ich, und Gott hat in diesem Urtheil ein Exempel aufgestellt, worüber die ganze Nachwelt in Furcht vor der Sünde und in Schrecken vor der strafenden Gerechtigkeit Gottes gerathen sollte! Kommt her! wo seid ihr, ihr frechen, muthwilligen, gottlosen Gesellen, die ihr nach der Sünde so lustig und guter Dinge seyd und nicht glauben könnet, daß ihr in ein großes Elend gerathen seyd, ja trotzen

dürfet und sagen: „Ich habe gesündigt und was ist mir Uebels widerfahren?“ Es ist mir kein Leid widerfahren, ich bin ganz wohl auf! Wie, ihr seyd wohl auf? Die Aerzte wissen, daß es Kranke gibt, die dem Tode am nächsten sind, wenn sie sagen, sie seyen wohl auf. Wer die Schlafsucht hat, empfindet auch nicht, daß es übel mit ihm stehe, ist er aber darum wohl auf? So gibt es auch Irre in den Spitälern, die immer in lustigen Phantasien, spielen, singen, lachen, sind diese wohl auf? O! man kann elend seyn, wenn man schon sein Elend nicht erkennet! Ja, wer es nicht erkennt, steckt noch tiefer im Elende, als Kain. Ach, du armer Kain, wie gut wäre es für dich gewesen, wenn dich Gott mit dem Aussatze geschlagen, oder wie Nabuchodonosor unter die wilden Thiere verbannt, oder, wie Paulus dem Korinther gethan, deinen Leib dem Teufel zu besitzen und zu peinigen übergeben hätte! Was gilt es, du wärest in dich gegangen und hättest dich zur Buße und zum Gehorsam bequemt. Aber wenn der Herr den Sünder so viel als gar nicht straft, oder mit der Strafe zurückhält, straft er am ärgsten; das ist ein Zeichen, daß er ihn auf ewig verworfen! Ach! Kain, wie kann dein Elend noch wachsen? Das fühlt Kain wohl, und dieser Gedanke verbittert ihm alle Lust, die Freiheit zu genießen, die ihm Gott durch seine Langmuth gestattet. „Gott ist dein Feind! Gott hat dich verworfen!“ Das ist jene schreckliche Stimme, die von Zeit zu Zeit wie ein Donnerschlag in den Ohren des Mörders ertönt und sein erschrocknes Herz ängstigt, das Herz, sage ich, das bei keinem Sünder ruhig seyn kann, so lange er an Gott glaubt. Ja, wenn er auch nicht glaubt, so ist es doch unmöglich, daß er nicht wenigstens zweifle, ob nicht ein Gott sey; und dieser Zweifel reicht allein schon hin, ihm alle Freude zu vergällen. Man denkt nicht immer an Gott, es ist wahr. Aber du kannst nicht verhindern, daß nicht jetzt ein Mensch,

jetzt ein Gemälde, jetzt ein Unglück, jetzt nur der Anblick des Himmels selbst dich an Gott erinnert, und so oft das geschieht, (ist es nicht wahr, kannst du es leugnen, o Sünder?), so oft das geschieht, so zittert, klopft und schreit dein Herz: Wehe dir, wenn ein Gott ist! Wehe dir, wenn ein Gott ist! Sagst du, wie jener Thor: Vielleicht ist kein Gott; so bleibt doch der Stich im Herzen: Wenn einer ist, wehe dir, wehe dir! Das macht bluten, das thut wehe, für diese Wunde gibt es keine Salbe.

III. Theil.

Kains Elend wird unendlich groß durch seinen Tod und seine lasterhafte Nachkommenschaft.

Kain zieht von einem Orte zum andern, aber er zittert überall; er heirathet und erzeugt eine Menge Kinder, aber keinen Isaak, welches verdollmetscht wird risus, d. i. Gelächter; keine wahre Freude wird ihm jemals geboren. Er versucht allerlei Zerstreuungen, und doch ist ihm die Zeit immer zu lange; er baut eine große und weite Stadt, und doch ist ihm alles zu enge; er führt Mauern und Thürme auf, aber er findet keine Festung für sich. Das Volk vermehrt sich, er macht sich zum Fürsten, er herrscht nach Willkühr, alles muß ihm zu Willen seyn, alles ihm als Oberhaupt und Herrn zu Diensten stehen, alles gehorchen, ausgenommen — das Herz, das, je mehr ihm geboten wird, zu schweigen, desto heftiger schreit: Kain, Gott hat dich verworfen, Gott ist dein Feind! Hört er bei Tag den Donner rollen, so ruft sein Herz: Kain, deine Stunde ist gekommen, jetzt mußt du in die Hölle! Sieht er bei Nacht das schöne Firmament, mit goldnen Sternen geschmückt, so ruft das Herz:

Kain, wie herrlich glänzt die himmlische Stadt dort oben, aber nicht für dich! Nicht für dich! Erblickt er ein unschuldiges Kind, so ruft das Herz: O Kain, wenn du wärest, wie dieses Kind, wie wäre dir so wohl! Betrachtet er seine Macht, sein Ansehen, seine Freiheit, seine Nachkommenschaft, so ruft das Herz: Kain, alles dieses hat ein Ende, und was hernach? Oft mitten in den Geschäften, mitten im Vergnügen ruft das Herz: Kain, heute hast du wichtige Sachen vor dir, heute bist du aufgeräumt, heute geht alles wohl von statten, aber was hilft es? Wie lange wird es währen? Was hernach? Auch wenn er schläft, erschreckt ihn ein Traum und ruft das Herz: Kain, Abel schreit um Rache wider dich; Gott hat dich verworfen! O elendes, o armseliges Leben! Um so elender, je länger es dauerte.

Endlich im 800sten Jahre seines Alters ging er, wie er öfters pflegte, wenn er den schwermüthigen Gedanken die Zügel lassen wollte, eines Tags in den Wald spazieren, und warf sich in dem Schatten eines Gebüsches nieder, nicht wissend, daß ihn die Sonne, deren brennenden Strahlen er sich entziehen wollte, jetzt das letztemal anscheine. Denn es befand sich gerade Lamech, Kains Nachurenkel, sammt dem kleinen Söhnlein des Tubalkain auf der Jagd. Der Knabe deutete auf das Gebüsch, in welchem sich etwas bewegte und Lamech glaubte, es liege ein Thier darin verborgen. Er besinnt sich nicht lange, greift nach dem Pfeil, spannt den Bogen, drückt ab; Kain ist hart getroffen, seufzt, brüllt wie ein wund geschossener Löwe und stirbt! Lamech läuft hin, sieht ihn, erschrickt, zürnt über den Knaben, schlägt ihn todt und schickt so zu gleicher Zeit die Bosheit und die Unschuld in die andere Welt.

Das ist das Ende des Elendes, in welchem der erste unbußfertige Sünder sein Leben zugebracht! Doch, was sage ich?

Das ist das Ende? Das ist erst der rechte Anfang seines Elendes! Jetzt ist er in der Hölle, und bejammert dort seinen Zustand schon über 5000 Jahre. 5000 Jahre brennt er! Es werden aber noch 5000 Jahre vorübergehn, und er wird brennen; es werden 50000 Jahre vorübergehen und er wird brennen! Es werden 50 Millionen Jahre vorübergehen und er wird brennen! Brennen wird er, so lange Gott wird Gott seyn, und was das Unglück noch vergrößert, nicht bloß er, seine ganze Nachkommenschaft mit ihm wird brennen, welche später, weil sie den Lastern ihres Großvaters nachfolgte, der gerechte Gott durch die Sündfluth zum Wassertode und zum Leben im Feuer auf ewig verdammt hat.

Sünder! nehmet dieß Beispiel zu Herzen! An Kain sehet ihr, daß ein Sünder seyn und elend seyn, eins ist. Erkennet ihr das nicht, wehe euch! Ihr gehört zu jenen, von denen geschrieben steht: Sie bringen ihre Tage im Wohlleben zu und in einem Augenblicke liegen sie in der Hölle. Erkennet ihr es aber, o, so eilet mit David zur göttlichen Barmherzigkeit; aber eilet; denn, obgleich die Barmherzigkeit unendlich ist, so haben doch die Erbarmnisse, oft, wenn man es am wenigsten ahnet, ein Ende.

Zweite Geschichtspredigt.

Guter Wille, ohne Werke — ohne Nutzen.

Lehre:

Darum schlimm seyn wollen, weil Gott gut ist, ist die größte Bosheit.

Vers 3. Wasche mich mehr und mehr von meiner Ungerechtigkeit, und reinige mich von meiner Sünde!

Ein Wunderding! Es ist nicht möglich, daß einem Sünder, der glaubt, daß ein Gott sey, wohl seyn könne. Ja, wenn auch einer unter jenen ist, von denen der hl. Geist spricht: Der Thor hat in seinem Herzen gesagt: Es ist kein Gott; so kann ihm doch nicht wohl seyn. Denn ob er schon an keinen Gott glaubt, so kann es doch nicht seyn, daß er nicht wenigstens zweifle, ob nicht etwa ein Gott sey? Zweifelt er aber, so ist es schon genug, um elend zu seyn, weil, so oft er an Gott denkt, ebenso oft sein Herz zittern, klopfen und schreien wird: Wehe dir, wenn ein Gott ist! Wehe dir, wenn ein Gott ist!

Es ist also, was ich in der letzten Predigt gesagt habe, eine unbezweifelte Wahrheit: Alle Glückseligkeit eines Gottlosen ist falsch; sein Elend aber übertrifft alles Elend. Jene, die noch nicht, wie Kain, verzweifelt, mithin eben deßwegen noch nicht die elendesten sind, erkennen das wohl selbst und schlagen darum, wo nicht öffentlich, so doch heimlich, an ihre Brust mit dem tiefen Seufzer: O Herr, erbarme dich meiner! Was mich aber wundert und in Erstaunen setzt, ist, daß eben diese ihr Elend erkennen und dennoch nicht hassen, und daher entweder niemals von der Sünde sich losreißen oder bald nach der Beicht leichtsinniger Weise wieder in die

alte Lastergrube fallen. Nicht so David; sein Elend erkennen und auf's äußerste hassen, war eins. Wollt ihr einen Beweis seines Hasses? Hört, wie er im 3. Verse unsers Psalmes seufzet: „Wasche mich mehr und mehr von meiner Ungerechtigkeit, und reinige mich von meiner Sünde!“ Das ist so viel, als wenn er sagte: O Herr, ich getraute mir nicht zu sagen, erbarme dich meiner, wenn ich nicht die Sünde, die eine Ursache meines Elends ist, haßte! Ich hasse sie aber, ich verfluche, ich verabscheue sie so ernstlich, daß ich nicht nur dich bitte, daß du sie auslöschest; nein, ich bitte dich um mehr noch, lösche auch aus die hinterlassnen Wirkungen der Sünde; noch mehr, reinige mich auch von aller Zuneigung zur Sünde, damit ich nur recht weit entfernt sey von jeder neuen Sünde. Immer reiner, immer lauterer mache mich; ich scheue weder brennendes Wasser noch beißende Lauge, wenn ich nur vollkommen gereinigt werde!

O, das heißt ernstlich in's Herz Gottes eindringen, und die göttliche Barmherzigkeit überreden, daß sie nicht nur in der Verzeihung nicht langsam, sondern auch in der Austheilung der Gnade nicht sparsam sich erweise. Aber Barmherzigkeit hoffen und eben darum die Sünde nicht hassen, ist eine neue Sünde; ist eine Sünde wider den hl. Geist; ist ebensoviel, als darum schlimm seyn wollen, weil Gott gut ist; ebensoviel, als die strenge Gerechtigkeit Gottes wider sich aufbringen, daß sie plötzlich und vor der Zeit den Stab bricht, um den Mißbrauch der Barmherzigkeit und Geduld zu rächen. Aus Tausenden führe ich nur Einen Zeugen an, der zu seinem Untergange erfahren hat, wie mißlich es sey, auf Gottes Barmherzigkeit sündigen. Die Geschichte erzäht P. Petrus Pinamonti, S. J., ein Mann von großer Heiligkeit und Weisheit, was seine schönen und geistreichen Schriften bezeugen. Vernehmet den Verlauf derselben, und fasset um Gotteswillen tief zu Herzen die aus dieser Erzählung sich ergebende, wichtige Lehre:

Barmherzigkeit hoffen, und aus dieser Ursache die Sünde nicht hassen, ist eine neue Sünde. Ach, merket sie wohl; denn diese Wahrheit ist so nothwendig zu wissen und zu merken, daß ich wünschte, meine Worte wären ein eiserner Griffel, und grüben sich selbst in alle Herzen ein. Darum wiederhole ich sie: Barmherzigkeit hoffen, und deßwegen die Sünde nicht hassen, ist eine neue Sünde und gar oft die letzte Sünde, auf welche ohne Verschub die Hölle folgt. Das habt ihr aus der heutigen Erzählung zu lernen; ich fange an.

I. Theil.

Guter Vorsatz zu beichten.

In Italien hatte ein Jüngling, (wir wollen ihn Amastus nennen), lange Zeit in Unkeuschheit gelebt, frei und ohne Scham, bis ihn theils die Eltern, theils die Prediger, theils die Beichtväter dahin vermochten, daß er sich entschloß, eine Generalbeicht über sein ganzes Leben abzulegen und das Gewissen von Grund aus zu reinigen. Der Entschluß ist gut; ja für solche Leute, wie unser Amastus ist, nothwendig. Ich sage: Für solche Leute; denn sonst möchte mich etwa ein altes Mütterchen bei ihrem Beichtvater anschwärzen und sagen: der Exempelprediger habe gesagt, es müsse jedermann eine Generalbeicht ablegen. Nein, nein, die Generalbeicht ist weder jedem nothwendig, noch jedem nützlich. Nicht nützlich ist sie jenen, welche schon einmal oder öfters eine solche Beicht verrichtet haben, und keine neue Ursache, warum sie eine neue Generalbeicht ablegen wollen, vorbringen können, als etwa einen ungegründeten Zweifel. Kindische Furcht! Es gibt Leute, welche sich nie genug beichten können, allzeit ängstlich, allzeit sorgen-

voll, ob sie wohl alles gebeichtet hätten. O, wie weit besser wäre es, wenn sie mehr Sorge für die wahre Reue hätten, als für die Beicht. Hast du einmal einen ernstlichen Fleiß angewendet, alles zu beichten, so sey ruhig; Christus verlangt nicht mehr; ist dir eine schwere Sünde ausgeblieben, die du ohne deine Schuld vergessen hast, so beichte nachher diese allein; eine neue Generalbeicht ist nicht nothwendig, ja sie ist dir nicht einmal nützlich; du plagst dich und die Beichtväter umsonst. Hast du aber gelebt, wie Amasius, und bisher keine Generalbeicht verrichtet, oder nach derselben das alte Leben fortgesetzt, ja, dann sage ich dir: Es ist eine Generalbeicht wo nicht nothwendig, doch sehr nützlich, zur Sicherheit, zum Trost, zur Aneiferung, zum Zeichen des ernstlichen Willens einer dauerhaften Besserung. Wer im Gesichte ganz entstellt aussieht und darum von Andern verabscheut wird, der beschaue sich in dem Spiegel, so wird er sich selbst auch verabscheuen und auf Mittel denken, wie er sich eine schönere Gestalt geben könne. Unsern Amasius (sagte ich), haben die Prediger dazu bewogen, von denen er öfters gehört, daß die Unzucht ein Laster sei, welches mehr, als alle übrigen den Menschen von Gott abwendet; mehr als alle andern Gott wider den Menschen erbittert, da kein anders so leicht gewohnt, so sehr vermehrt, so schwer gebessert werden kann. Die Beichtväter kehrten auch schon die rauhe Seite hervor, und wollten sich mit der Absolution nicht mehr so willfährig, wie bisher, finden lassen; weil jeder, obschon Amasius immer wechselte, leicht merkte, daß er ein Sünder sey, der die nächste Gelegenheit zu meiden nicht im Sinne habe. Endlich ließ die Mutter mit Bitten, der Vater mit Drohen nicht ab, ihm zuzusetzen, bis er das berüchtigte Haus und die sündhafte Buhlschaft zu lassen versprach.

So recht! Wenn man etwas Gutes mit einer Seele will ausrichten, so müssen alle zusammenhalten, deren Sorge eine solche Seele anvertraut ist. Alle müssen zusammen-

halten, merkt das christliche Eltern, alle müssen zusammenhalten! Der Prediger thut sein Amt. Wenn ihr aber die Kinder nicht in die Predigt schickt, was kann es helfen? Der Beichtvater thut sein Amt. Wenn ihr aber dem Muthwillen eures Sohnes oder eurer Tochter die Gelegenheit nicht abschneidet, ja, etwa selbst Gelegenheit machet, was soll es nützen? Wenn der Vater das Kind ziehen will, die Mutter nicht; oder im Gegentheil die Mutter streng ist, der Vater aber ein Heli, so wird aus der Zucht nichts. „Wenn einer einreißet, was der andere gebaut, was haben sie für Nutzen von ihrer Arbeit, als eitle Mühe und unnütze Sorgen?" (Sirach Kap. 34.) Deßwegen hat es mir nicht wenig gefallen, daß ich las, die Eltern des Amasius haben den Predigern und Beichtvätern treu geholfen und ihren Sohn auf bessere Gedanken gebracht, wozu auch die Verwandtschaft das Ihrige redlich beigetragen. O, wären alle Eltern so beschaffen, dann würde die Zucht und Ehrbarkeit bei unserer Jugend in höherer Achtung stehen! Jetzt sind manchem kaum die Milchhaare um den Mund gewachsen, so will er schon von keinem Gesetze mehr hören. „Der eitle Mensch erhebt sich in seiner Hoffart," sagt von ihm Job im 11. Kap. Er bildet sich ein, er sei schon ein Mann, geht hochfahrend einher, und hält fest dafür, er sei nunmehr ein Freiherr und dürfe wie ein junger Waldesel durch alle Wälder spazieren, mit allerlei Thieren nach seinem Gefallen sich gemein zu machen. Eine junge Tochter, noch ehe sie die mannbaren Jahre erreicht, wie ist sie oft so frech im Aufzug, so ausgelassen in Geberden, so gar nicht schamhaft in der Aufführung!

Täglich und stündlich trifft man solche Zierpuppen an, deren eine der hl. Geist beschreibt in den Sprüchwörtern, Kap. 7: „Sie tritt einher im Hurengewande, die Seelen zu fangen; sie ist geschwätzig, ausschweifend, unruhig; sie kann nicht zu Hause bleiben; bald steht

sie unter der Thür, bald rennt sie durch die Gassen, bald lauert sie an den Ecken." Woher ein so verderbliches Wesen? Einer baut, der andere reißt ein; man hält nicht zusammen; das ist die Ursache. Man läßt die Prediger schreien, die Beichtväter zusprechen, aber die Eltern halten nicht mit; ja, was jene aufgebaut und Gutes gewirkt haben, das reißen die Eltern nieder und es gibt solche Eltern, welche mehr sorgen, daß ihre Kinder nicht zu fromm werden, als sie hüten, daß sie nicht schlimm werden. Ja, was sage ich? Es gibt sogar Eltern, welche besonders ihren Töchtern, entweder aus Armuth, oder aus Begierde, eine bessere Heirath zu treffen, selbst Unterricht geben, bei den Zusammenkünften beider Geschlechter sich zurückziehen, damit sie desto freier und frecher handeln können, ja wohl gar ihre Kinder in einen solchen Dienst verdingen, wo sie wissen, daß der Herr des Hauses sie verführen werde. O du armes Kind! Du bist von deinen Eltern dem Teufel verkauft! Grausamer Vater! Gottlose Mutter! Höret ihr denn nicht, was die ganze Gemeinde von eurer Tochter redet? Schämt ihr euch nicht über die Schande, die sie euch und eurer ganzen Familie angethan? Erbarmt ihr euch nicht über die arme Seele eures Kindes, das in der Gefahr der Verdammniß schwebt? O, wenn es in Gefahr wäre, in die Hände des Scharfrichters zu gerathen, wie würdet ihr trauern, sorgen, laufen! Ach, trauert, sorget, laufet, sonst kommt es dem Teufel in die Hände, und ihr mit ihm! Aber was nützt mein Rufen und Mahnen? Ist es doch leider schon so weit gekommen, daß mancher Vater und manche Mutter des Wortes Gottes nur spotten! Es heißt: Was will ich thun? Daß ich etwas übersehe, dazu zwingt mich die Armuth, es erfordert's mein Interesse, und Gott ist gut; er wird einem Mädchen es nicht so hoch anrechnen, was sie da zuläßt. Sie muß ihr Glück suchen. O verfluchte Zunge! würdig, daß sie mit glühender Zange aus dem gotteslästerlichen

Munde gezogen und in Stücke zerhackt werde! Was muß man hören? Es zwingt dich die Armuth? So wohl, so mußt du dein Brod von dem Teufel betteln? Es fordert's dein Intereſſe? So haſt du dein Intereſſe bei dem Teufel zu ſuchen? Sie muß ihr Glück machen? O Thorheit! Wer redet doch, ein Chriſt oder ein Türke? Iſt das das Glück deiner Tochter, daß die ganze Nachbarſchaft von ihr nicht anders als von einer öffentlichen Dirne redet? Iſt das ihr Glück, daß ſie bei Gott verhaßt, bei den Menſchen verachtet, bei der Hölle angeſehen und eine Leibeigene des Teufels iſt? O Gräuel, o Elend, o Unglück eines Kindes, das ſolche Eltern hat!

II. Theil.

Boshafter Verſchub.

Gottlob! unſer Amaſius hat einen beſſern Vater, eine beſſere Mutter. Auf ihr Zureden hat er ſich zwei oder drei Tage lang von der Gelegenheit entfernt, in eine Kammer eingeſchloſſen und mit möglichſtem Fleiße eine Generalbeicht zuſammengeſchrieben. Keine Gattung, keine Zahl, kein weſentlicher Umſtand der Sünde iſt, ſoviel ihm bewußt, ausgeblieben und jetzt iſt er wirklich auf dem Wege zur Kirche, Willens zu beichten. Wohlan, heilige Engel, ſtellt ein Freudenfeſt an; jetzt wird ſich ein großer Sünder bekehren! Ja, ja, ein großer Sünder wird ſich bekehren; ich getraue mir kaum zu zweifeln. Doch macht mich Eines irre. Ich leſe, daß er mit größtem Fleiße ſein Gewiſſen erforſcht und alles pünktlich aufgeſchrieben habe; aber daß er nach der Gewiſſenserforſchung ſich ernſtlich bemüht hätte, eine wahre Reue zu erwecken, das leſe ich nicht. Das iſt's, was mich irre macht. Vielleicht ſagt ihr: Wenn er nicht Reue und Leid hätte, würde er ja nicht beichten. Aber ich antworte: Ach, wie viele, wie viele beichten, und haben

keine Reue, oder wenigstens nur eine kaltsinnige, nichtswerthe Reue, ohne ernsten Vorsatz, sich zu bessern! Kurz, gar viele beichten, ohne die Sünde ernstlich zu hassen, und dieß darum, weil Gott barmherzig ist! Aber ach, das ist eine neue Sünde, welche die Hölle anfüllt! Die heilige Theresia bezeugt es, und bittet die Prediger, sie möchten nur recht oft von der wahren Reue predigen, weil sie in einer Offenbarung vernommen, daß die Hölle voll sei von ungültig Beichtenden, ungültig, nicht so fast aus Mangel an Aufrichtigkeit, als wegen Mangel der wahren Reue und des ernsten Vorsatzes. Das bestätigt auch die Erfahrung. Ihr möget andere Beichtväter fragen, was sie erfahren; ich kenne einen, der, nachdem er neben unzähligen andern wohl über dreitausend Generalbeichten gehört, viele, sehr viele gehört hat, die ihre Beicht also beschloßen: O Pater! wenn ich nur mehr wüßte, ich wollte alles gerne beichten! Fragt mich doch besser aus, helft mir darauf; — aber wenige, sehr wenige waren, die gesagt hätten: O Pater, wie wollte ich wünschen, daß ich meine Sünden besser, eifriger bereuen könnte! Es ist mir zwar leid, aber ich möchte, daß es mir noch mehr leid wäre! Das thun wenige, gar wenige. Was schließe ich hieraus? Dieß, daß viele mehr sorgen für das Beichten, damit sie nichts auslassen oder vergessen, als für die Reue und den Vorsatz, daß diese ernst und von Herzen seien. Ja, es gibt Leute, die an die Reue gar nicht, oder nur obenhin denken, und daher kommt es, daß man nach so vielem Beichten so wenig Besserung spürt.

Das ist aber ein grober Irrthum; denn die herzliche, ernstliche Reue und Leid ist das Allernothwendigste bei der Beicht. Freilich muß man das Gewissen fleißig erforschen; aber wenn du nach einer fleißigen Erforschung eine Sünde vergissest, so gilt die Beicht dennoch. Ja, wenn du mit dem Tode ringst, und nicht mehr reden kannst, und gibst ein Zei=

chen, daß du beichten möchteſt, beichteſt aber doch nicht verſtändlich, ſo gilt die Beicht dennoch. Aber wenn du auch alle Sünden mit größtem Fleiße erforſchet haſt; wenn du auch alle Umſtände, alle Zahlen ſorgfältig und aufrichtig ſagſt; wenn du die Reue nicht haſt, ſo gilt die Beicht nichts, ſollteſt du auch dem Papſt ſelbſt beichten und von ihm losgeſprochen werden; — geht die Reue ab, ſo gilt die Beicht nichts. Noch mehr, wenn du die Reue auch nicht freiwillig unterläſſeſt, ſondern nur vergiſſeſt, ſo gilt die Beicht nichts. Ja, wenn du dich auch bemüheſt, eine Reue zu erwecken; wenn du auch meinſt, es ſei dir leid, — wenn es dir in der That ſelbſt nicht ernſt iſt, ſo gilt die Beicht nichts. Noch mehr. Wenn du auch wirklich eine wahre Reue, unter Thränen, erweckeſt, aber erſt nach der Abſolution, — ſo gilt die Beicht nichts; du mußt alles wiederholen. Siehe, ſo nothwendig iſt die Reue bei der Beicht. Darum, mein Sünder, trotze nur nicht und ſage: Ich habe zwar geſündigt, aber ich habe gebeichtet; — iſt alles zu wenig! Sage mir: Ich habe gebeichtet und vor der Beicht alle Sünden ernſtlich gehaßt, bereut, verflucht, — dann wünſche ich dir Glück.

L. Z. Urtheilt nun nach dem, was ihr gehört, ob ich eine eitle Furcht gehabt wegen der Beicht unſeres Amaſius. Der Ausgang der Geſchichte nach einer ſo fleißigen Erforſchung des Gewiſſens wird euch zeigen, daß ſeine Reue gar klein, oder gar keine geweſen ſeyn müſſe. Denn ſeht, er hat ſeinen Vorſatz ſchon verändert; er will jetzt nicht mehr beichten; er will dieß Geſchäft auf eine gelegenere Zeit verſchieben. O weh! mich dünkt, ich ſehe den mit ſeinen Einſprechungen abgewieſenen h. Schutzengel des Amaſius vor einer gewiſſen Hausthüre ſtehen, und weinen; denn hinein iſt er wahrſcheinlich nicht gegangen.

Höret, Geliebte, und zürnet (denn es iſt billig), zürnet über die unſinnige That dieſes gleißneriſchen Büßers. Da er

wirklich mit seiner Beicht in der Tasche der Kirche zueilt, muß er vor dem Hause seiner Freundin vorübergehen und diese, weil sie eben müßig am Fenster liegt, wie solcher Dirnen Brauch ist, sieht ihn. Sie springt alsbald von ihrem Sitze auf, läuft über die Stiege hinab zur Hausthüre, öffnet, kommt ihm entgegen und redet ihn an, gerade wie jenes Weib, von dem in den Sprüchwörtern im 7. Kap. geschrieben steht, redete. O mein Amastus, sagt sie, und er hört ihr zu! Ei, wenn er die Sünde gehaßt hätte, so hätte er ja auch dieses Werkzeug der Sünde, diese Verführerin, dieses Götzenbild gehaßt, ihr mit Unwillen den Rücken gewendet, ihr mit trotziger Miene den Korb hingeworfen! Doch, das wäre unhöflich gewesen! Sie ist doch keine Bauerndirne! Sie ist aber ein unreiner garstiger Sündenpfuhl, ein faules, ansteckendes Aas, eine Unterhändlerin des Teufels, — warum soll er höflich gegen sie seyn? Allein die Politik geht allem Evangelium vor! Er hört ihr zu, sie redet: Mein Amastus, wie lange sind Sie schon ausgeblieben! Ich meinte, Sie seien verloren gegangen, deßwegen habe ich mich zum h. Antonius versprochen; gottlob, daß ich Sie wieder gefunden! Kommen Sie herein, wir wollen nach so langer Zeit uns wieder einmal eine vergnügte Stunde machen, wir sind heute ganz ungestört! Was geschieht? „Sie umstrickt ihn mit ihrem Geschwätz, und er folgt ihr, gleich einem Mastochsen, den man schlachten will.“ Er läßt sich überreden, geht hinein, und (jetzt betrachtet die Bosheit), er denkt (ich kann es vor Unmuth kaum sagen): Sei's noch einmal; dann beichte ich diese Sünde mit den andern; es geht in Einem hin.

Jetzt kann ich mich nicht mehr enthalten, in Zorn gegen diese Frechheit zu entbrennen. Geliebte, geht euch, wenn ihr dieß hört, nicht die Galle über, so liebet ihr Christum nicht! O Jesu! siehe, so schätzen die Menschen deine h. Sakramente,

daß sie sich derselben zu deiner Verachtung bedienen! Du hast die Beicht eingesetzt, damit sie desto sicherer sich von ihren Sünden entledigen könnten, und jetzt braucht man die Beicht, damit man desto kecker sündige. Man sündigt und sagt, (o gottlose Rede,) man sündigt und sagt: Was ist's dann? Ich kann's ja wieder beichten! Siehe, o Jesu, soviel hat deine Barmherzigkeit über die Christen vermocht! Aber du unverschämter Bösewicht, den die Milde und Geduld Gottes verwegen macht, sage mir: „Weißt du nicht, frage ich dich mit dem hl. Paulus (Röm. 3.), weißt du denn nicht, warum Gott gar so gut mit dir sei?" Verschont er dich denn, weil er nicht strafen kann? O nein, alle Augenblicke kann er. Siehe, das Feuer der Hölle prasselt schon unter deinen Füßen; du stehst am Rande des Abgrundes; die Teufel sind bereit, dich an sich zu reißen; nichts geht ab, als ein Wink der göttlichen Gerechtigkeit; er kann dich auf dieser Stelle in's ewige Verderben stürzen; warum will er denn nicht? Weil er gut ist; er will dich zur Buße führen; das ist seine hl. Absicht, und du bist eben darum schlimm, eben darum unbußfertig? O mehr als teuflische Bosheit! Die Teufel beleidigen Gott, weil er gegen sie streng und gerecht ist, und du — beleidigst Gott, weil er gegen dich gut ist!

III. Theil.

Entsetzliche Strafe.

O Gott! o unendlich barmherziger Gott! wird wohl auch diese Frechheit, so verdammlich sie, dem Amastus ungestraft hingehen? Nein, Geliebte; denn hört, wenn ihr hören könnt, und beide Ohren sollen euch klingen ob des traurigen Ausgangs der Geschichte. Was ist denn geschehen? Wird etwa

der Schutzengel warten, bis er herausgeht und dann, wie einem andern widerfahren ist, mit einer derben Ohrfeige den unverschämten Gesellen abstrafen? Das wäre eine Gnade; keine Gnade aber verdient jener, der die Sünde nicht hasset. Der Schutzengel ist schon entwichen; er hat nichts mehr da zu thun; Amasius ist todt. Wie? so plötzlich todt? Ja, er ist todt! Laßt uns anbeten die göttliche Gerechtigkeit, die den Frevler auf frischer That ergriffen und zur verdienten Strafe gezogen hat! Vernehmt den Verlauf! Sein Mitbuhler hat ihn in's Haus hinein gehen sehen; ergrimmt in Eifersucht, ergreift den Dolch, dringt nach ihm hinein — und da der elende Jüngling im Begriffe ist zu sündigen, durchbohrt der grausame Mörder das Herz des unbeständigen Wetterhahnes und stürzt seine Seele in die Hölle. Die Beicht hat man in der Tasche gefunden; aber eine Absolution wird er in Ewigkeit nicht mehr erlangen. Siehe, o Sünder, welch' traurigen Ausgang die Vermessenheit hat: Ich kann ja wieder beichten! Nur noch einmal, sagte der Elende; — aber da war das Maaß voll; die Zeit der Verzeihung aus; er war verloren. So wahr ist es, daß zwar die Barmherzigkeit Gottes unendlich ist; aber die Erbarmnisse haben ein Ende, die Erbarmnisse haben ein Ende!

Dritte Geschichtspredigt.

Das Ecce-Homo-Bild.

Lehre:

Haß der Sünde aus der Betrachtung der Sünde.

Vers 4. Denn ich erkenne meine Bosheit, und meine Sünde schwebt mir immer vor Augen.

So ist's; — Barmherzigkeit hoffen, und wegen dieser Hoffnung die Sünde nicht hassen, ist eine neue Sünde. Daraus folgt aber nothwendig, daß der Sünder sich nichts mehr muß angelegen sein lassen, als einen solchen heiligen Haß in seinem Herzen zu pflanzen und darin recht tief einwurzeln zu lassen. Wie wird es aber Jemand dahin bringen, daß er auf einmal hasse und verabscheue, was er so lang geliebt? David, l. Z. David gibt uns wie das Beispiel, so auch das Mittel dazu in nnserm Psalme an. Hört nur seine Worte im 4. Vers: Ich erkenne meine Bosheit u. s. w. Daß ich die Sünde so ernstlich zu hassen angefangen habe, sagt er, das kömmt daher, weil ich die Schwere derselben wohl betrachtet und ihre Abscheulichkeit gleichsam mir gegenüber immer vor Augen gestellt habe. Versteht ihr das, die ihr euch so oft beklaget, daß euch die Reue und Leid nicht von Herzen gehe? Ihr, die ihr an euern schweren Sünden so wenig Abscheu habet? Ihr, die ihr auch die größten Laster im Beichtstuhle so kaltblütig erzählet, daß der Beichtvater nicht ohne Furcht euch ledig spricht, sich und euch wegen Abgang der Reue in ein Sakrilegium zu verwickeln? Versteht ihr, wo es herkommt, daß ihr noch immer statt des Hasses eine Zuneigung zur Sünde empfindet? Die Betrachtung geht ab. Ihr bedenkt nicht, was eine Sünde sei. O, die Betrachtung der Sünde hat eine

wunderbare Kraft, wahrhafte, innige, bis in den Tod dauernde Reue in den Herzen zu erwecken! Vernehmt ein Beispiel darüber aus dem Wunderspiegel des P. Joannes Rho s. J.

I. Theil.

Heilige List.

In Florenz, einer von den Hauptstädten Italiens, wohnte ein wegen ihres lasterhaften Wandels berüchtigtes Mädchen (ich will sie Pelagia heißen). Sie gehörte zu jener Gattung von Menschen, von denen der h. Geist sagt: „Eine Hure ist gleich einer tiefen Grube, einem engen Ziehbrunnen.“ Wer in denselben hinabfällt, kömmt schwer wieder heraus. Sie hatte auch wirklich nicht wenige junge Leute an sich gezogen und mit dem vergifteten Becher der Wohllust so berauscht, daß sie, wie unsinnig, ihr Geld, ihre Ehre, ihr Leben, ihre Seele in den Abgrund des Verderbens stürzten. Eine traurige Sache! Aber, was ich ohne Abscheu nicht sagen, ihr ohne Schmerz nicht hören konnt, ist dieß, daß sogar ein Priester gefunden wurde, der, nachdem er viel von ihr gehört, ganz begierig war, ihre Bekanntschaft zu machen.

Hier wird nun etwa ein loser Mensch, nicht ohne Verachtung der ehrwürdigen Priesterschaft, bei sich höhnisch sagen: Da sehe man, was die Pfaffen für Leute sind! Wenn unsereiner sich übersieht, da wüthen sie, als wollten sie Feuer vom Himmel rufen, uns zu verzehren und sie verdienen oft selbst den Scheiterhaufen! Die Gleißner, die Betrüger! Wölfe sind sie, in Schafspelze gehüllt! O, da hätte der Prediger Gelegenheit, den Geistlichen derb die Wahrheit zu sagen! Weiß er nicht, wie es zugeht, so frage er nur unsereinen. Immer predigt man über uns Laien; die Priester hätten es wohl ebenso nöthig; manche leben, daß es eine Schande ist. Ich

scheue mich fast, ihre Messe zu hören oder die hl. Kommunion aus ihren Händen zu empfangen. Pfui! man darf sie keck Teufelspfaffen nennen, sie verdienen es nicht anders; es ist wahr, verzeihe mir's Gott, daß ich so rede!

Hast du nun ausgeredet, ehrenrührerisches Schmähmaul? Nicht wahr, das gefiele dir, wenn ich jetzt frei uud unverschämt die Sitten und Aufführung der Priester durch die Hechel ziehen wollte! Aber behüte mich Gott vor einer solchen Vermessenheit! Ich kenne den Befehl des Allerhöchsten: „Rühret mir meine Gesalbten nicht an;" ihr greift mir in das Auge! Vielmehr bin ich schuldig, die ehrwürdige Priesterschaft zu beschützen; nicht so fast, weil ich selbst, obwohl unwürdig, ein Priester bin, als weil ich durch Gottes Barmherzigkeit das Glück habe, ein Mitglied jener Gesellschaft zu seyn, die sich eine Mitgehilfin der Priesterschaft in dem Weinberge des Herrn kraft ihres Berufs nennt. So laßt uns denn sehen, ob das Murren wider die Priesterschaft, das bei manchen so sehr im Schwunge ist, der Vernunft und Billigkeit gemäß sei, oder nicht.

Alles, was man der ehrwürdigen Geistlichkeit vorwerfen kann und warum man sie verachten will, kömmt zuletzt darauf hinaus, daß nicht alle Priester recht priesterlich leben. Ich antworte 1) mit einer Frage. Habt ihr denn gemeint, daß einer, sobald er einen schwarzen Rock anzieht, eben dadurch aus einem Menschen ein Engel werde? Freilich wäre es zu wünschen; aber wer wird das erwarten? Also ist der Priesterstand, so hoch immer seine Würde ist, ein Stand der Menschen. Nun zeigt mir einen Stand unter den Menschen, in dem alle standesmäßig leben! Heilig ist der ledige, jungfräuliche Stand; aber wie viele müßige, freche, unkeusche Leute gibt es in demselben? Löblich ist der Ehestand; aber wie viele Ehebrecher, Wucherer, Schlemmer findet man darin? Ansehnlich ist der Adelstand; aber wie viel sieht man da Prah-

ler, Schmeichler, Wütheriche? Vollkommen ist der Ordensstand; aber man findet auch da, leider! oft einen Luzifer unter den Engeln, einen Judas unter den Aposteln. Wie sollte dann nicht Aehnliches auch in dem Priesterstande vorkommen? Ich antworte 2), wenn es auch zuweilen Priester gibt, die ein unerbauliches, ungeistliches Leben führen, so haben oft jene die meiste Schuld, die am heftigsten schmähen; ich meine jene Eltern, die mit aller Gewalt ihren Sohn zum Priester machen wollen; er mag wollen, oder nicht, taugen, oder nicht; jene Patronen, die einen Tischtitel verschaffen jenen Personen, die nur wegen des lieben Brodes Priester werden wollen; jene endlich, die aus einer blos natürlichen Zuneigung für ihre Verwandten oder Freunde mit ihren mächtigen Fürbitten durchdringen, daß solche vor andern, weit tauglichern zu Würden, denen sie nicht gewachsen sind, erhoben werden. Geht es dann nicht, wie es soll, wer hat die Schuld? Ich antworte 3), warum schmäht man nur immer über die schlimmen Priester und verschweigt boshafter Weise das Lob der Gelehrten, Frommen und Würdigen, deren es gewiß heutzutage eine ungleich größere Menge gibt? Man lese nur die Kirchengeschichte; man wird finden, daß wir jetzt seit einer Reihe von Jahren, was die Priesterschaft betrifft, goldene Zeiten haben, wenn man sie mit den vergangenen Zeiten vergleicht. Viele aus euch, l. Z. werden es sich noch denken können, wie lange es her ist, daß man hier die Kirchen so herrlich geziert hat, den Gottesdienst so würdig hält, dem Beichtstuhl so fleißig abwartet, die Kranken so oft besucht, als es wirklich in allen Pfarreien dieser Stadt geschieht. Die Feinde der Priester haben daher die Art und Weise der Goldkäfer an sich; sie scheinen von Eifer beseelt zu seyn, und nur die Mißbräuche und Ungebühren abstellen zu wollen; in der That aber suchen sie nichts anders, als durch die Schwachheiten einiger Priester ihre eigene Bosheit zu entschuldigen und desto freier im Kothe

wühlen zu können. Endlich, man sage die Wahrheit, legt man den Priestern oft, gar oft, übel aus, was am besten gemeint ist. Darum sollte man, ich will nicht sagen, nicht schmähen, sondern gar nicht urtheilen über einen Priester, bis man unwiderlegliche Beweise hat. Man verfährt sonst gar zu freventlich und hält für übel, was nicht übel ist. Habe ich doch von unserm Florentinischen Priester noch nichts gesagt, als daß er begierig gewesen sei, mit Pelagia bekannt zu werden, und man ist mir schon in die Rede gefallen, als hätte ich das größte Bubenstück von ihm erzählt. Gemach; laßt uns zuvor hören, wie es weiter geht. Hippolytus, sagt die Geschichte (dieß ist der Name des Priesters), bahnte sich zu der gewünschten Bekanntschaft auf folgende Weise den Weg. Er miethete sich eine Wohnung, schnurgerade der Wohnung Pelagia's gegenüber. Nun hatte die üppige Person die Gewohnheit, wenn sie spät genug vom Bette aufgestanden war, sich eine und die andere Stunde vor dem Spiegel aufzuhalten und sich mit diesem gläsernen Schmeichler zu unterhalten. Das ist es, was Hippolyt von seinem Fenster aus beobachtet. Jetzt seht, was die Liebe thut. Hippolyt, ein Mann von schon gesetztem Alter fängt an, das freche Mädchen in allem nachzuäffen, wohl wissend, er könne das vorwitzige Geschöpf nicht leichter, als in ihren eigenen Netzen fangen. Er befestigt also mitten in seinem Zimmer einen Spiegel an die Wand; vor diesem kleidet er sich, frisirt sich, betrachtet seine Gestalt, probirt allerlei Wendungen des Körpers, nimmt die verschiedensten Physiognomien an, jetzt eine lächelnde, jetzt eine ernsthafte, jetzt eine zornige, um zu sehen, was ihm wohl am besten anstehen möchte. Ich muß bekennen, jetzt schwindelt mir fast bei der Sache; eine solche Eitelkeit ist doch für einen Priester gar zu unanständig. Daß ein Jüngling sich üppig kleidet, ist seinem Unverstande zuzuschreiben; daß ein Hofmann prachtvoll auftritt, geschieht dem Fürsten zu Ehren; daß ein Ehemann

sich sauber anziehe, ist auch nicht zu tadeln; es geschieht seiner Frau zu Gefallen, sagt der hl. Paulus. Aber wem soll ein Priester zu gefallen suchen, als Gott allein? Gott, der da will, daß wir, wie ebenderselbe Apostel mahnt, nicht mehr verlangen sollen, als ehrlich und ehrbar bedeckt zu seyn. Und sehet, was ich ahnde, ahndet sogar Pelagia. Denn sie hat ihn schon gesehen und bricht darum mitten in ihrer Arbeit ab, läuft zum Fenster, schaut, lacht, spottet: O der Geck, der Kahlkopf, der Weltpfaffe! Endlich, wie dergleichen Leute immer unverschämt sind, ruft sie sogar zu ihm hinüber: Herr Hippolytus, wie sind Sie so schön; könnte ich nicht auch die Gnade haben, mich in Ihrem Spiegel zu beschauen? Das ist's nun, was der Priester gesucht hatte. Recht gerne, ist die Antwort; ja, wenn ich darf, wird es mir eine Ehre seyn, ihn selbst zu überbringen. Dieß sagen, und nach dem Mantel und Spiegel greifen, ist eins; — er läuft schon die Stiege hinab.

Hier hätte ich dem guten Mann begegnen mögen. Eine und die andere Wahrheit hätte er mir hören müssen; denn ich gestehe es: Ich fürchte, ich fürchte ..... Und es rührt sich mir schon die Galle. Die Gelegenheit zu einer solchen Bekanntschaft suchen und, sobald sie angeboten wird, begierig annehmen, das sind Anzeichen, die nichts Gutes bedeuten. Ach, Herr Hippolytus, wo denken Sie doch hin? Der hochberühmte Johannes von Avila sah einst einen Priester Messe lesen, so hudlerisch und eilfertig, und ohne die einem so großen Geheimnisse gebührende Ehrerbietigkeit, daß er ein herzliches Mitleid mit dem verborgenen Jesus empfand und sich nicht halten konnte, leise dem Altar sich zu nähern und dem leichtsinnigen Priester die Worte in's Ohr zu raunen: Quaeso te, reverentius tracta, quem manibus tenes; est enim filius magni Regis! Herr Hippolyt, Sie verstehen lateinisch; erinnern Sie sich doch, wen Sie heute in der hl. Messe in den Händen gehabt haben! Ach, es ist der Sohn des Königs aller Könige,

des allmächtigen Gottes; wehe dem, der ihn verachtet! Glauben Sie, Jesus, obgleich er keine Schmerzen mehr empfindet, ist doch empfindlich in dem Punkte seiner Ehre, est enim magni regis filius! Könnte er noch leiden, so würde er Blut schwitzen in deinen Händen, o Priester; so wehe thut ihm die Schmach zur Stunde, wo er wieder in die Hände eines Sünders überantwortet wird. Hält er auch seinen Zorn jetzt zurück, schweigt er, so fragt er doch: „Werde ich wohl immerfort schweigen?“ Gib acht, es wird sich einst der weiße Schleier der Brodsgestalten zertheilen und Jesus wird dir erscheinen; du wirst sehen, wer er ist: „Ich bin Jesus, den du verfolgst, der Sohn des Königs der Könige.“

Aber, o wehe, — mein Zureden ist schon zu spät! Hippolyt ist schon im Hause, ja im Zimmer Pelagia's, grüßt sie höflich und fängt an zu erklären, wie er schon lange die brennende Begierde hege, mit einer irdischen Göttin, deren Schönheit so viele Anbeter habe, sich zu besprechen; welche Qual er in seinem Herzen gelitten, daß sich die gewünschte Gelegenheit so lange nicht dargeboten; wie er den heutigen Tag unter die glücklichsten seines Lebens zähle, an dem sein heißester Wunsch erfüllt worden sei. Großer Gott! wo hat doch ein Priester diese Sprache gelernt? Aber Hippolyt läßt sich in dem Strome seiner Rede nicht aufhalten. Vor allem rühmt er seinen Spiegel, den er noch unter dem Mantel verborgen hatte, und erzählt weitläufig, welches Glück er gehabt habe, in den Besitz eines solchen Spiegels zu kommen; welche wunderbare Eigenschaften er habe; wie passend er für Pelagia sei und wie er sich erbiete, ihr mit demselben ein Geschenk zu machen. O der üppige, leichtfertige, boshafte Priester, wird mancher aus meinen Zuhörern denken! Doch ich habe es schon gesagt: Wie leicht denkt man irrig, und auf das übel Denken folgt das übel Reden. L. Z. Hippolyt war bisher in Florenz ein Mann von großem Ansehen, von gutem

Ruf, von Jedermann für sehr fromm und weise gehalten. Wenn jetzt sein Unternehmen in der Stadt ruchbar wird, was wird man sagen? O, wenn ihn nur ein altes Mütterchen in dieses Haus hat gehen sehen, so hat sie es gewiß bereits ihrer Nachbarin gesagt. Mit offenem Munde wird sie hingelaufen seyn und gesagt haben: Nachbarin, was muß ich euch sagen: Der Priester Hippolyt, (aber sagt es doch nicht weiter; ich sage es euch im Vertrauen; ich möchte den guten Herrn nicht um seinen guten Namen bringen;) der Priester Hippolyt ist zu Pelagia gegangen; ich hab's mit eigenen Augen gesehen; wer hätte das geglaubt? Wie? der Herr Hippolyt, sagt die andere und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, der Herr Hippolyt! das muß ich gleich meinem Manne sagen! Sie geht, sagt's, der Mann jammert auch und erzählt's dem Nächsten, der ihm begegnet. Der unachtsame Priester wird bald auf allen Gassen von sich reden machen. Man wird bei allen Gesellschaften und in allen Wirthsstuben von ihm erzählen, und dieß alles, noch ehe es seine Obrigkeit weiß, die es vor allem und allein wissen soll. Ehrabschneiderische Zungen, ihr seid gewiß aus dem Geschlechte Cham's entsprossen, weil ihr solche Freude habt über die Schande eurer Väter, d. i. der Priester zu spotten! Sei es, daß zuweilen einer seinem Stande eine Unehre macht, muß man es deßwegen sogleich ausposaunen? Constantin der Große pflegte zu sagen, wenn er einen Priester sollte sündigen sehen, so wollte er seinen kaiserlichen Purpurmantel über ihn decken, damit er verborgen bliebe; diese Sorge seid ihr, wo nicht der Person, so doch dem Stande des Priesters schuldig. Lieber! Weißt du etwas Unrechtes? Ich frage, woher? Hast du es selbst gesehen? Wohlan, so behalte es bei dir, oder wenn ein Aergerniß zu befürchten ist, so frage einen klugen Beichtvater, was du zu thun habest. Allein insgemein weiß man dergleichen Dinge nicht vom Sehen, sondern nur vom Hören, und vom Hörensagen lügt man gern. Ja selbst

das, was man sieht, legt man oft übel aus, während es nichts übles ist, sondern erst etwas übles wird durch das freventliche Urtheil. Wie hat nicht der Pharisäer es Jesu so übel gedeutet, daß er sich von Magdalena die Füße waschen ließ; und doch benützte Christus diese Gelegenheit zu Magdalena's Bekehrung. Gleiches war der Fall bei unserm Hippolytus. Geschwind, Geliebte, geschwind laßt uns unser Urtheil ändern; denkt nichts Unrechtes mehr von ihm, er ist ein heiliger, kluger, seeleneifriger Priester! Pelagia liegt ihm wirklich zu Füßen; sie hat schon gebeichtet; sie weint, sie jammert, sie beklagt und verflucht ihre Sünden mit solcher Reue, daß sie fast nimmer zu trösten ist; mit Einem Worte, Pelagia hat sich gänzlich bekehrt! Wie ist aber das zugegangen?

II. Theil.

Gute Wirkung.

Geliebte! strengt jetzt alle eure Kräfte zur Aufmerksamkeit an. Ihr werdet die sicherste und leichteste Weise lernen, wie man sich zu einem ernstlichen Hasse der Sünde, und zu einer wahren, kräftigen Reue ermuntern kann. Pelagia ließ Hippolyt die Lobrede auf seinen Wunderspiegel nicht enden, sondern voll Begierde, denselben schnell in ihre Hände zu bekommen, riß sie ihm den Mantel aus einander und den Spiegel aus der Hand. Aber kaum thut sie einen Blick hinein, — so ist sie verwirrt, sie erbleicht und erstarrt. Was sieht sie denn? Ein Wunderding! Ihr ganzes Leben sieht sie in Einem Bilde, und zwar so schändlich, so gräulich, so entsetzlich dargestellt, daß sie vor Abscheu an sich selbst fast in Ohnmacht gesunken; besonders, weil Hippolytus, seines Zweckes nicht vergessend, in einem andern Ton jetzt mit ihr zu reden anfing. „Elende Sünderin, wie lange noch wirst du fortfahren, die Geduld

deines Gottes mit deinen Lastern zu mißbrauchen? Siehst du, wer du bist? Warum schlägst du die Augen nieder? Sieh', sieh', eine Mörderin deines Erlösers bist du! Weißt du, wer dieser ist? Siehe, wie viele Dörner in seinem Haupte stecken, in welch' heißen Thränen seine Augen schwimmen, welch' tiefe Wunden seinen Leib verunstalten, wie große Schmerzen sein Herz quälen! Wer ist er? Ecce homo! Sieh', o Mensch, dein Gott ist Mensch geworden, und ein so leidensvoller Mensch, ein Mann der Schmerzen; wer hat das bewirkt? Seine Liebe und deine Sünden! Pelagia, geh' in dich selbst! So sehr hat dich Gott geliebt, daß er für dich gestorben; so sehr hast du seine Liebe verachtet, daß du die Ursache seines Todes täglich in dir erneuert hast!" Was der Blitz vom Himmel bei Saulus, das haben die Donnerworte Hippolyts bei Pelagia bewirkt. Sie liegt zu Boden, in bittern Thränen gebadet und fragt mit bebender Zunge: „Ehrwürdiger Herr, was soll ich thun? Ich erkenne leider die Wahrheit. O Sünde, o verfluchte, entsetzliche Sünde! O Gott, wie barmherzig bist du mit mir! O Gott! O Liebe! Und ich habe dich nicht geliebt! Ehrwürdiger Herr, wie ist mir, was empfinde ich? Ich habe ja sonst wohl öfter ein Ecce-Homo-Bild, oder meinen Heiland am Kreuze gesehen. Aber (was sonst niemals geschah), heute blutet bei diesem Anblick mein Herz; heute sehe ich, was die Sünde ist; ich fühle, Gott will aus dieser Sünderin eine Büßerin machen. Ehrwürdiger Herr, seid mein Führer, was soll ich thun? Das ist der Finger Gottes, antwortet Hippolyt, der Finger Gottes hat dich berührt, Pelagia. Das ist die Frucht der kurzen Betrachtung des bittern Leidens Jesu Christi, dessen du dich schuldig gemacht. Aber benütze jetzt die Gnade, folge dem Triebe, greife zum Werke, die wahre Buße wird mit Thränen nicht satt. Wie gesagt, so gethan. Zum Erstaunen von ganz Florenz wurde Pelagia aus einer öffentlichen Sünderin eine öffentliche Büßerin. Sie zog sich in ein Kloster

zurück und blieb in demselben, in größter Bußstrenge ausharrend, bis zu ihrem seligen Tode. Solche ernstliche, dauerhafte Reue hat eine einzige Betrachtung erweckt. Jetzt geht und sagt, ihr wisset nicht, wie ihr in euch eine wahre Reue und einen Haß gegen die Sünde erwecken sollet. Erkennet, was die Sünde ist, und so oft ihr beichtet, betrachtet alle eure Sünden. Merkt euch das: Alle eure Sünden zugleich, nicht blos einige; ja, alle betrachtet in Einer Sünde! Je was für einer? Ach, es hängt ja an allen Wänden ein Cruzifixbild, das seht an! Jesus am Kreuze, o Sünder, Jesus am Kreuze ist deine Sünde, Jesum hast du getödtet und du sagst, du könnest deine Sünde nicht bereuen! Ach, betrachte doch: Wer hängt am Kreuz? Von wem ermordet? Für wen gestorben? Du mußt ein Stein seyn, wenn du nicht mit einem lieb- und reuevollen hl. Xaverius zerfließest und seufzest: Für mich Sünder! Ach! ich bin Ursache, daß Jesus gekreuzigt worden ist; meine Sünde ist Jesus am Kreuze! Jesus gekreuzigt, Jesus, mein Gott! O Gräuel für mich, o Liebe von ihm! O Sünde, o Schmerz! So hat Pelagia bis in's Todbett geseufzet und ist in der Buße selig gestorben, wie sie in der Buße beharrlich gelebt.

Christen! wie oft weint ihr über ein Unglück, über eine Unbild, über einen unverhofften Zufall! Ach, spart die Thränen für eure Sünden, oder weint doch erst dann über andre Uebel, erst dann, wenn ihr genug beweint habt das größte Uebel.

Vierte Geschichtspredigt.

Das goldene Kalb,

oder

des Volkes Gottlosigkeit, Aaron's Furchtsamkeit, Mosis Eifer.

Lehre:

Die Sünde, ein Uebel, würdig aller Uebel.

5. Dir allein habe ich gesündigt und Böses vor dir gethan, damit du gerechtfertigt werdest in deinen Reden und den Sieg erhaltest, wenn du gerichtet wirst.

Nachdem David uns belehrt hat, wie er den Haß gegen die Sünde in sich erweckt, nämlich durch eine ernstliche und öftere Betrachtung des Gräuels der Sünde, (ich erkenne meine Bosheit, sagt er, und meine Sünde steht mir immer vor Augen;) so erklärt er im 5. Verse zum Ueberfluß, was er denn Häßliches in der Sünde bei dieser Betrachtung ersehen und reifer überlegt habe. „Dir allein habe ich gesündigt und Böses vor dir gethan!“ Zwei Umstände, sagt er, sind in der Sünde, die ich vor andern verfluche; dir, vor dir! Gesündigt habe ich wider dich, meinen Gott, meinen höchsten Herrn, meinen größten Wohlthäter! Gesündigt habe ich in deinen Augen, ach, in deinen Augen, unendliche Heiligkeit! Dir, — vor dir, das sind zwei Punkte, welche die Sünde so gräuelvoll machen, daß, wenn du, o Gott, kommen wirst, mich zu richten, oder wenn du von Menschen meinetwegen gerichtet werden solltest, dir nothwendig jedermann recht geben muß, wie scharf immer das Urtheil ausfallen möge, das du über mich aussprechen wirst. Wir, Geliebte, nehmen es so selten zu Herzen, daß wir durch eine einzige Todsünde Ur-

sache des Todes Christi sind; daß eine Todsünde eine so entsetzliche That ist, daß dafür unmöglich der göttlichen Gerechtigkeit vollkommne Genugthuung geleistet werden konnte, außer durch eine göttliche Person, die sich bis zu unsrer Menschheit erniedrigte; ja der größte Theil der Menschen gehört unter die Zahl jener unsinnigen Leute, von denen Sprüchw. 10 geschrieben steht, daß sie über eine Todsünde nur lachen, und alles, was man über ihre Abscheulichkeit sagt, über ein Haus hinaus blasen.

Laßt uns aber betrachten, was David betrachtet hat: Dir, — vor dir! Laßt uns betrachten, was das sey, 1) wider Gott sündigen; 2) in den Augen Gottes sündigen. Ich hoffe zu Gott, ich werde heute erlangen, was ich durch drei Predigten zu bewirken gesucht, nämlich einen ernstlichen und unaufhörlichen Haß der Sünde. Ich habe euch gezeigt, wie elend ein Sünder sey, damit ihr auf Mittel denket, euch von diesem Elende zu befreien. Ich habe bewiesen, das einzige Mittel sey ein wahrer Haß und Abscheu gegen die Sünde. Ich habe dargethan, daß, um den Haß und die Reue zu erwecken, nothwendig sey die ernstliche Betrachtung der Sünde. Das sind lauter Vorbereitungen zur Belagerung harter Herzen; aber heute soll es mit der Hilfe Gottes ernst werden und brechen.

I. Theil.

Des Volkes Gottlosigkeit beim goldenen Kalb.

Ich führe euch in die Wüste, an den Fuß eines seltsamen Berges, der ganz mit Feuer und Rauch umgeben ist. Auf seine Spitze hat sich ein Engel an Gottes Statt herunter gelassen. Die Erde zittert; die Luft ertönt von Mark und Bein.

durchdringendem Posaunenschalle; entsetzliches Rollen des Donners erschüttert die Herzen; das ganze Volk Gottes liegt um den Berg herum in Furcht und Zittern auf seinem Angesichte und der göttliche Botschafter verkündet mit erhabner Stimme, die Felsen und Berge zerschmettern könnte, die zehn Gebote des Allerhöchsten. Der Name des Berges ist Sinai, das Volk das israelitische Volk auf seiner Reise aus Egypten, ein Volk, das Gott sich eigen machen und heiligen wollte. Um dieß Werk sicherer durchzuführen, beruft der Engel nach der Verkündigung des Gesetzes den Moses zu sich auf den Berg und hält mit ihm eine vierzig Tage und Nächte dauernde Unterredung, bis er ihn endlich am einundvierzigsten Tage entläßt, nachdem er ihm das Gesetz, auf zwei steinerne Tafeln geschrieben, übergeben hatte zum Andenken. Wirklich tritt Moses aus dem Nebel hervor, und kömmt zu Josua, der seiner schon harrte und ohne Zweifel erwartete, Moses werde nach so langem Umgange mit Gott ganz fröhlich und freudenvoll ihm entgegen kommen. Doch er sieht sich betrogen. Moses ist ganz melancholisch; sein Angesicht ist finster, er schlägt die Augen nieder und redet kein Wort; nur hie und da stößt er einen tiefen Seufzer aus. Endlich, da sie vom Berge herab nahe an das Thal kamen, steht er plötzlich still und horcht. Josua thut deßgleichen, ruft aber bald aus: Halt, ich höre das Getümmel einer Schlacht! Moses dagegen schüttelt den Kopf und sagt mit tiefem Kummer: Josua, du irrst, das ist kein Geschrei von Streitenden oder Flüchtenden, sondern die Leute frohlocken und tanzen. Ach, laß uns eilen; das Volk hat gesündigt. Bald darauf sehen sie den Frevel mit Augen, und Moses, von Eifer entbrannt, zerschmettert die Tafeln an einem Felsen, weil er das Volk für unwürdig hielt, in den Bund Gottes zu treten. Gott hatte dem Moses schon auf dem Berge die Sünde des Volkes geoffenbart und gesagt: „Dein Volk hat wider mich gesündigt, laß mir freie Hand, damit mein

Zorn wider sie entbrenne und ich sie aufreibe.“ Es wäre auch um das Volk geschehen gewesen, wenn nicht Moses gebetet, und sich zum Gegenstand des göttlichen Zornes erboten hätte, sprechend: Herr, verzeihe ihnen diese Sünde, oder lösche mich aus aus dem Buche der Lebendigen! Große Liebe! Aber welches war denn die Sünde des Volkes? Ihr wisset es schon, l. Z.; ein goldenes Kalb betete es an statt Gottes; welche Bosheit! Ja, dieser Frevel verdiente den gänzlichen Untergang des jüdischen Volkes; — dem Moses hat es seine Errettung zu verdanken. Merkt euch dieß, ihr Feinde der frommen Seelen, ihr, die ihr mit Spotten, Höhnen, Verleumden, Verfolgen es dahin bringen möchtet, daß alle euch gleich wären. Merkt euch dieß, und wenn ihr nicht fromm leben wollt, so hindert wenigstens andere nicht; ihr schadet euch selbst. Je weniger Fromme in der Stadt sind, desto bälder wird Gott das Racheschwert wider die Gottlosen zücken. Besonders geht diese Lehre jene Frevler an, die sich nicht scheuen, wider die Menge der Ordensleute, besonders wider die Klosterfrauen zu schimpfen und zu schmähen, unter dem Vorwande, es seyen ja diese eingesperrten Nonnen dem gemeinen Wesen nichts nütze. Ey freilich sind sie durch ihr unschuldiges Leben, durch so viel Gebet und Psalliren, durch so strenge Bußwerke und Fasten, (von andern Tugendwerken nichts zu reden,) gar viel nütze! Weiß man denn nicht aus der hl. Schrift, daß zehn Fromme hingereicht hätten, die Stadt Sodoma vor dem Feuerregen zu bewahren? Darf ich offen meine Meinung sagen? Wenn in mancher Stadt weniger Klöster wären, wer weiß, wo die Stadt wäre. Wie so? Gibt es denn außer den Klöstern nicht auch fromme Leute? Gott Lob, es gibt; das gebe ich nicht blos zu, sondern will es von höhern, mittlern und niedern Ständen behaupten; aber eben diese Frommen sind gewiß so demüthig, daß sie ganz gern bekennen, daß sie jenen Ordenspersonen, die ihrer Regel mit Ernst nachzuleben

beflissen sind, nicht so leicht gleichkommen können; was mir auch Niemand, der in der Geisteslehre nur einigermaßen erfahren ist, in Abrede stellen wird; obschon ich auch für das nicht gut stehe, als wären in den Klöstern alle, ja auch nur die meisten lauter heilige Leute; genug, daß wenige oder gar keine gottlosen Seelen in den Klöstern anzutreffen sind.

Nach diesem kurzen Absprunge, den ich wegen gewisser, nicht gar zu katholisch gesinnter Klosterfeinde habe machen müssen, kehren wir wiederum zur Geschichte zurück. Sehet nun, l. Z., was für eine Sünde die Israeliten begehen, daß sich Gott bei Moses darüber so heftig beklagt. Ein goldnes Kalb ist mitten im Lager aufgestellt; dieß beten sie an; dem opfern sie; das nennen sie ihren Gott, und haben ihm zu Ehren einen Festtag angestellt, den sie mit Mahlzeiten, Spielen, Singen und Tanzen hochfeierlich begehen, gerade da Moses vom Berge Gottes zurückkommt. Nun werdet ihr freilich zürnen über so verblendete, gottlose Menschen, — und billig! Denn was ist das für eine Bosheit, ein goldenes Kalb seinem Gotte gleichsetzen oder gar ihm vorziehen, und zwar, nachdem sie kurz vorher Gott erst Treue geschworen hatten, jenem Gotte, der sie mit so vielen Wundern aus Aegypten geführt, mit so vielen Wundern auf dem Wege begleitet hatte. O, eine solche Untreue, ein solcher Undank, eine solche gottlose That hätte ja verdient, daß sie die Erde alle zusammen verschlungen hätte! Wäre ich Moses gewesen, ich hätte für sie nicht gebetet. Gemach, mein lieber Christ, mit deinem Eifer. Der hl. Paulus hat eine Frage an dich zu stellen: Du, der du den andern richtest, verdammst du dich nicht selbst dadurch?" (Röm. 2.) Sage, warum kömmt dir die Sünde der Israeliten so grell vor? Warum ist sie so gräulich? Ei, den wahren Gott auf die Seite setzen und statt seiner ein Kalb verehren, könnte es wohl noch eine größere Verachtung seiner Herrlichkeit geben? Gar klug geurtheilt! aber, — dieß Urtheil hast

du über dich selbst gefällt, mein Christ! Oder um wie viel hast du Gott weniger in deiner Sünde verachtet, als sie in ihrer? Nein, sagst du, ich habe nie mit der Meinung gesündigt, als wollte ich Gott verachten. Das will ich glauben; die Meinung hast du nicht gehabt; aber was ist in der That geschehen? Es scheint, du verstehest nicht recht, was sündigen heiße; was das sey, Gott beleidigen. So merke denn auf. Wenn du wohl fassest, was ich sagen werde, sollen dir vor Schauder und Grauen ob der Sünde die Haare zu Berge stehen. Der heil. Thomas und alle Lehrer mit ihm sagen, daß die eigentliche Natur der Sünde zwei Dinge in sich einschließe. Man wendet sich ab von Gott und kehrt sich zu einem Geschöpfe. Sieh, das Geschöpf, dem zu lieb du sündigest, ist das goldne Kalb; das ist der Götze, den du statt Gottes anbetest. Rachgieriger! Gott sagt dir: Verzeihe deinem Feinde. Du sagst: Meine Ehre läßt es nicht zu. Sieh, deine Ehre ist dein Götze, ist dir lieber, als Gott. Unkeuscher! Gott sagt dir: Du sollst nicht Unkeuschheit treiben; es ist dir nicht erlaubt, mit dieser Person eine solche Gemeinschaft zu pflegen. Du sagst: Ich liebe sie viel zu sehr; ich kann sie nicht lassen. Sieh, die Wohllust ist dein Götze; ist dir lieber, als Gott. Geiziger! Gott sagt dir: Du sollst nicht stehlen, nicht betrügen, nicht wuchern; du sagst: Das trägt ein; die Gelegenheit kann ich nicht versäumen. Sieh, der Gewinn ist dein Götze; ist dir lieber, als Gott, weil du dem Gewinn, der Wohllust, der Rache nachläufst, ungeachtet der Ungnade, in die du dich bei Gott stürzest; aversio a Deo, conversio ad creaturam.

Verstehst du jetzt noch nicht, was David so bitter beklagt, wenn er sagt: Dir allein hab' ich gesündigt! Ach Gott, ach Gott, was habe ich gethan! Ach, dich habe ich beleidigt, dich, dich meinen einzigen Gott, meinen höchsten Herrn, meinen Schöpfer, Erlöser, Seligmacher und Alles! Ach, dich habe ich

beleidigt! Aber wie? Wie kann ein Mensch Gott beleidigen? Kann er ihn morden, verwunden, schlagen? Das nicht, ausgenommen, dem Willen nach; aber verunehren, verachten kann er Gott, und das heißt Gott beleidigen, und das geschieht durch jede Todsünde; du wendest dich von Gott ab; du wendest dich zum Geschöpfe; kurz, anstatt daß du anbetest den Willen und ehrest das Gebot Gottes, betest du an und ehrest wider Gott deinen eigenen Willen, deine böse Neigung. Diese ist das goldne Kalb, dem du einen Altar in deinem Herzen aufgerichtet hast, nachdem du das Bildniß Gottes von demselben herabgestürzt und mit Füßen getreten. Gott zum Trotz, Gott zur Verachtung hast du gesündigt!

Leugnest du es noch? Protestirst du noch, du wollest durch deine Sünde Gott ja nicht verachten, sondern einer bösen Neigung genug thun? Protestire, so lange du willst, das Werk gibt Zeugniß wider dich. Gott ist der Herr, dem alle Geschöpfe zu gehorchen schuldig sind. Und du sagst: Ich weiß um keinen Herrn, ich lasse mir nichts einreden. Heißt das nicht Gott verachten? Gott hat mit unendlicher Weisheit für dich gesorgt; ein leichtes, nützliches, in zehn einzigen Geboten bestehendes Gesetz für dich aufgesetzt; dadurch will er dich selig machen und sagt: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote! Du antwortest: Ich empfinde in mir ein anderes Gesetz nach meinen Neigungen; das gefällt mir besser; meinetwegen gebiete Gott, was er will; ich thue, was mich freut; — heißt das nicht Gott verachten? Gott redet dir eindringlich zu Herzen und spricht: Wisse, daß ich den Sünder sowohl, als die Sünde unendlich hasse. Schau' hin auf den Kalvarienberg; da hängt mein Sohn für die Sünde; so hasse ich die Sünde! Schau' den Himmel an; „das alles will ich dir geben"; alle seine Schätze, Freuden, Seligkeiten sollen dein seyn, wenn du die Sünde fliehest. Schau' in die Hölle hinab; das ist der Aufenthalt und die schreckliche Wohnung

der Sünder; o, so fliehe doch die Sünde! Was antwortest du auf diese Einsprechungen? Du schlägst sie aus, als böse, unangenehme Gedanken; du spöttelst und sagst: Was frage ich nach dem Himmel, wenn mir nur wohl ist auf Erden; ich fürchte die Hölle nicht, sind ja noch mehrere mit mir drinn; meinetwegen mag Christus am Kreuze hängen, so lange er will, das macht mir keine Unruhe; meinetwegen mag Gott grausen an meiner Sünde, ich finde mein Vergnügen daran; was frage ich nach seinem Versprechen? An den Himmel zu denken, ist immer noch frühe genug; was achte ich sein Drohen? Vielleicht ist es ihm nicht Ernst. Wenn ich meine Lust genug gebüßt habe, will ich schon umkehren; dann klopfe ich an meine Brust und sage: O Herr, sey mir gnädig; damit ist alles gut gemacht. Wie, heißt das nicht Gott verachten? Oder thue ich dir noch unrecht? So gotteslästerlich, sagst du, habe ich noch nie geredet; sey es — aber so haben deine Werke geredet. Wunderlich; Gott mit Worten zu verachten, das getraust du dir nicht; aber im Werk, in der That ihn zu verachten, trägst du kein Bedenken! Erstaunet, ihr Himmel und erzittert, ihr Pforten des Himmels! Der Herr des Himmels wird auf Erden verachtet, und man hält es für nichts; ja ..... o liebste Zuhörer, was sehe ich? O Gräuel, o Entsetzen, was sehe ich?

II. Theil.

Aaron's Furchtsamkeit.

Ach! die Obrigkeit, die anstatt Gottes die Sünden auf Erden, wenigstens die öffentlichen Sünden abstrafen sollte, die Obrigkeit hält selbst mit! Die Obrigkeit, welche regieren sollte, läßt sich regieren! Ich sehe Aaron, Moses Bruder, selbst für

den neugegoss'nen Gott einen Altar bauen, ich höre ihn den Festtag verkünden. O, das ist zu viel! Wenn der höchste Priester nicht wehrt, ja selbst zur Abgötterei hilft, was wird es werden? Wer wird denn dann wehren? Daß sich aber ein solcher Mann zu einer solchen That verleiten ließ, wie kam's? Ich will es kurz anführen. Wie das Volk aus Begierlichkeit, so sündigte Aaron aus Furcht. Moses wollte dem unbändigen Volke zu lang auf dem Berge bleiben; die erst vor dreißig Tagen verkündeten Gebote Gottes wollten schon zu schwer fallen; und die muthwilligen Bursche wünschten sich einen Gott, der nicht so streng wäre, als der Gott, der seine Macht an den Aegyptiern erwiesen hatte; ein Kalb an Gottes statt war recht für solche Fleischbengel; sie durften sich dann ihrer Ausgelassenheit wegen nicht fürchten. Sie versammeln sich also vor Aaron und begehren kurzum, er sollte ihnen Götter machen; sie wüßten ja nicht, was etwa dem Moses widerfahren sey, weil er so lang ausblieb; sie wollten und könnten auch nicht länger in dieser Wüste bleiben. Wie verhält sich nun Aaron bei dieser Gelegenheit? Gebt Acht auf die saubere Politik, dergleichen sich später auch Pilatus bediente. Gott will Aaron nicht beleidigen; aber das Volk wider sich aufhetzen, das will er auch nicht. Was thut er nun? Er stellt sich, als wolle er ihrem Wunsche willfahren; begehrt aber, sie sollten alle ihre und ihrer Weiber und Kinder goldne Ohrenringe zu ihm bringen, in der Hoffnung, die Weiber würden sich besonders weigern, ein solches Opfer zu bringen, und so werde er sich mit guter Manier aus diesem gefährlichen Handel ziehen. Aber der kahle Staatsstreich hat fehl geschlagen. Das Volk war im Augenblicke mit einer Menge Ohrenringe da. Aaron wird gezwungen, ein Kalb daraus zu gießen, und nachdem das Volk es auf dem Altare aufgestellt gesehen, schrie alles mit Ungestüm zusammen; Israel, das ist der Gott, der dich aus Aegypten geführet hat! Aaron,

hörst du die Gotteslästerung? Er hört sie, ja. Aber er hatte schon zu viel nachgegeben, und das Volk, das dieß merkte, war schon zu keck und übermüthig geworden, so daß ihm vor Todesangst das Herz in die Schuhe fiel und er aus einem Regenten ein Knecht seiner Unterthanen wurde. Doch will er thun, was er kann. So sey es, sagt er, morgen wollen wir dem neuen Gott ein Fest halten und opfern; immer in der Hoffnung, Moses werde etwa doch bald zurückkommen und alles verhindern.

O du alberne Obrigkeit! so geht es, wenn man solche Zitterer einer Gemeinde vorsetzt. Nicht nur das gemeine Beste, sondern auch die Rechte Gottes müssen leiden. Seht ihr die Verachtung? Ach, die feige Furcht, wie weit hat sie es bei uns Katholiken gebracht! Doch man hat ja genug Kurage, wenn es um unsre Hausrechte, um den Rang, um die Ehre zu thun ist! Da wacht, läuft, schreit, schreibt, zankt man; ja man wagt Leib und Leben daran; wenn es aber die Sache Gottes betrifft und einen Ernst erfordert, hat man tausend Ausflüchte. Man fürchtet ungewisse Zufälle, man ist voll Rücksichten, man zieht sich zurück, als hätte man schon den Himmel krachen hören; nächstens, glaubt man, falle er ein. O heilige Kirche, wenn du im Anfange statt der unüberwindlichen Helden des Marterthums solche Feiglinge erzogen hättest, wie leicht wärest du in der Wiege schon erstickt worden. Jetzt aber nennt man dieß Zittern und diese Feigheit Klugheit und vertheidigt dieß Benehmen aus Cicero: Malo magis timidus, quam parum prudens videri; man will lieber für gar zu furchtsam, als für weniger klug gehalten werden. Liebe Männer! Ich ließe das gerne gelten, wenn ihr nur die Starkmüthigkeit nicht ganz aus der Zahl der Tugenden ausstreichen wolltet, während die Rechte Gottes durch eure Klugheit leiden müssen. O weltliche, fleischliche, teuflische Klugheit, die darum auch Moses an Aaron nicht lobte! Ach ja, dir, dir, o großer Gott wird durch die

Sünde zu nahe getreten! Du wirst verachtet, beschimpft, verspottet und das nichtswürdige Geschöpf wird seinem Schöpfer vorgezogen! O Gräuel der Sünde! Und du, o Herr, du kannst zusehen, da solche Unthaten nicht nur wider dich, sondern auch vor dir, nicht verborgen, sondern in deinen Augen geschehen!

O Sünder, wie weit kömmt es mit dir! Das Auge der Menschen scheuest du; das Auge Gottes achtest du so wenig, als wäre es gänzlich erblindet! Hast du etwas Böses im Sinne, o wie lange kommt dir der Tag vor! Du wünschest, daß nur recht bald die Sonne untergehe; du zürnest, wenn der Mond scheint. Wenn dichte Wolken den Himmel überzogen haben und kein Stern sich mehr blicken läßt, da frohlockst du; da eilst du, da wagst du, was der Brief vermag, darum, weil du glaubst, jetzt, jetzt seyen alle Augen geschlossen, jedermann schlafe, niemand sehe dich! Wenn du eine sinnreiche Tücke erdenkest, deinen Nächsten zu betrügen, das freut dich; warum? Niemand merkt's. Wenn du mit gleißnerischen Geberden deine heimlichen Anschläge, Intriguen, Ehebrüche, Ausschweifungen so bedenken kannst, daß du vor der Welt für einen guten Christen, einen rechtlichen Beamten, einen treuen Ehmann giltst, da frohlockst du; warum? Niemand kennt dich! Wenn du verborgene Winkel finden kannst, in denen du deine Schandthaten verscharren zu können glaubst, so bist du zufrieden, warum? Niemand weiß es. Aber bist du denn taub, daß du das Geschrei deines Gewissens nicht höreſt; Gott weiß es, Gott kennt dich, Gott merkt's, Gott sieht's! Ja, du hörst wohl dieß Geschrei, aber du achtest es nicht; du denkst, wenn mich nur die Leute nicht sehen; was frag' ich nach Gott! Du machst es, wie jener Dieb, der in ein Pfarrhaus einst eingebrochen war und nun mit Beute beladen davon eilte. Da sah er über der Thüre die Worte geschrieben: Gott sieht dich! Schnell schrieb er darunter: Aber der Pfarrer nicht; lachte sich die Haut voll und machte sich aus dem Staube.

Hier zwingt mich der Schmerz, mit dem weisen Sirach auszurufen (Cap. 37): O verfluchte, boshafte, verdammliche Vermessenheit! So lebt man vor dir, o Gott, so vor deinen Augen! Ach, wenn du ein goldnes Kalb wärest, so könnte man dich nicht weniger achten! Sollten nicht alle Geschöpfe mit Moses sich ereifern, und eine solche Verachtung des Schöpfers rächen? Nein! Gott hat Moses etwas anderes befohlen.

III. Theil.

Des Moses Eifer.

Moses, l. Z., war an demselben Tage vom Berge in das Thal herabgestiegen, da das Volk in aller Frühe dem Kalb geopfert hatte, und nun wirklich um den vierfüßigen Gott unter Gesang und Jubelgeschrei herumtanzte. Das sieht der Mann Gottes; und damit man erkenne, daß heilige Leute auch Feuer im Leibe haben, und sich des Zornes, den sie sonst ganz unterdrückt zu haben scheinen, zur Entflammung des Eifers für Gottes Ehre meisterlich zu bedienen wissen, ergrimmt er so sehr, daß er die zwei Tafeln an einem Felsen zerschmettert; hierauf geradenwegs im vollen Laufe mitten durch den tollen Haufen der unsinnigen Abgötterer auf das Kalb zueilt, den Altar umwirft, den Götzen zertrümmert, in's Feuer wirft, zu Staub zermalmt, in das Wasser streut und die abtrünnigen Götzenknechte davon zu trinken zwingt. Seht, was eine herzhafte Obrigkeit vermag! Jene, die kurz zuvor den guten Aaron als einen hasenherzigen Zitterer so sehr in Angst gejagt, erschrecken und zittern jetzt selbst und sehen ganz geduldig zu, wie ein Mann, ganz allein, ohne andere Waffen, als den Eifer für Gott, daher kömmt und mit Gewalt ihrem frechen Be-

ginnen entgegen tritt; alles ist auf einmal still; niemand widersetzt sich; sie hängen die Köpfe und erwarten, was der oberste Heerführer, um den Zorn Gottes zu besänftigen, noch weiter gegen sie vornehmen werde. Das Urtheil ist aber schon ausgesprochen. Moses stellt sich vor den Eingang des Lagers und ruft mit heroischer Stimme: „Wohlan, wer unschuldig an dieser Sünde ist, der komme zu mir!“ Und als sich eine große Menge aus der Zunft Levi bei ihm versammelt hatte, gibt er ihnen Befehl im Namen Gottes, sie sollten im Lager auf und ab gehen und jeden, der an dem Frevel Theil genommen, ohne Barmherzigkeit und ohne Ansehen der Person mit dem Schwerte niedermachen. Alles wird pünktlich vollzogen. Sie entblößten ihre Schwerter; wer ihnen entgegen kommt mit zerrissnem Ohrengehänge, wird ohne Säumen getödtet; weder Bruder, noch Freund wird verschont; das Singen hat sich in Heulen, das Tanzen in Fliehen, das Spielen in Jammern verwandelt; das Blut strömt wie ein Bach und dreiundzwanzig Tausend sind an Einem Tage der Rache Gottes geopfert worden. So recht! Wer kann es mißbilligen? Aber das ist nicht die größte Strafe. Es ist zu fürchten, es seyen von diesen dreiundzwanzigtausend Seelen wenige der Hölle entronnen, weil Moses, von Gott gedrungen, ihnen keine Zeit zur Bereuung ihrer Uebelthat gelassen. Wiederum recht! denn wer darf, o Gott, deinem gerechten Urtheile widersprechen? Wider dich sündigen und vor dir sündigen, ist ein so ungeheurer Frevel, daß, so strenge auch die Worte deines Urtheils lauten, Himmel und Erde dir Recht geben müssen wider denjenigen, der sich über deinen Ausspruch beklagen wollte. Ist aber dem so, l. Z., wie ist euch dann um's Herz? Empfindet ihr noch keinen Haß gegen die Schändlichkeit eurer Sünde? Dir, vor dir — o das sind zwei Punkte, welche die Bosheit der Sünde unendlich vergrößern. Gott verachten wegen eines Geschöpfs, wer wird Worte genug finden, zu erklären, wie

entsetzlich dieß sey! O, gäbe Gott den Geschöpfen Erlaubniß, wie Moses den Leviten, — Sünder! wie würde es dir gehen? Diesen Augenblick würde dich dein Engel verlassen; die Sonne würde ihre Strahlen verwandeln in feurige Pfeile; die Erde würde sich öffnen, dich zu verschlingen; das Wasser würde dir Haus und Hof überschwemmen, die Luft dich vergiften, das Feuer dich und die deinigen verzehren; deine eigenen Hausthiere würden wider dich in Wuth gerathen und die Rache für den beleidigten Gott ausüben, wie es schon der elende Kain erkannte, da er sich die Vorstellung machte, als seyen alle Geschöpfe wider ihn im Harnisch. Vor allem würden die Teufel sich hervorthun, und an dir versuchen, was Grausames und Schreckliches ein erbitterter Haß ersinnen kann. Warum geschieht es aber nicht?

Gott wartet! Keineswegs soll es geschehen, sagt er; er hält die Rachgier seiner Geschöpfe zurück, in der Hoffnung, du werdest endlich einmal deine Bosheit erkennen, bereuen und abbitten. O, so kehre dich zu deinem Heilande und seufze von Grunde deines Herzens: Ach Herr, es ist mir leid, daß ich dich beleidigt habe; ach, ich habe dir meine böse Neigung vorgezogen; ich, dein Geschöpf, eine Handvoll Staub, ein Erdwurm, ich habe dich verachtet, dich, einen so großen Herrn, einen so liebreichen Vater, einen so gnädigen Gott! Dich habe ich verachtet und das in deinen Augen! O Bosheit, o Gräuel, o Entsetzen! Aber es ist mir leid? Wie leid? Das kann meine Zunge nicht aussprechen; zerspringe mein Herz und rede du!

Fünfte Geschichtspredigt.

Der Teufel ein Henker.

Lehre:

Fallen aus Gebrechlichkeit ist menschlich; aus Bosheit teuflisch.

Vers 6. Denn siehe, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen worden und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen.

Bisher hat David den ersten Grund seiner Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit vorgebracht. Er hoffe, sagt er, Verzeihung seiner Sünde zu erlangen, weil er sie von Herzen bereue, verabscheue und ernstlich wünsche, sie nie begangen zu haben. Im 6. Verse nun nennt er den zweiten Grund, durch welchen er Gott zur Erbarmung über sich zu bewegen hofft.

„Siehe, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen." Freilich habe ich dich, o mein Gott, schwer beleidigt, aber ist es ein Wunder? In der Erbsünde bin ich empfangen, in der Erbsünde von meiner Mutter geboren worden; daher kommen die bösen Neigungen, daraus entspringt die so gewaltige Begierlichkeit, von der ich mich habe bemeistern lassen; daher kommt es, daß ich gesündigt und deinen Zorn verdient habe, doch aber auch einiger Erbarmniß nicht unwürdig bin, als ein Mensch, der mehr aus Schwachheit, als aus Bosheit gesündigt hat.

Deßungeachtet aber, l. Z., bildet euch nicht ein, David wolle durch diesen Vorwand seine Sünde verkleinern; er will dadurch nur zu verstehen geben, daß er durch einen so leidigen Fall gewitzigt, seine Schwachheit kennen gelernt und eingesehen habe, wie sorgfältig er in Zukunft die böse Gelegenheit meiden und die nothwendigen Mittel ergreifen müsse, um seiner Gebrechlichkeit zu steuern. Eine solche Erkenntniß seiner Schwach-

heit, die ein Antrieb zu schleuniger Buße ist, solche Vorsorge gegen den Rückfall muß Gott freilich gefallen und kann ihn zur Erbarmung bewegen. Aber welches Mitleid, welche Erbarmung verdienen jene, die nicht blos einmal, sondern leider nur gar zu oft erfahren haben, wie schwach sie sind, und doch, ungeachtet dieser Erkenntniß, kein kräftiges Mittel zur Besserung anwenden, keine Gelegenheit fliehen, ja die Gefahr aufsuchen und lieben? Welche Erbarmung, welche Nachsicht und Schonung verdienen diese? Ich fürchte, das Maß ihrer Sünden werde voll seyn, wenn sie es am wenigsten besorgen. So ist's jenem gegangen, von dem P. Julius Recupitus, ein gottseliger und besonnener Priester unserer Gesellschaft erzählt, wie folgt.

I. Theil.

Der übeln Gewohnheit großes Uebel.

Ein gewisser Jüngling, (wir wollen ihn Asterius nennen,) die Freude und Hoffnung seiner Eltern, war so unglücklich, daß er schon im zarten Alter, ich weiß nicht von einem Schulkameraden, oder einem Hausbedienten oder gar von seinem Lehrer, weil, leider! auch diesen nicht allemal zu trauen ist, jene Sünde erlernte, welche die Schrift (Gen. 38) rem detestabilem, eine verfluchte Sünde nennt. Sein Uebel war bereits so weit gekommen, daß er, was er anfangs vielleicht unwissend oder aus Vorwitz zugelassen, jetzt aus strafbarer Wohllust mit sich selbst und seines Gleichen verübte. So geschah, was der hl. Augustin beklagt: Ex voluntate perversa facta est libido, et dum servitur libidini, facta est consuetudo, et dum consuetudini non resistitur, facta est necessitas. Der böse Wille hatte sich der Begierlichkeit übergeben; aus der Begierlichkeit wurde eine Gewohnheit; aus der Gewohnheit

eine Nothwendigkeit. Freilich beichtete er oft, und immer aufrichtig; weil er aber mit der Erzählung seiner Sünden zufrieden, an die Reue und den Vorsatz nur obenhin dachte, auch die zur Besserung nothwendigen Mittel nicht ernstlich brauchen wollte, kann man seine Beichten schwerlich für gültig, vielmehr muß man sie meistens für sakrilegisch halten.

Ich wünsche, daß keiner oder keine zugegen sey, deren Herz bei dieser Beschreibung getroffen, zu bluten anfange und seufze: Ach, dasselbe Unglück hat mich betroffen und in gleichem Elende stecke ich bis über die Ohren! Sollte aber eine in so schändliche Gewohnheit versunkene Seele hier seyn, so bedaure ich ihren armseligen Zustand und, weil er höchst gefährlich ist, erbiete ich mich mit gutem Rath ihr an die Hand zu gehen, in der Hoffnung, daß mit Gottes Hilfe dem gräulichen Uebel bald werde abgeholfen seyn, wenn sie nur selbst ernstlich will. Dieß allein muß ich wissen: „Möchtest du gesund werden?" Ist es dir ernst? Willst du los werden von deiner bösen Gewohnheit, oder nicht? Willst du nicht, so ist alles Rathen vergebens; Gott selbst kann und will dir nicht helfen! Willst du aber, so thue, was der hl. Bernhard einem deines Gleichen mit gutem Erfolge gerathen hat.

Ein mit solcher Pest behafteter Sünder kam einst, um dem hl. Manne zu beichten. Er wurde mit aller Güte empfangen und mit aller Geduld gehört. Als er aber ausgeredet hatte, wollte der hl. Mann auch reden; er fängt an, zu recapituliren und wie oft, wie schwer, wie schändlich er Gott beleidigt, so eindringlich vorzustellen, daß der Sünder in bittere Thränen ausbrach und seufzend sprach: Ach! ich erkenne mein Elend wohl; aber es ist schon zu weit gekommen; ich kann mich nicht mehr bessern, so gerne ich auch wollte. Wie, versetzte der Heilige, ihr wollt doch ernstlich? Ja, antwortet der Sünder, ich wollte, aber ich kann nicht. Mich lebenslänglich von einer so lange gewohnten Lust enthalten, — das kann ich nicht.

Bernhard merkte aus dieser Rede, dem elenden Menschen fehle es nicht so fast am Willen, als am Muth; die Vorstellung einer lebenslänglichen Ueberwindung mache ihn zaghaft und kleinmüthig. Er nimmt ihn also weislich beim Worte und sagt: Guter Freund; hab' ich euch doch nicht gesagt, daß ihr euer Leben lang euch enthalten sollet; ich will einen Vertrag auf kurze Zeit mit euch abschließen. Wohlan, sagt mir, auf wie lange laßt ihr euch ein, diese Sünde zu meiden? Ist es zu viel, wenn ich ein halbes Jahr begehre? O, ruft der zaghafte Mensch, ein halbes Jahr; das ist zu lang, das ist nicht möglich! So verspricht mir wenigstens ein Vierteljahr, spricht Bernhard weiter. Der Sünder antwortet: Es ist allzulang; ich kann nicht! Wenn ich aber einen Monat begehre, fährt der Heilige fort? Der Sünder: Ich kann nicht. Der Heilige: Aber doch eine Woche werdet ihr mir versprechen? Der Sünder: Auch das ist mir unmöglich! Der Heilige: So müßt ihr wohl recht schwach seyn! Doch sey auch dieses. Ich begehre zur Ehre der hl. Dreifaltigkeit nicht mehr als drei Tage; könnet ihr mir oder vielmehr euerm Gotte auch dieses abschlagen? Hier verstummt das Beichtkind; schämt sich, noch weiter zu widersprechen und sagt zu. Drei Tage ist ja freilich nicht viel; drei Tage hoffe ich zu dauern; drei Tage verspreche ich. Glück zu, mein Kind, antwortet Bernhard; Gottes Gnade wolle dich stärken, gehe hin im Frieden und komme nach drei Tagen wieder, die Absolution zu begehren. Dieser Aufschub soll dir nicht übel bekommen. Ich kann nicht sagen, welche schweren Versuchungen dieser arme Sünder die drei Tage hindurch ausgestanden. Der Teufel sah wohl, wohin Bernhard mit seinem Rathe ziele; deßwegen wollte er nichts unterlassen, was dienlich war, den angehenden Büßer auf ein neues zu stürzen. Er mußte aber immer den kürzern ziehen. So oft er ihm zusetzte, so oft erhielt er zur Antwort: Nein, diese drei Tage nicht; diese drei Tage nicht! Am vierten Tage ist der

glückliche Sieger schon in aller Frühe wieder in dem Beichtstuhle, erzählt unter Freudenthränen, wie glücklich er bisher gestritten, und begehrt die nach seiner Meinung nun wohl verdiente Absolution. Aber der kluge Seelenarzt belehrte seinen Kranken, daß er für diese Arznei noch nicht gehörig zubereitet sey. Gemach, sagte er; ihr habt nun aus eigener Erfahrung gelernt, daß der Feind so unüberwindlich nicht ist, als ihr euch eingebildet; es ist euch nützlich, daß ihr diese Erfahrung noch etwas länger machet. Zeigt mir, daß ihr acht Tage dauern könnt; dann stellt euch wieder ein. Er gehorcht nicht ungern; hält sich acht Tage wie drei; kommt wieder und wird auf vierzehn verwiesen. Endlich, nachdem er einen ganzen Monat starkmüthig gestritten, will er selbst nicht mehr markten, sondern verpfändet sich freiwillig, sein Leben lang die vorigen Sünden nicht wieder zu begehen. So machte er sich der Absolution würdig und empfing sie mit Frucht.

So viel kann der Mensch, wenn er ernstlich will, und einen bescheidenen Beichtvater hat, der ihn zu leiten weiß; und diese Weise, die Versuchungen zu überwinden, ist gewiß die beste und leichteste. Mitten in der Hitze der Versuchung entschließe dich fest, wenigstens diese Stunde nicht zu sündigen, ja ebendarum diese Stunde nicht, weil du diese Stunde in Versuchung stehest. Es braucht nichts, als heldenmüthig sich zusammenzunehmen und zu sagen: Nein, diese Stunde nicht! Und ebendarum diese Stunde nicht, weil es der Teufel in dieser Stunde gerne hätte. Wer ist, der nicht mit Gottes Gnade auch in der heftigsten Versuchung eine Stunde ausdauern könnte? Ei, welche kahle Ausrede, welch' nichtiger Vorwand ist es, wenn ein Gewohnheitssünder sich entschuldigt: Ich kann nicht anders! Wäre der Vater zugegen, du würdest nicht sündigen, so stark die Versuchung seyn möchte; wärest du versichert, daß du nach der Einwilligung in die Versuchung sogleich blind oder lahm würdest, was gilt's, du würdest auch

die heftigste Anreizung überwinden? Probiere es nur, — du wirst erfahren, daß du mehr kannst, als du meinst, sobald es dir ernst ist.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die neuntägigen Andachten zu empfehlen, die man zu verschiedenen Heiligen löblich anzustellen pflegt, und deren eine zu dem großen Heiligen, Franz Xaver, erst heute, den 4. März, ihren Anfang genommen hat. Man muß wissen, daß solche Andachten neun Tage dauern, 1) damit man sich längere Zeit in dem Vertrauen gegen einen Heiligen übe; 2) damit die Andacht während dieser Zeit eifriger, als sonst, geübt werde; 3) damit man unter dem Schutze eines Heiligen längere Zeit in Ueberwindung eines gewissen Lasters oder in der Uebung einer gewissen Tugend an sich selbst die Erfahrung mache, wie leicht der Mensch das Böse lassen und das Gute wirken könne, wenn er sich es recht ernstlich angelegen seyn läßt. Und dieß letzte ist das beste; das ist's, was einem Heiligen bei einer solchen Andacht am meisten gefällt. Darum, wer immer heute die Xaverianische Andacht angefangen hat, der thut wohl, wenn er 1) fleißig um sechs Uhr früh bei dem hl. Segen und Rosenkranz sich einfindet; 2) wenn er den vielvermögenden Heiligen um eine gewisse Gnade in seinem zeitlichen Anliegen von Tag zu Tag eifriger anflehen wird; 3) wenn er diese Andacht mit dem Empfange der hl. Sakramente beschließen wird. Was ich aber mit allem Nachdruck rathe und was dem hl. Xaverius das angenehmste seyn wird, ist dieses, daß, wer immer dieser Andacht obliegt, in sich gehe, und wenn er eine böse Gewohnheit an sich hat, sich diese neun Tage hindurch ihr mit allem Ernste widersetze oder in der entgegengesetzten Tugend sich fleißiger übe. Besonders nützlich ist dieser Rath für junge Leute, die ihre Keuschheit und Jungfrauschaft auf solche Weise auf's kräftigste dem hl. Xaverius anempfehlen werden, als einem besondern Liebhaber der Reinigkeit, für die er sogar im Schlafe

wider die schändlichen Träume bis auf's Blut gestritten hat. Stellen sich jene, die in so gefährlichen Gewohnheiten oder Gelegenheiten zur Sünde sich befinden, stellen sie sich während dieser neun Tage das Beispiel des hl. Xaverius recht lebhaft vor; streiten sie und überwinden sie neun Tage nacheinander; so werden sie ermuthigt werden, auch ferner zu streiten; sie werden erfahren, es sey wahr, was ich schon ein andermal bewiesen habe: Hart ist's, wider eine böse Gewohnheit zu streiten, besonders wenn sie alt und eingewurzelt ist; aber wenn man nur nicht nachgibt, so geht's! Drum, l. Z., streitet unter des hl. Xaverius Schutze nur neun Tage recht wacker, so habt ihr gesiegt für alle Tage.

II. Theil.

Der übeln Gewohnheit große Strafe.

Leider hilft dieser Rath unserm Asterius nichts mehr. Er ist schon gestorben und zwar eines Todes, der weder schändlicher, noch jammervoller hätte seyn können. Denn vernehmt nur, l. Z., was die Geschichte weiter sagt. Eines Tages haben ihn die Seinigen an einem Nagel seiner Bettlade mit seinem eignen Knieband erdrosselt und aufgehenkt gefunden; Rosenkranz und Skapulier lagen in einem Winkel, das Angesicht war kohlschwarz und entsetzlich geschwollen; das Kinn hing auf die Brust, die Zunge weit über die Lippen herab; das ganz verwirrte und aufgelöste Haar bedeckte Stirne und Augen. Der erste Anblick setzte jeden in Furcht und Schrecken. Zwar schnitt man sogleich das Band ab, forschte nach Lebenszeichen, schrie dem Unseligen die hl. Namen Jesus und Maria in's Ohr; aber alles vergebens. Asterius ist todt. Nun geht der Jammer erst recht an; alles ist bestürzt; jeder hat etwas

anderes zu beklagen. Dieser sagt: Ach Gott, was ist das für ein elender Tod! Jener schüttelt den Kopf und denkt: So sterben, in einem so gefährlichen Alter, das ist mißlich! Der dritte bedauert die Eltern und ihren Kummer, — alle stehen in Sorgen wegen der armen Seele.

Sie haben auch Ursache, zu sorgen. Denn obwohl Asterius lange durch sein äußerliches Betragen alles Gute versprochen hatte; obwohl er eifrig im Gottesdienste, fleißig im Lernen, gehorsam und ehrerbietig gegen die Eltern und Vorgesetzten gewesen war; so hatte er sich doch seit einiger Zeit so plötzlich und auffallend verändert, daß, wer ihn kannte, sich wunderte und in der Stille bei sich dachte, er müsse Gift getrunken haben. Laßt euch das gesagt seyn, liebe Eltern! Wenn ihr an eurem Sohne oder eurer Tochter eine plötzliche Veränderung merket, wenn sie auf einmal aus andächtigen laue, aus fleißigen faule, aus ehrerbietigen und gehorsamen Kindern grobe und freche Bursche werden; da gebt acht; es brennt das Venusfeuer; brennt es nicht, so glimmt und glostet es; sucht nach! sucht nach!

Unterdessen ist das erste Leidwesen über Asterius Tod vorüber und es entsteht die Frage, wer der Urheber seines Todes, der Mörder des unglücklichen Jünglings gewesen sei. Im Hause sei Niemand, den man beargwohnen könne; kein Fremder sei diesen Tag im Hause gewesen; es bleibe also nichts übrig, als zu schließen, Asterius habe sich selbst um's Leben gebracht. Aber welche Ursache sollte er gehabt haben? Gestern sei er ganz wohl und munter gewesen, was doch nicht hätte seyn können, wenn er schon ein so entsetzliches Vorhaben im Sinne gehabt hätte.

Ich lasse diese Leute denken, was sie wollen, und wünschte nur, daß jener, der ihn verführt hat, zu diesem jammervollen Schauspiel gekommen wäre. Großer Gott, wie hätte da sein Herz geschlagen! Welche Gewissensangst ihn ergriffen! Da

hätte er gelernt, was es heiße, eine Seele verführen. Ach, wie leicht ist es, einen unwissenden, schüchternen Knaben oder ein unverständiges, vorwitziges Mädchen mit Schmeicheln, Drohen, Lügen, Versprechen und Liebkosen zu der ersten Sünde verführen! Aber, o wie schwer ist die Verantwortung! O Verführer, wie soll ich dich nennen? Einen grausamen Meuchelmörder? Einen tückischen Skorpion? Eine giftspeiende Schlange? Einen Abgesandten der Hölle? Eine Pest der Erde? Einen scheußlichen Vizeteufel, da du ja Satans Stelle auf Erden vertrittst? Alles ist zu wenig! Was hast du gethan, sagte einst Gott zu Kain und wollte ihm den Gräuel des Brudermordes vor Augen stellen. Es war freilich auch eine gräuelvolle That, einen Menschen ermorden, und zwar einen unschuldigen, und, was noch mehr ist, einen leiblichen Bruder; überdieß mit Betrug, unter dem Scheine der Freundschaft, und, was die Bosheit recht teuflisch macht, aus Neid, weil Abel bei Gott mehr in Gnaden stand. Allein vergleicht man die Mordthat des Kain mit der Verführung einer Seele, so ist diese Sünde in ihren Wirkungen viel schwerer, als jene. Kain hat freilich dem Abel das zeitliche Leben genommen, aber Abel hat dafür das ewige erlangt; ja, man darf ihn den ersten Martyrer nennen. Aber, wenn du eine Seele zur Sünde verführst, was thust du? So viel an dir ist, hast du deine und des Andern Seele ihrem Schöpfer, ihrem Erlöser, ihrem Seligmacher aus den Armen gerissen und dem leidigen Teufel überantwortet. Doch ich habe geirrt, wenn ich einen Verführer einen Vizeteufel genannt habe; ich bezeichne ihn besser, wenn ich sage, es sei ein maskirter Teufel, dergleichen es in der Hölle nicht gibt. Der Teufel weiß es wohl; wenn er in seiner eigenen, häßlichen Gestalt erscheinen und einen Menschen zur Sünde reizen würde, Niemand würde ihm Gehör geben; wir machten das Kreuz, verfluchten ihn und liefen davon. Darum hat er schon im Paradiese die Gestalt einer Schlange

angenommen. Durch eine menschliche Gestalt hätte er sich damals verrathen, weil noch kein Mensch auf Erden war, als Adam und Eva; jetzt aber dienen anstatt der Schlangen die Menschen besser. Die Menschen leihen dem Teufel ihre Augen, ihre Hände, ihre Füße, ihre Zungen, ihre Kleidung; so vermummt wird er höflich empfangen; man geht ihm entgegen, horcht ihm zu, läßt sich reizen; ja, damit man ihn noch weniger scheue, gibt man ihm die schönsten Namen; es heißt, er ist mein Freund, mein Geliebter, mein Anbeter. Aber, o verruchter Geselle, was hast du für einen Nutzen von dem Dienste, den du dem Teufel leistest in Verführung der Seelen? Was die Schlange hat gewonnen, wartet auf dich, der Fluch Gottes. „Weil du das gethan hast, bist du verflucht unter allen Geschöpfen auf Erden!“ Löwen, Tiger und Drachen will Gott lieber sehen, als dich. „Auf deinem Bauche wirst du kriechen alle Tage deines Lebens!“ Dein Herz wird immer im Staub und Koth herumwühlen; keinen Trost, keine Freude hast du vom Himmel zu hoffen, so lange du dich nicht aufrichten wirst. „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und dem Weibe.“ Sogar Maria, die sonst eine Zuflucht der Sünder ist, ist dir feind und mag dich nicht sehen. Schließe daraus, wie Christus, ihr Sohn, dein Richter dich empfangen werde. Ach, der gute Hirte hat das Schäflein so lange gesucht, es aus der Mitte der Wölfe gerettet, und über Berg und Thal voll Freude auf seinen Schultern zurückgetragen. Auf dem Wege kömmst du ihm entgegen, reißest das liebe Thier ihm vom Halse und schneidest ihm die Gurgel ab. Welcher Schmerz, welcher Zorn, welcher Unmuth wird den guten Hirten ergreifen? Gib acht, eben dieser Hirte wird dein Richter seyn, ein strenger, ein eifersüchtiger, ein unerbittlicher Richter!

III. Theil.

Der Strafe Vollzug.

Aber, indem ich den verführerischen Seelenmördern ihre Schandthaten vorhalte, ist der Mörder des Asterius schon entdeckt worden. Asterius hat sich nicht selbst erhängt, sondern ist von einem andern erhängt worden. Von wem? Jetzt hört; es ist eine unerhörte Nachricht, die so eben ankommt. Aus der nächsten Stadt reitet ein eigener Bote daher, steigt bei dem Hausherrn des Asterius ab, tritt eilfertig in's Haus, ruft den Hausherrn und sagt, er sei von einem gewissen Ordensgeistlichen geschickt mit diesem Briefe; er verlange eine schnelle, blos mündliche Antwort, ob Asterius noch lebe? Der Hausherr wundert sich, wie das Gerücht sich so schnell verbreitet habe; er will mit der Sprache nicht heraus. Er öffnet aber voll Verwunderung den Brief, liest die Unterschrift: P. Plazidus, Exorzist; der Name ist ihm nicht bekannt. Mit flüchtigem Auge durchgeht er die Zeilen, erbleicht, zittert, ja fällt in Ohnmacht dahin, gleich als wäre er todt. Wundert euch nicht, l. Z., denn was er gelesen, ist über allen Begriff entsetzlich. Ich gebe kurz den Inhalt:

„Asterius hatte eben heute wiederum eine Versuchung, seine gewöhnliche Schandthat, da er allein war, zu wiederholen. Kaum aber hatte er eingewilligt (höre und zittre, freche Jugend! So ungewiß ist es, welche Sünde deine letzte seyn wird), kaum hatte er eingewilligt, so hatte der Teufel durch gerechte Zulassung Gottes Gewalt über ihn bekommen. Wie ein grausamer Henker ging er nun mit seinem Schlachtopfer um, peinigte es, warf es zur Erde, erwürgte es und hing es endlich an den Nagel der Bettlade auf." Entsetzliches Schauspiel! Doch, die Geschichte ist noch nicht zu Ende, was ich noch zu sagen habe, ist weit schrecklicher. Was denn?

Geduld! Ich muß hier die Erzählung unterbrechen, nicht weil mich das Mitleiden bewegt, (denn der verdammte Asterius verdienet kein Mitleid,) sondern weil der Zorn mich überfällt. Ich möchte fluchen über den plumpen Teufel, daß er das über Asterius verhängte Urtheil Gottes zwischen vier Mauern im Verborgenen ausgeübt hat. Heraus, heraus auf die öffentlichen Gassen der Stadt hätte er ihn sollen schleppen, und unter Glockengeläute und dem Zusammenlauf des ganzen Volkes an den Galgen aufknüpfen, damit die muthwillige Welt sähe, was sie nicht glauben will, wie sehr Gott die Sünde der Unkeuschheit, in was immer für einer Gattung, verabscheue und hasse; die Unkeuschheit, sage ich, welche die jetzige Welt für eine Schwachheit ausgibt, die Gott leicht verzeiht. O unverschämte Welt, wie kannst du sagen, daß Gott leicht verzeihe, was er so entsetzlich strafet?

Ich weiß wohl, was du antworten wirst. Du sagst, diese und dergleichen Geschichten seiest du nicht schuldig zu glauben; sie stehen nicht in der hl. Schrift. Antwort: Du bist sie nicht schuldig zu glauben; aber sind sie darum nicht wahr? Es steht nicht in der Schrift, daß der große Alexander ganz Persien erobert habe; ist es darum für einen klugen Mann anständig, zu sagen: Ich glaub's nicht? Ist denn nichts mehr würdig geglaubt zu werden, als was man zu glauben schuldig ist? Muß man denn nur den göttlichen Glauben gelten lassen, und allen menschlichen Glauben aufheben? Ei, dann bist du auch nicht schuldig, deine Eltern zu ehren, denn es steht nicht in der Schrift, daß du ihr Kind seiest; dann darfst du auch keinem Priester mehr trauen, weil von keinem der Glaube sagt, daß er recht geweiht sei; ja du darfst gar kein hl. Sakrament mehr empfangen, weil du nicht schuldig bist, zu glauben, daß du recht getauft seiest.

Doch, was braucht es viel Streitens? Weil man mich zur Schrift weist, so gehe ich zur Schrift. Komme mit mir,

unverschämte Welt, schaue hinein in die Bibel, und lies, wie Gott deiner sogenannten Schwachheit so leicht nachsehe. Ach, kaum ein Buch ist in der ganzen Bibel zu finden, welches nicht mit eindringlichen Sprüchen oder mit gräulichen Geschichten wider die Unzucht angefüllt wäre. Der Sprüche heute zu geschweigen will ich nur die namhaftesten Geschichten anführen.

Im Buche Genesis wird erzählt, wie die ganze Welt durch die allgemeine Sündfluth überschwemmt wurde, wie Gott Sodoma und Gomorrha mit Feuer verheerte, wie in der Stadt Sichem, wegen der Schändung der Tochter des Patriarchen Jakob, alle Bürger durch das Schwert umkamen, wie Her und Onan, zwei Söhne des Patriarchen Judas, wegen Mißbrauchs der Ehe mit dem gähen Tode bestraft wurden. Im Buche Numeri ist aufgezeichnet die schreckliche Pest, die vierundzwanzig Tausend Israeliten dahinraffte, weil sie sich mit madianitischen Weibern versündigt hatten, während die Obersten und Anführer des Volkes, weil sie dem Gräuel nicht gewehrt, an dem Galgen sterben mußten. Im Buche Josua lesen wir, wie eine ganze Zunft bis auf wenige Mann ausgerottet wurde, weil die Benjaminiten die Bösewichte nicht zur Strafe ausliefern wollten, die eine fremde Person bis zum Tode schändlich mißbraucht hatten. Im Buche der Richter sehen wir den starken Samson eines Weibes wegen zum Gelächter und Spott seiner Feinde werden. Im Buch der Könige finden wir zwei Priester, Ophin und Phinees, die wegen Unzucht in der Schlacht neben der Arche Gottes ihr Leben verloren. Es zeigt sich uns König David, seine Sünde und seine Strafe; es zeigen sich uns seine Söhne, die ihrem Vater wegen ihrer Ausschweifungen so vielen Kummer machten. Der eine schändete seine eigene Schwester und wurde von seinem Bruder ermordet; der andere wurde aus einem Unzüchtigen auch noch ein Rebell gegen seinen Vater und verlor im Aufruhr sein Leben. Der dritte wurde aus dem weisesten Manne der größte Weibernarr und verlor deß-

wegen seinen großen Namen, seine Schätze, sein halbes Königreich, vielleicht sogar seine Seele. Im Buche Daniel begegnen uns die alten, unverschämten Richter, die von dem Volke wegen der falschen Anklage der Susanna gesteinigt wurden. Im Buche Judith liest man von Holofernes, dem seine böse Begierde den Sieg und den Kopf raubte; im Buche Tobias wird erzählt, wie der Teufel sieben Männer nach einander an der Seite der frommen Sara erwürgt hat; endlich wissen wir von der Stadt Ninive, daß sie, nachdem sie sich nach kurzer Buße auf die Predigt Jonas, des Propheten, wieder in dem alten Sündenschlamme versenkt hatte, mit Feuer und Schwert verheert und in einen Steinhaufen verwandelt wurde.

Was sagt ihr jetzt, freche Mäuler; hält Gott die Unzucht für eine Schwachheit, die er leicht verzeiht? O, was er so oft, so augenscheinlich, so schrecklich straft, und zwar im alten Testamente, wo noch nicht so viele Gnaden der menschlichen Schwachheit unter die Arme gegriffen, kann keine geringe Sünde seyn, die sich so leicht entschuldigen läßt. Nein, nein! der Apostel hat recht: „Ach betrügt euch nicht so gar freventlich! Es ist gewiß und ein Glaubensartikel, weder die Hurer, noch die Ehebrecher, noch die Weichlinge werden das Reich Gottes besitzen" (1 Cor. 6). Die Wohllüste versetzen sie in den Stand der Todsünde und darum sind sie des Himmels nicht würdig.

Nun dürft ihr euch nicht mehr wundern, l. Z. wenn Gott, was er bei den Juden so oft gestraft hat und in seiner Kirche so ernstlich verbietet, auch dann und wann auf eine ganz besondere und auffallende Weise, zum Schrecken frecher Menschen, züchtigt, wie er es an Asterius gezeigt. Alles, was ich erzählt habe, hat der Teufel aus einer besessenen Person zur selben Stunde, da Asterius heimlich erwürgt wurde, in der nächsten Stadt öffentlich ausgesagt, auch seinen Namen, das Haus, die Ursache und Art seines Todes vor vielem Volke umständlich

angegeben, unter welchem sich auch ein frommer Priester befand, der die ganze Geschichte nachher unserm P. Julius Rekupitus erzählte und bezeugte, daß alles wahr befunden worden sei, was der höllische Gast gesagt habe. Aber was mir das erschrecklichste von allem zu seyn scheint, setzte der fromme Priester hinzu, ist dieß, daß der Teufel beigefügt habe, sein Mitgeselle habe mit Asterius ein so lustiges Schauspiel aufgeführt mit Erlaubniß von Asterius hl. Schutzengel.

O Gott, und dieß ist die Schwachheit, die du so bestrafest! Ja, ja, jene boshafte Schwachheit, mit der man die reinen Augen seines lieben Engels so unverschämt beleidiget! Ist es ein Wunder, wenn er sich erzürnt? Ach, Geliebte, laßt uns die Augen des Glaubens öffnen, und der guten Ermahnung des hl. Bernhardus folgen: In omni angulo angelo tuo reverentiam habe! O goldene Worte! Es sei der Winkel so finster, als er seyn kann, habe doch auch in dem Winkel Obacht und Ehrerbietung für deinen hl. Engel! Nimm dich in Acht; er sieht dich! Darum, wenn du je noch einmal sündigen willst, so schaue dich zuvor um und gehe, ich bitte dich, gehe an einen Ort, wo dich dein Engel nicht sieht.

Sechste Geschichtspredigt.

Der Glaube im Streite,

oder

die hl. Martyrin Justina.

Lehre:

Wie der Glaube, so das Leben.

V. 7. Denn siehe, du liebest die Wahrheit; die verborgenen und geheimen Rathschlüsse deiner Weisheit hast du mir geoffenbart.

Heute bringt David den dritten und stärksten Grund seiner Hoffnung vor, den Glauben. Er erinnert sich der Offenbarung, die er über die Ankunft des Messias aus seinem Geblüte erhalten hatte. Dieser glaubt er und auf diesen Glauben gründet er seine Hoffnung; denn siehe, sagt er, warum soll ich nicht hoffen? Mein Gott, du bist ein wahrhafter Gott, du hast mir die geheimen Absichten und Rathschlüsse deiner Weisheit anvertraut, aus denen ich nothwendig schließen muß, wie gut du gegen mich seiest; warum soll ich nicht hoffen? Messias soll geboren werden aus meinem Stamme, der Weltheiland dem Fleische nach aus meinem Geschlechte; das glaube ich, weil du es gesagt hast; warum soll ich nicht hoffen? Das Lehrstück ist gut; denn ohne den Glauben gibt es keine Hoffnung, ohne Hoffnung keine beharrliche Buße. Ich weiß, daß ich zu Christen rede und nicht zu Heiden; aber was ist's dann? Soll ich deßwegen nicht von dem Glauben reden dürfen? In allweg; denn ein anderes ist glauben, ein anderes eifrig glauben, und ohne diesen Eifer im Glauben findet sich auch in der Buße wenig Feuer. Was ich also heute will, ist der Eifer des Glaubens. Diesen Eifer stelle ich euch zum Beispiele

nur in einer Person aus Tausenden vor Augen, und zwar in einer aus dem schwächeren Geschlechte, damit sich Niemand, wenn er in der Versuchung fällt, mit der Schwachheit entschuldige. Die Geschichte erzählt P. Petrus Ribadeneira, aus dem Metaphrastes, in dem Leben der hl. Justina am 26. Tag des Herbstmonats, wie folgt.

I. Theil.

Justina's Streit mit dem Buhler.

Unter der Regierung der Kaiser Diokletian und Mariminian lebte in Antiochia mitten unter den Heiden, wie eine Lilie unter den Dornen, eine edle christliche Jungfrau, Justina mit Namen, so rein an der Seele, als schön von Gestalt; weßwegen sie auch in einer doppelten Gefahr sich befand, indem nämlich um ihre Seele der Teufel sich bewarb, von ihrer Schönheit aber eine Menge junger Männer angezogen wurden. Mehr aber als alle andern war für sie eingenommen und einer ihrer heftigsten Bewerber ein gewisser Agladius, der alle erdenklichen Kunstgriffe anwendete, um sich bei ihr einzuschmeicheln und ihre Gegenliebe zu gewinnen. Allein alle Unterhändler, die er schickte, bekamen den Korb; alle Schmeicheleien waren vergebens, alle Versprechen machten keinen Eindruck; was er immer that, bewirkte nicht einmal so viel, daß ihn Justina eines günstigen Blickes würdigte. Hätte sie in unsern Zeiten gelebt, da würde es wohl geheißen haben: Ach, das ist hölzern; aber Justina achtet nicht, was die Leute reden; was der Glaube sagt, hört sie an. Was sagt ihr aber der Glaube? Was hast du nach Agladius zu fragen, sagt er; du weißt, wie hoch der Sohn Gottes die Jungfrauschaft ehrt, er will, seine Bräute sollen Jungfrauen seyn und ihn allein lieben; verdient er nicht, daß du ihn vorziehst? Ist er nicht schöner, holdseliger, reicher,

edler, als Agladius? Ist er nicht überdieß unsterblich? Nun, so lebe Christus, es sterbe Agladius; oder, wenn es so seyn muß, stirb du, ehe dich Agladius erhält. So redet der Glaube; so urtheilt Justina aus Antrieb des Glaubens. Aber eben dieß thut dem Agladius weh.

Er weiß nicht, wie ihm ist. Bald erstaunt er über die Hartnäckigkeit des Mädchens, bald zürnt er über seinen eigenen Wahnsinn; nun schämt er sich, sich für besiegt zu erkennen, jetzt schmerzen ihn die vielen Unkosten, die Zeit und Mühe, die er angewendet hat; endlich denkt er: Was soll ich mich noch ferner so abmühen: Bin ich an sie gebunden? Kann ich nicht andere haben? Wohlan, ich kehre mich von dieser höl-zernen Statue zu einem lebendigen Bildniß! Gottlob, — der stärkste Buhler ist durch den Glauben überwunden. Er ver-beißt seinen Grimm und geht hinweg.

Jungfrauen, wißt ihr, was ihn treibt? Justina hat sich gegen ihn, wie eine Bildsäule verhalten, ganz kalt, unbeweg-lich, unempfindlich; darum hat sie ihm mißfallen. Ihr klagt, man stelle euch nach; woher kommt das? Ihr seyd nicht, wie die Bilder, ihr seyd gar zu lebhaft. Die Augen, die Ohren, die Zunge, die Hände und Füße sind immer in Bewegung; ihr suchet die Gelegenheit selbst, und, um die Sache kurz zu sagen, es ist eben das euer einziger Wunsch: Ihr wollet geliebt werden. Wenn ihr dagegen unversehens in eine Gelegenheit zur Sünde gerathet, da seyd ihr ganz todt, wo ihr doch am meisten leben solltet; ihr laßt mit euch umgehen, als wär't ihr hölzerne Bilder, die Augen haben und nicht sehen, Ohren, und nicht hören, Zungen, und nicht reden, Hände und Füße, die sich nicht bewegen können. Ihr flieht nicht, ihr ruft nicht, ihr widersetzt euch nicht und dennoch wollt ihr, man solle glau-ben, ihr seyet Jungfrauen. Glaube es, wer es will, ich glaub' es nicht; und streicht euch nur kein Färblein an, sagt mir nicht, ihr seyet nur freundlich und ihr möchtet doch nicht haben, daß

man euch für grob ausgebe — o, die Freundlichkeit hat ihre Schranken und eine Jungfrau muß nicht nur, was böse ist, meiden, sondern auch, was einen bösen Verdacht machen kann, verabscheuen. Besser ist's, man sage von dir, du seyest grob, als daß man sage, du seyest ....

Doch, was sehe ich jetzt? Agladius steht mitten auf der Gasse still; ja er kehrt schnell um und geht schnurgerade auf Justina's Haus zu. Was bedeutet dieß? Will er vielleicht mit Gewalt hineinbrechen? Nein, das ist seine Meinung nicht; sondern, wie ich sehe, blitzt er mit einem Auge zum Fenster hinauf; stampft mit dem Fuße und geht in aller Schnelle vorbei. Wohin? Ich glaube fast, zu dem Landpfleger; da wird er Justina als eine Christin angeben, damit er sich räche; denn es geschieht öfters, daß sich die Flamme der Liebe in ein tobendes Feuer des Hasses verwandelt. Wir irren aber wiederum; denn Agladius weiß noch nicht, daß Justina Christo die Treue geschworen habe. Zu was er sich entschlossen, ist ein weit verfluchteres Vorhaben. Hört, l. Z. und lernt, wozu die unreine Liebe den Menschen vermögen kann. Agladius hatte Justina einen Holzblock genannt; darum fiel ihm im Hinweggehen ein, was die heidnischen Fabeln von Prometheus dichten, daß er nämlich einen Feuerfunken von der Sonne entlehnt und damit einen Erdklotz beseelt habe. Das machte ihm Hoffnung, daß wohl auch dieses Holz noch Feuer fangen könnte, sollte der Funke nun gleich vom Himmel oder von der Hölle hergeholt werden. Dieser Einfall war's, der ihn auf dem Wege zum Stillestehen bewog; darum kehrt er um und eilt, was er kann, zu Cyprian, einem in der Nähe wohnenden Schwarzkünstler. Diesem klagt er sein Elend und bittet ihn um Hilfe.

O Gottlosigkeit! Jungfrauen, lernt von diesem Einen Buhler, wie alle oder gewiß die meisten aus dieser Zunft beschaffen sind; kein Laster ist so entsetzlich, das sie sich zu begehen scheuen, wenn sie euch nur dadurch um eure Ehre und Un-

schuld bringen können. Und das heißt man lieben! Und ihr könnt solche Menschen lieben! Ihr könnt euch freundlich zeigen gegen solche Leute, von denen ihr wisset, daß sie euretwegen alle Stunden bereit sind, Bruderschaft mit dem Teufel zu trinken! Sage ich zuviel? Wollte Gott! Aber die leidige Erfahrung lehrt es gar zu oft, daß kein anderes Laster so leicht den Menschen zum Aberglauben, zu Wahrsagereien, zu Zaubereien, mithin zur Gemeinschaft mit der Hölle verleitet, als die Unzucht. Schließt daraus, wer der sey, der euch unehrbar liebkost, der euch zur Nachtszeit besucht, der euch durch was immer für Versprechen zur Sünde einladet, wißt ihr, wer er ist? Ist es der Teufel nicht, so ist es sein Freund!

II. Theil.

Justina's Kampf mit der Hölle.

Agladius war ein solcher und Cyprian, durch gutes Handgeld und noch größere Versprechungen bewogen sagte dem wahnsinnigen Buhler wirkich zu, er wolle sein Möglichstes thun; er solle nur ruhig heute schlafen, morgen aber unverweilt die Jungfrau besuchen; er werde sie ganz gewiß dann in ihrem Sinne verändert finden. Das war Wasser auf die Mühle des jungen Mannes; er geht getrost nach Hause, Cyprian aber an sein Geschäft und ruft die höllischen Mächte an.

Ach, Justina, welche Gefahr droht dir! Der Mensch wandelt ohnedieß auf schlüpfrigem Eise, wo man leicht fällt; wie wird er stehen bleiben, wenn man ihn noch dazu zum Falle zwingt? Aber, l. Z. laßt uns das Bessere hoffen. Justina weiß aus dem Glauben, daß der Mensch ohne die Gnade Gottes unmöglich keusch leben könne; darum bauet sie nie auf ihre Tugend, sondern wendet täglich ihre Augen zum Himmel, von wo sie Hülfe hofft. Sie weiß, Gott wacht über sie und

ihr heiliger Schutzengel behütet sie, auch wenn sie schlaft. Sie betet also, wie sonst, so auch diese Nacht fleißig, bevor sie schlafen geht; bittet, Gott wolle sie diese Nacht in keine Sünde fallen lassen, bezeichnet die Stirne und das Herz mit dem Zeichen des hl. Kreuzes und legt sich zur Ruhe.

Aber kaum hatte sie angefangen zu schlafen, so fing der höllische Versucher an sie zu bestürmen und ihre Einbildungskraft mit den schändlichsten Bildern und abscheulichsten Träumen zu erfüllen. Zwei, dreimal wacht sie auf, wird unwillig über diese Dinge, schlägt alles aus dem Sinne und bemüht sich wieder einzuschlafen. Aber die schlimmen Geister setzen immer auf's Neue an, gleich den Hunden, die eine tapfere Löwin umgeben, von allen Seiten anbellen, hie und da zupfen, aber doch niemals ernstlich anzugreifen sich getrauen. O Seelen, die ihr die Reinigkeit liebt, wie oft werdet ihr von gleichen Versuchungen, wie Justina geplagt! Ihr werdet oft meinen, ihr seyet schon überwunden; ihr verzagt, ihr bildet euch ein, ihr könnt nicht widerstehen, ach! ich bitte euch, laßt es nicht dahin kommen, verzagt nur nicht; das ist es, was die Hölle sucht. Wenn ihr verzagt, so hat sie gesiegt. Nein, mit Zweifeln und Zittern überwindet ihr den Fleischteufel nicht; durch Verachtung wird er vertrieben. Ist die Versuchung klein, so verachtet sie; spielt nicht mit euren Gedanken, sondern macht es, wie mit einem Funken Feuer. Sobald ihr seht, daß euch einer auf's Kleid gefallen, was thut ihr? Seht ihr zu, bis er ein Loch hineinbrennt? Nein, ihr schüttelt ihn im Augenblicke ab und so erhaltet ihr das Kleid unbeschädigt. Ebenso verfahrt mit der Versuchung, so lange sie klein ist; verachtet sie, schlagt sie schnell aus dem Sinne und laßt sie nicht groß werden. Ist sie aber wider euren Willen ungestüm und bricht in Flammen aus, so schüttet Wasser zu. Was ist das? Ich will sagen, erweckt solche Tugendübungen, die der Versuchung, wie dem Feuer das Wasser, entgegengesetzt sind. So hat es Justina

gemacht. Nach dem Rath des hl. Paulus Eph. 6. hat sie den Schild des Glaubens ergriffen, und um die ungestümen Gedanken zu stillen, sich aus dem Bette aufgemacht, zur Erde niedergeworfen, den gegenwärtigen Gott angebetet, ihren hl. Schutzengel zu Hilfe gerufen, das Kreuz umfangen, sich in die hl. Wunden Jesu empfohlen und öfters diese Worte wiederholt: Ich bin eine Christin! Ich bin eine Christin! Eine Christin will lieber sterben, als sündigen!

Hier wollte ich, daß alle ängstlichen Seelen lernten, was für ein großer Unterschied sei zwischen der Sünde und der Versuchung zur Sünde. Denn es gibt viele kleinmüthige Herzen, die sich einbilden, versucht werden und sündigen sey eins. Ey, nehmt doch die Lehre des hl. Bernhard wohl zu Herzen: Non nocet sensus, ubi non est consensus! Etwas anderes ist empfinden, etwas anderes einwilligen; ein anderes einfallen, ein anderes beifallen. Die Phantasie wird erfüllt mit schändlichen Bildern, das ist noch keine Sünde; Vorstellungen von weiß nicht was kommen haufenweise und gaukeln vor deinen Augen, das ist noch keine Sünde; das Blut kommt in Wallung, die Begierlichkeit regt sich; ist alles noch keine Sünde, wenn nur kein freiwilliges Wohlgefallen dazu kommt. Ja, sagst du, eben das ist mein Zweifel, ob ich in die Gedanken eingewilligt habe, oder nicht. So, du zweifelst und weißt es nicht gewiß? Wohlan, so danke Gott, und urtheile keck, du habest nicht eingewilligt, eben darum, weil du zweifelst, ob du eingewilligt habest. Dieß sage ich aber nur den frommen Seelen zum Troste, und jenen, die ohnedieß immer bereit sind, lieber zu sterben, als eine Todsünde zu begehen; diesen sage ich, wenn sie zweifeln, ob sie in böse Gedanken eingewilligt, dürfen sie kühn urtheilen, sie haben nicht eingewilligt, und dieß noch mehr dann, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, das Werk zu vollbringen und es doch nicht gethan haben. Aber von jenen, die ein Gewissen wie ein

Stadelthor haben, wo man ganze Fuder Heu ohne Anstoß hineinführen kann, von solchen muß ich ganz anders reden. Denn diese haben eben deßwegen, weil sie wissen, wie leicht sie hier und dort wegen einer kleinen Versuchung in Todsünden hineinplatzen, Ursache genug zu fürchten, daß sie auch eingewilligt haben, wenn sie schon an der Einwilligung zweifeln. Justina ist von sich versichert, nicht eingewilligt zu haben; sondern, wie sie durch den Glauben zuvor den Buhler, so hat sie wiederum durch den Glauben die Hölle überwunden; ja sie hat zur größten Beschämung des Versuchers die Versuchung zu ihrem Vortheile benützt und in der Hitze des Streites sich fest vorgenommen, gleich morgen aus dem Hause zu fliehen und zu andern, im Verborgenen lebenden Christinnen sich zu begeben, nur damit sie dem Aaladius aus den Augen käme und die Gelegenheit zur Versuchung ein für allemal abgeschnitten wäre. Seht, Jungfrauen, das heißt ernstlich für die Jungfrauschaft streiten! Es blieb auch nicht beim bloßen Vorsatz; auf den Willen folgte das Werk.

III. Theil.

Justina's Streit mit dem Tyrannen.

Siehe, kaum hatte die Morgenröthe den Himmel vergoldet, erhebt sie sich schon und geht aus dem Hause. Dennoch ist ihr Agladius zuvorgekommen (so wachsam ist die verdammliche Liebe), und da sie die Thüre öffnet, begrüßt er sie mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, in der festen Hoffnung, die Sonne werde ihm heute günstiger, als jemals aufgehen. Er fand sich aber mehr als jemals betrogen; Justina weist ihn kurz ab und sagt: Packe dich fort, elender Versucher, dein Leben lang sollst du mich nicht mehr sehen. So macht sie sich aus dem Staube und läßt den verblüfften Jüngling bei der Haus-

thüre stehen, der nicht wußte, was er sagen oder thun sollte; denn es war ihm, als hätte ihn der Blitz getroffen. So recht! für solche Köpfe gehört solche Lauge! Eine herzhafte Antwort vertreibt, wie den Teufel, so seine Diener; wer vor solchen Lotterbuben Frieden haben will, kann sich mit Einem Worte Ruhe schaffen.

Was wird aber Agladius jetzt thun? Er ist in Verzweiflung; Schmerz und Zorn zerfleischen sein Herz. Den Schmerz verursachte die unerwartete Antwort Justina's; der Zorn entsprang aus dem Argwohn, der Zauberer möchte ihn betrogen haben. Zu diesem geht er nun und gibt ihm einen derben Verweis, wie er sich unterstehe, einen jungen Edelmann so schändlich hinter das Licht zu führen, und dieser hatte genug zu thun, bis er ihn etwas tröstete, sich entschuldigte und bessere Hilfe auf morgen zusagte. So brachte er ihn, obwohl mit Mühe, wieder zur Thüre hinaus. Nachdem er abgetreten, machte sich Cyprian ohne Verzug an sein Werk und befragte den Satan, warum er sein Versprechen nicht gehalten? O Wunder über Wunder! Was für eine Antwort erfolgt? Hört und lobt die göttliche Kraft! Der Teufel bekennt, er habe wider Justina nichts ausrichten können, weil sie eine Christin sey!

O Christen, hört ihr, was der Teufel bekennt? Ach, warum vermag er denn so viel wider uns? Unser Glaube ist unüberwindlich! Die Pforten der Hölle können ihn nicht überwältigen! Aber wir haben keine Uebung im Glauben. Der Glaube ist ein Schild, womit wir die feurigen Pfeile des schalkhaften Geistes alle auslöschen und zurücktreiben können; aber wir nehmen ihn nicht in die Hand; es heißt wie dort bei David, als er mit Goliath streiten sollte; wir sagen, wenn wir eine Versuchung durch den Glauben bekämpfen sollen: ich weiß die Sache nicht anzugreifen, ich bin diesen Kampf nicht gewohnt! Aber sollte es denn so hart seyn, die Waffen des Glaubens führen zu lernen? Man macht es wie

Christus, und weist den Versucher, wie er immer sich zeigt, mit einem Spruche aus der Lehre des Glaubens zurück. Wir haben zwölf Glaubensartikel, von denen jeder eine Waffe wider gewisse Versuchungen ist. Befällt dich Kleinmuth wegen Noth und Armuth, will der Satan, du solleſt dir mit Aberglauben oder Zauberkunst aus der Noth helfen, so sage mit standhaftem Glauben: Weich' Satan; ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer, dem Himmel und Erde gehört; er kann mir Brod schaffen, will er nicht, so geschehe sein Wille!

Will dich der menschliche Respekt oder das Ansehen einer Person zur Sünde veranlassen, so sage, mit festem Glauben: Weich' Satan; ich glaube an Jesum Christum, der Gottes Sohn und mein einziger Herr ist, an dessen Dienste ich mich nicht zu schämen brauche u. s. w. O ja, was für tapfere Christen würde der Glaube aus uns machen, wenn wir uns öfter seines Schutzes bedienten! Das Bekenntniß unsers ärgsten Feindes ist ja ein hinreichender Beweis, daß die Hölle wider einen Christen nichts auszurichten vermag.

Dieß hat sogar Cyprian, der Zauberer, begriffen und bei sich gedacht: Vermag die Hölle nichts wider die Christen, so muß Christus ein weit stärkerer Herr seyn, als der Höllengott. Und was folgt hieraus? Dem Höllengott muß ich absagen und Christo anhängen. O daß doch jeder so dächte und die Parthei der Hölle verließe, ihr besonders, die ihr Glück, Geld, Sicherheit oder Gesundheit durch teuflische, abergläubische Künste zu erlangen hoffet. Ach, alberne Leute, was kann euch denn der arme Teufel helfen, der sich selbst nicht helfen kann und armseliger ist, als ihr. Ja, er hat aber manchem geholfen, man weiß es. Ich will es nicht leugnen; aber das ist aus Zulassung Gottes geschehen, der es geschehen läßt zur Strafe verblendeter Menschen, damit sie noch mehr verblendet, nicht mehr zu Gott zurückzukehren gedenken. Und in einem solchen Falle wenn es Gott zuläßt, daß der Teufel euch helfe,

könnt ihr wohl glauben, er helfe mit gutem Willen, aus guter Absicht, zu eurem Nutzen? Oder greift ihr nicht mit Händen, daß euer geschworner Feind nur darum heute euch helfe, damit er euch morgen desto gewisser und heftiger schade? Wenn die amerikanischen Menschenfresser einen Gefangenen mästen und ihm Speise und Trank im Ueberfluß reichen, darf man dieß eine Wohlthat nennen? Nein, fürwahr, denn es geschieht nicht ihm zu lieb, sondern damit die Barbaren eine bessere Mahlzeit an ihm haben möchten. Siehe, o Einfalt, solche Gutthaten erweist der Teufel; darum kehre um und wende dich mit Cyprian zu Gott.

Cyprian ist von dem Bischofe der Stadt bereits wirklich getauft worden und ein eifriger Christ. Das ist's aber gerade, was den Teufel äußerst verdrießt, von einer Jungfrau verspottet und von seinem Diener verlassen zu werden. Um sich zu rächen, hetzt er die Heiden zu einer Verfolgung der Christen auf, in der auch Justina und Cyprian vor Gericht geschleppt werden. Da beginnt nun der dritte Streit der Jungfrau, aber der allerleichteste; denn ihr, die mit Hilfe des Glaubens zuerst das Fleisch, dann den Teufel überwunden, — die zwei stärksten Feinde des Menschen, — ihr konnte es nicht mehr schwer werden, den Tyrannen zu überwinden. Ruthen und Geißelstreiche hat sie sammt Cyprian mit christlichem Heldenmuthe besiegt und ist darauf durch einen Schwertstreich mit ihm in den Himmel gefahren, von wo beide uns zurufen:

Liebe Christen! weicht den Versuchungen nicht! Seid standhaft im Glauben! Durch den Glauben überwindet ihr alle Versuchungen und erlangt zum Lohne eures Glaubens das ewige Licht. Amen.

Siebente Geschichtspredigt.

Die wunderwirkende Arznei.

Lehre:

Kraft des hl. Sacraments der Buße.

Vers 8. Du wirst mich mit Hysop besprengen und ich werde rein werden; du wirst mich waschen, und ich werde weißer werden, als der Schnee.

Du wirst mich mit Hysop besprengen, und wenn du mich waschen wirst, werde ich weißer werden, als der Schnee. So fährt David in seinem Bußgebete weiter fort. Der Hysop ist ein gewisses Bergkraut, aus dem die Juden Büschel machten, die sie in geweihtes Wasser tauchten und damit die Aussätzigen besprengten. Dieß war eine Figur oder ein Vorbild zweier hl. Sakramente, der Taufe und der Buße, durch welche zwei Sakramente der Aussatz der Seele, die Sünde, vertrieben wird. Auf den Glauben an den kommenden Messias gründet David im 7. Verse seine Hoffnung auf Vergebung; noch näher aber im 8. Vers auf den Glauben an dessen Leiden und Sterben und die Kraft seines hl. Blutes, das den Menschen durch die genannten hl. Sacramente zugewendet wird. Obwohl er keines von beiden in re, in der That empfangen konnte, so hofft er doch, es werde genug seyn, wenn er sie in voto, der Begierde nach empfange und er werde aus einem so köstlichen Bade reiner als der Schnee hervorgehen.

Wir sind dießfalls glückseliger, als David, weil wir, was er nur der Begierde nach genossen, wirklich, so oft wir wollen, in der That genießen können und dennoch gibt es viele, welche, so sehr sie das hl. Sakrament der Taufe schätzen, so wenig das hl. Sakrament der Buße achten. Hieraus folgt, daß man

es, wo nicht gar sakrilegisch mißbraucht, wenigstens selten und mit geringem Eifer und Erfolge gebraucht. Wie ist aber diesem Uebel abzuhelfen? Ich finde kein besseres Mittel, als daß ich beweise, wie die Barmherzigkeit Gottes nicht blos groß, sondern auch überaus freigebig sich in diesem hl. Sakramente zeige; groß in Verzeihung der schwersten Sünden, freigebig in Ausspendung der kräftigsten Gnaden. Beides zeigt sich in einer trostvollen Geschichte, die ich aus P. Engelgrave S. J. ad Dom. 2. post, Pascha erzähle, folgenden Inhalts.

I. Theil.

Abenteuerliche Bosheit.

Zu Salamanka in Spanien lebte ein Kaufmann, Ramirez mit Namen, ein Mann, der sonst in gutem Rufe und großem Ansehen stand. Allein seitdem er sich leidenschaftlich dem Spielen ergeben hatte, war sein Hauswesen und sein Credit immer mehr gesunken und zuletzt so weit herabgekommen, daß er sich mit einer unbedeutenden Krämerei kümmerlich ernähren mußte. Wenn er Weib und Kind gehabt hat, so dauern mich die armen Leutchen von Herzen. Das gute Weib und die unschuldigen Kinder müssen leider oft des Vaters Unverstand büßen. Jungfrauen, gebt acht, wenn es zum Heirathen kömmt, daß ihr euch nicht blindlings mit jedem versprechet; laßt euch durch schöne Worte nicht betrügen; erkundigt euch nach den Werken und Sitten eures Bewerbers und insbesondere wegen dreierlei Laster: Fragt nach, ob er kein Hurer, kein Säufer, kein Spieler sey? Hat er eins oder gar mehrere von diesen Lastern an sich, o, so laßt euch nicht ein oder hofft ja keine gute Ehe! Ich kann euch ein Prophet seyn und voraussagen: Ihr werdet mit diesem Manne ewig zanken und mit der bittern

Armuth bald zu ringen haben. Glaubt ihr mir nicht, so fragt die Frauen. Es sind nur gar zu viele in der Welt, die, was ich sage, sammt ihren lieben Kindern empfindlich genug erfahren haben. Vielleicht sind nicht wenige zugegen, denen schon wirklich das Herz gebrochen ist und die Augen im Wasser stehen, da ich kaum angefangen habe, von den liederlichen Ehemännern etwas zu reden. Sollte eine aus ihnen anstatt meiner auf dieser Kanzel stehen, sie würde heute nicht fertig werden mit Erzählen, wie übel es ihr täglich gehe. Man kann ihr auch wohl glauben; ja ich halte dafür, ihr Elend sey wohl größer, als sie es auszusprechen vermag. Denn was will sie thun? Sagt sie nichts, so wird bald nichts mehr im Hause seyn, als der Bettelstab. Sagt sie etwas, so fängt der Mann, wie ein wilder Löwe, zu wüthen an, schlägt mit Fäusten um sich, schreit, tobt, flucht, sakramentirt so ärgerlich, daß sich die Erde unter dem gottlosen Lästerer eröffnen möchte; denn alle diese drei Laster, die Hurerei, die Trunkenheit und die Spielsucht sind mit dem giftigen Zorne zunächst verwandt, und wer sich einem derselben widersetzen will, muß Gift trinken lernen. In Gottes Namen, den Predigern wird solches Gift wenig schaden. Wenn sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nichts schaden, ist Christi Verheißung. Darum kann ich nicht unterlassen, solchen Männern eine Ermahnung zu geben, wenn sie gleich über mich zürnen werden; ja, ich bitte sie mit einem Herzen, das einzig und allein für ihr und der Ihrigen zeitliches und ewiges Heil besorgt ist, auf's angelegentlichste, sie möchten doch nur einmal eine Viertelstunde lang bei sich überlegen, was ein Ehmann kraft der Ehe schuldig sey, nämlich dem Weibe die Liebe, dem Kinde die Zucht, beiden die Nahrung. Ein Hurer, ein Säufer, ein Spieler thut keines von allen.

Diese Erinnerung, so kurz sie ist, scheint mir, sollte hinreichen, einen vernünftigen Mann auf die rechten Gedanken zu bringen. Habt ihr aber, liebe Frauen, einen Mann geheirathet,

der keine Vernunft hat, o wehe, — dann ist mir leid, ich kann nicht helfen. Dem Vieh predigen ist eine verlorne Mühe.

Was unsern Kaufmann betrifft, so ist das das Beste, daß er, wie aus der Geschichte hervorgeht, entweder nie verheirathet oder ein Wittwer gewesen ist. Die gute Frau wird wahrscheinlich vor Kummer frühzeitig gestorben seyn. Aber das ist unchristlich, daß er, nachdem sein Hab und Gut im Spiel durchgebracht war, seinen Zorn darüber an Gott auslassen will. Ja, was schrecklich ist auch nur zu sagen, er hat einen solchen Haß wider Gott gefaßt, daß er sich entschlossen, so lang er lebte, nie eine Gelegenheit zum Sündigen unbenützt vorübergehen zu lassen und Gott zum Trotz, (o erstaunliche Bosheit), Gott zum Trotz alle Sünden zu begehen, die immer möglich wären, und wenn es ihm nicht möglich wäre im Werke, sie wenigstens mit Begierden zu ersetzen. L. Z., entsetzt ihr euch nicht ob solcher Gottlosigkeit? Doch Geduld; ich habe noch nicht das ärgste erzählt; erstaunet, wie scharfsinnig die Bosheit seyn kann. Er war ein Mensch von geringen Kenntnissen, wußte also nicht alle Gattungen und Arten von Sünden, womit man Gott beleidigen und die Gebote übertreten kann, wie es die Beichtväter wissen müssen. Was thut er? Er kauft ein Büchlein, in welchem zum Behuf der Beichtväter alle Gattungen und Arten der Sünden erklärt sind; das liest er und was er neues liest, begeht er, und wühlt in allen Lastern mit unverschämter Bosheit viele Jahre herum, ohne einmal an eine Beicht zu denken, blos in der verfluchten Absicht, um Gott zu beleidigen und seinen Zorn zu reizen. O Christen, kann es noch einen größern Sünder geben, als diesen? Ich glaube nicht, daß einer zugegen ist, der so etwas gethan, ja auch nur daran gedacht hat. Was ist aber die Ursache einer solchen Gottlosigkeit? Das Spielen. O das verfluchte Spielen, wie viele Sünden sind nicht schon aus demselben entsprungen! Wäre es ein Wunder, wenn das Feuer alle Spieltische, Würfel

und Karten verbrennete? Aber wie denn? Ist denn das Spielen eine so schwere Sünde? An sich selbst nicht; wohl aber wegen der Umstände wird es oft eine Sünde und eine Quelle vieler anderer Sünden. Was sind das für Umstände? Ich will alle diese verbotnen Umstände an den vier Farben der Karten erklären. Verboten ist die Herzfarbe, d. i. wenn man sein Herz an's Spiel hängt. Sie glauben zuletzt, zu nichts anderm auf der Welt zu seyn, als zum Spielen, sagt von solchen leidenschaftlichen Spielern das Buch der Weisheit Kap. 15. Verboten ist die Schellenfarbe, und jene hängen sich selbst die Schelle an, die nicht zum Zeitvertreib oder zur Erholung, sondern Gewinnes halber spielen und der Glücksgöttin Opfer bringen. Verboten ist die Laubfarbe. Ich meine damit die heimlichen Spiele, die man in den Winkeln treibt und vor ehrlichen Menschen verborgen hält. Verboten endlich ist die Eichel, ich meine das theure Spielen, welches so gut als das Huren manchen verlornen Sohn zu dem Schweinstalle verdammt. Viele, viele Laster entspringen aus solchen Spielen und das schlimmste ist, daß dabei öfters die Seele den letzten Stich bekommt, und der Teufel einzieht. Ich fürchte, so etwas möchte auch Ramirez begegnet seyn.

II. Theil.

Wundervolle Barmherzigkeit.

Oder wie steht es mit ihm? Lebt er noch? Ja, er lebt und Wunder über alle Wunder, — er beichtet! Was, Ramirez beichtet? Um Gotteswillen, was hat ihn zum Beichten gebracht? Es ist gewiß ein großes Unglück über ihn gekommen und hat ihm die Augen geöffnet! Nein, er ist wohl auf und

noch in seinem alten Zustande. So ist er in eine Predigt gekommen, die ihm das Herz gerührt hat? Oder hat er ein Buch gelesen, das ihm in die Seele gedrungen? Ja wohl eine Predigt! Ja wohl ein geistliches Buch! Nichts dergleichen muß man bei Ramirez suchen! Gewiß, l. Z., wenn ihr den ganzen Tag rathen würdet, was ihn zum Beichten bewogen, ihr würdet es nicht errathen! Ich will es euch sagen. Nachdem er viele Jahre ohne Beicht gelebt hatte, fiel ihm ein, er habe unter so vielen schweren Sünden die schwerste noch nicht begangen, nämlich den sakrilegischen Mißbrauch der hl. Sakramente. Darum ist er bös über sich selbst und entschließt sich augenblicklich zu beichten, nicht, um recht und würdig zu beichten, sondern um den Beichtvater zu betrügen, das hl. Sakrament zu schänden und die hl. Communion gottesräuberisch zu empfangen. Könnt ihr euch enthalten, Gott liebende Christen, mit den Aposteln zu fragen, ob ihr nicht Feuer vom Himmel über diesen gottlosesten unter allen Frevlern rufen sollt? Ich lobe euren Eifer; denn was ist das entsetzliches, jenes Sakrament, dem Christus durch sein hl. Blut eine so kostbare Kraft mitgetheilt, daß es alle Seelenkrankheiten heilet, zum größten Schimpfe und zur größten Verunehrung Gottes so muthwillig zu mißbrauchen? O, wer sich nicht getraut, recht zu beichten, der lasse es lieber gar seyn; es ist besser, gar nicht, als nicht recht beichten; besser, gar nicht, als unwürdig zum hl. Abendmahle gehen. Ihr habt dann recht. Wohlan! Es falle das Feuer des göttlichen Zornes vom Himmel und verzehre die ruchlosen Frevler, die sich erkühnen, die geheiligten Geheimnisse unsers Heiles zu ihrem Verderben auf so verdammliche Weise zu verunehren! Auserwählte, was sehe ich? Dem Himmel sey Dank! Gott hat unsern Eifer gebilligt. Seht, wirklich ist das Feuer vom Himmel gefallen und hat Ramirez aufgezehrt; oder, besser gesagt, Ramirez brennt, wie der Dornbusch und wird doch nicht verzehrt! Hört, was sich Wunderbares begeben. Aus beson-

derer Fügung Gottes hatte Ramirez einen Beichtvater angetroffen, der mit ihm nicht eilte. Auch war es ein Glück, daß er an einem Tage zur Beicht gegangen, wo kein Gedränge und also kein Hinderniß war, mit ihm länger zu handeln. Nachdem er also einige ziemlich grobe Stücke frech und kalt genug hergesagt hatte, dachte der kluge Beichtvater bei sich, es müsse bei diesem Menschen mehr fehlen, als er vielleicht selbst wisse. Darum fängt er an, mit Fragen an ihn zu gehen. Das war dem Kaufmann etwas unerwartetes; er wurde ganz verwirrt, vergaß sich selbst und antwortete nur mit halben Worten. Das war aber ebensoviel, als den Priester in seinem Argwohne bestärken, daß noch mehr verborgen sey. Er fängt also an, dem Sünder eifriger zu Herzen zu reden und besonders ihm zu erklären, wie unendlich groß die Barmherzigkeit Gottes, besonders im Sakrament der Buße sey. Herr, sagt er, ich bitte um Verzeihung; ich merke, daß ihr mir etwas vorenthaltet. Wisset aber, daß ich deßwegen hier sitze, um alle Sünder, die sich bekehren wollen, mit jener Liebe zu empfangen, mit der sie Christus, dessen Stelle ich vertrete, würde empfangen haben. Was würde aber Christus thun? Was er thun würde, das nehmet ab aus dem, was er gethan. Wäre es nothwendig, so würde er sich für eure Seele allein noch einmal kreuzigen lassen. So gut, so gnädig ist er. Ich, wenn ich auch die Sünden aller Menschen auf mir liegen hätte, ich würde auf ihn hoffen. Denn so groß auch meine Sünden seyn möchten, seine Barmherzigkeit ist noch größer; er ist das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt.

Ramirez hört dieß alles, wie ein Stock, unverrückt, ohne Bewegung. Ich weiß nicht, spottet er oder versteht er's nicht, oder was es sonst bedeutet. Doch der fromme Priester ist nicht damit zufrieden, daß sein Büßer ihn geduldig anhört und nicht, wie andere zu thun pflegen, ihm in die Rede fällt; er fährt fort zu reden und erklärt weitläufiger, wie groß das Verlangen

Gottes sey, daß der Sünder sich bekehre und wie unermeßlich seine Freude, wenn ein Sünder sich bekehrt hat. Zum Schlusse fügt er diese oder dergleichen Worte bei: Herr, wir haben einen guten Herrn; beichten Sie nur redlich und aufrichtig. Der Priester hatte aber noch nicht ausgeredet, siehe! da hat die Rache Gottes den Sünder ergriffen; Feuer ist vom Himmel gefallen; Ramirez brennt, seufzt, weint vor Schmerz.

Aber, o welche herrliche Rache ist das! Gott, (lobet ihn alle Völker, denn groß ist seine Barmherzigkeit), Gott vergilt Böses mit Gutem. Ramirez brennt, ja, aber von jenem Feuer, von dem Christus sagt: Ich bin gekommen, Feuer zu entzünden auf der Welt, von einem unsichtbaren Feuer der Liebe. Er weint, er klagt, er jammert. Wie, sagt er, ehrwürdiger Priester, ist das möglich? Die Barmherzigkeit Gottes sollte größer seyn, als meine Sünden? Gott ist so gut! Gott ist so gut! Und ich konnte Gott hassen, Gott beleidigen! O Gott, o liebreicher Gott! Hier hatte der Priester genug zu thun, daß die Zerknirschung des reumüthigen Sünders nicht in lautes Geschrei ausbrach. Er führt ihn deßwegen beiseits, hört vollends seine Beicht, spricht ihn los und Ramirez ist jetzt durch die Kraft des Sakramentes so rein wie der Schnee.

Ja, das himmlische Feuer hat das Eis in Krystall verwandelt; es wird nicht mehr schmelzen und in den vorigen Unrath sich ergießen. O, welche Kraft hat die Beicht, wenn sie mit einer inbrünstigen Reue abgelegt wird! Seht, Ramirez ist nicht blos von seinen vorigen Sünden ganz rein, sondern so verändert, daß er ohne Verzug in einen strengen Orden getreten ist, in dem er in der strengsten Buße noch drei Jahre lebte. Als er endlich, von einer schweren Krankheit ergriffen, merkte, daß es zum Sterben komme, umfaßte er das Kruzifix, drückte es an seine Brust, küßte es und wandte sich mit Thränen des Trostes in den Augen zu seinen Ordensbrüdern, die vor Freude zugleich mit ihm weinten. O wie eckelt mir, sprach

er, an meinem vorigen Leben! Ich schaudere vor mir selbst! Aber, o Jesu, in Betrachtung deiner Liebe zerfließt mein Herz vor Süßigkeit; ich erkenne deine unendliche Güte! Ja so groß mußte der Herr seyn, der einem solchen Sünder verzeihen konnte! Und ein solcher Sünder hätte von keinem andern Herrn Verzeihung hoffen dürfen, als von dir. In dieser Hoffnung haucht er seine Seele aus und fährt in die Ewigkeit, um die Barmherzigkeit Gottes im hl. Bußsacramente unaufhörlich zu loben.

Hier sollte ich von der Kanzel abtreten. Aber, o welch' schwermüthiger Gedanke drückt mein Herz! Darf ich sagen, was mir einfällt? Ach, vielleicht (und wenn das ist, so reut es mich, daß ich heute gepredigt habe), vielleicht habe ich mit dieser Predigt mehr geschadet, als genützt, warum? Ach! es dünkt mich, als sehe ich einem oder dem andern in das Herz. Er denkt: O, ich bin lange kein so großer Sünder, als Ramirez war. Ist Gott so barmherzig, was braucht es dann viel Sorgen's? Zu was solches Eilen mit der Buße? Er wird ja zufrieden seyn, wenn ich einmal an meine Brust klopfe und sage: Herr, sey mir Sünder gnädig! Er wird mir wohl vor meinem Ende noch ein Stündlein zur Reue gönnen! Ach nein, der Schluß ist übel: Gott ist gut, also darf ich schlimm seyn! Verfluchter Gedanke! Dieser zwingt mich, l. Z., daß ich, ehe ich euch entlasse, noch ein anderes Beispiel erzählen muß, das euch zur Liebe, zur Liebe eines so liebenden Gottes auch durch die Furcht bewege.

Man erzählt von einem Jüngling in Welschland, daß er einer Jungfrau mit ungebührlichen Anträgen so lange zugesetzt habe, bis sie ihm den Tag, die Stunde, den Ort, wo sie zusammenkommen wollten, bestimmte. Als er nun erschien, führte sie ihn in ein abgelegenes Zimmer, wohin sie zu ihrem Vorhaben ein großes Cruzifixbild gestellt hatte. Auf dieses deutet sie hin und spricht: Nun, so sey es, ich will deinen Willen

erfüllen, mit der Bedingung, daß du zuvor deinem Heilande, der für dich gestorben ist, einen doppelten Schlag in's Gesicht versetzest. Was erwartet ihr nun? Ist der tolle Mensch gewichen? Hat er sich geweigert? Ist er erblichen? Nichts weniger; im Augenblicke hat er den ersten Backenstreich dem gekreuzigten Jesus auf die rechte Wange gegeben. Und hat ihn die Erde nicht verschlungen? Kein Blitz erschlagen? Nichts dergleichen; ja er erhebt schon wieder seine Hand, und will das zweitemal zuschlagen — aber — was aber? Jetzt hat ihn gewiß Gott zu Boden geschmettert? Nein, aber eine Stimme (o unendliche Güte Gottes), eine Stimme läßt sich aus dem Bilde hören; anstatt des Donners ein Wort: Es ist genug. Auf dieß Wort fällt der kühne Waghals zu Boden, nicht von einem Blitze getroffen, sondern von Liebe gerührt. Er weint, er zerfließt vor Reue, er ist nicht mehr ein Sünder, sondern ein Heiliger. Nun stelle ich die Frage an jene verwegenen Sünder, die auf Gottes Barmherzigkeit frech und ohne Aufhören fortsündigen, was meint ihr wohl? Wenn dieser Jüngling die Stimme vernommen und doch noch den zweiten Backenstreich dem Gekreuzigten versetzt hätte, hätte er wohl noch einmal Verzeihung erlangt? Warum verstummt ihr? Nicht wahr, keiner aus euch hätte es gewagt, ihm zu einem so boshaften Frevel zu rathen. Aber wie, ihr getrauet euch nicht, andern zu rathen, was ihr doch selbst thut? O wie oft habt ihr Gott beleidigt! Und wie oft ruft euer Herz: Hört auf, es ist genug, es ist hohe Zeit! Ach, nach der ersten Sünde hättet ihr schon die Hölle verdient; es ist genug! Liebet und lobet die unendliche Barmherzigkeit Gottes! Ihr habt Gott zu danken, daß ihr nicht nach der ersten Sünde in den Abgrund des Verderbens und der ewigen Pein gesunken seyd. Ihr lebt noch; aber ihr lebet, nicht, damit ihr noch mehr sündigen sollet; es ist genug gesündigt; ihr lebt, damit ihr durch Liebe die Sünde auslöschet. Lebt und liebt, lebt und

liebt den unendlich barmherzigen Gott! Wenn er euch auf frischer That hätte ergreifen wollen, wäret ihr schon lange für immer in der Hölle, das ist an jenem Orte, wo die Liebe keinen Platz hat!

Achte Geschichtspredigt.

Der kluge Arzt.

Lehre:

Nothwendigkeit des hl. Sakraments der Buße.

Vers 9. Gib meinem Gehöre Freude und Wonne, so werden die zerschlagenen Gebeine frohlocken.

Obgleich ich gestern weitläufig erörtert habe, wie groß und freigebig Gottes Barmherzigkeit sich in dem hl. Sakramente der Buße beweise, — groß in Vergebung der Sünden, sie seyen so schwer, als sie wollen; freigebig in Ertheilung der Gnaden, die zur Lebensbesserung nothwendig sind; so will mir doch scheinen, die Vorstellung von der Beschwerlichkeit des Beichtens sey bei manchen so groß, daß, was man immer von dem Nutzen des Bußsacramentes predigt, nicht hinreiche, sie zu bewegen, daß sie diese köstliche Arznei öfter und eifriger gebrauchen. Daß nun das Beichten gar nicht beschwerlich sey, kann ich nicht sagen. Es ist eine Arznei; mithin etwas Bitteres. Daß aber diese Beschwerlichkeit so groß sey, als sich mancher einbildet, ist auch nicht wahr; ja, die Freude des Herzens, welche auf das Beichten folgt, ist weit größer, als alle Beschwerlichkeiten miteinander seyn könnten. Doch die Leute verschlucken meist die Nuß sammt der Schale, die freilich bitter ist. Darum will ich heute den Kern vorlegen. Verkosten sie

ihn bedachtsam, gewiß, sie werden gestehen, was David von sich bezeugt: Du wirst meinem Gehör Freude geben. Es wird ihnen seyn, als hörten sie innerlich in ihrer Seele eine Stimme, die ihnen sagt: Beichtet nur recht oft und würdig, und ihr werdet euch der Gnade Gottes immer mehr versichern, eure von der Sündenlast gebeugten Gebeine werden sich aufrichten und die verlorne Freude und Stärke eures Herzens wird wiederhergestellt werden. Denn das ist die eigentliche Wirkung dieses Sakramentes, daß es durch Erneuerung der Freundschaft mit Gott einen Sünder mit unaussprechlichem Trost und süßer Herzensfreude erfüllt. Das erfuhr ein niederländischer Edelmann, von dem Crombeck de stud. perf. erzählt, was folgt.

I. Theil.

Traurigkeit nach dem Falle.

Lambert (so wollen wir diesen Edelmann nennen), hatte sich von einer gewaltigen Leidenschaft überwunden, in ein so schreckliches Laster gestürzt, daß die bloße Erinnerung daran sein Gewissen fortwährend schmerzlich quälte.

Um dieser Qual ein Ende zu machen, beschloß er, sich selbst mit gewaltthätiger Hand das Leben zu nehmen, ohne zu bedenken, daß durch ein solches Mittel das Uebel nicht gehoben, sondern für die ganze Ewigkeit verlängert werden würde. So wenig wissen wir, wo andere der Schuh drückt. Jedermann hielt diesen Herrn für glücklich, wie er denn auch freilich sein Anliegen äußerlich nicht kund gab und das bedrängte Herz nur durch die Seufzer erleichterte, die er zu Hause in seinem Zimmer, auf seinem Lager in stiller Nacht ausstieß. Ich kann euch, l. Z., die Betrübniß dieses Mannes nicht besser erklären,

als wenn ich sein Herz mit dem Schlosse eines andern Edelmannes vergleiche, von dem ich Folgendes gelesen.

Ein gewisser Kaufmann hatte auf der Reise in einem Walde die Bedienten dieses Edelmannes getroffen, und erkundigte sich bei ihnen um den rechten Weg und ein Nachtquartier; denn es war schon Abend. Sie sagten ihm, daß nicht weit von da, hinter dem Berge ein Dorf und das Schloß ihres Herrn liege, wohin er ihnen folgen könne. Bald wurden sie des Schlosses ansichtig, das ein herrliches Gebäude war und der Residenz eines Fürsten nichts nachgab. Dieß machte den Kaufmann neugierig und er verlangte mehr von dem Herrn des Schlosses zu erfahren, worauf die Diener ihm dessen Adel, Ansehen, Reichthum und Herrlichkeit mit so glänzenden Farben schilderten, daß er diesen Herrn dreimal glückselig, ja überglücklich nannte, beinahe so, wie einst die Königin von Saba die Herrlichkeit Salomos rühmte. Nachdem er, in dem Dorfe angekommen, von den Bedienten sich verabschiedet hatte, erzählten diese alles ihrem Herrn, der darüber ein besondres Wohlgefallen bezeugte, unverweilt dem Kaufmanne nachging, ihn freundlich bewillkommte und in sein Schloß einlud, damit er da seine Glückseligkeit mit eignen Augen sehen, ja, so viel er wollte, genießen könnte. Sie gehen nun miteinander in das Schloß zurück, wo auch die Frau des Hauses den Kaufmann auf's Höflichste empfängt. Alles steht ihm zu Dienst; alle Zimmer des Palastes, alle Kostbarkeiten, alle Schätze werden ihm gezeigt. Der gute Gast bewundert alles; er kann nicht Worte genug finden, die herrliche Bauart, die kunstreichen Gemälde, die kostbaren Möbel, die prächtigen Gärten und Anlagen zu loben; kurz, er ist ganz außer sich vor Entzücken. Unterdessen wird es Nacht; man geht zu Tische, der Gast wird köstlich bewirthet und ist guter Dinge bis zum Schlusse der Tafel, wo man eine verdeckte Speise aufträgt. Der Edelmann deckt sie auf und was liegt in der Schüssel? Ein balsamirter

Menschenkopf! Welches Entsetzen! Alles wird auf einmal still, man steht von der Tafel auf und führt den Gast ohne vieles Gepränge in sein Schlafzimmer. Nachdem er allein war, machte er sich seine Gedanken und glaubte nicht anders, als daß er in die Hände eines Mörders gefallen sey; unruhig und immer wach vor Angst und Sorgen brachte er die lange Nacht zu. Endlich brach der langersehnte Morgen an, wo ihm ein Diener des Edelmannes aus dem Traume half und erzählte, daß jener Menschenkopf der Kopf eines Ehebrechers sey, den dieser Herr täglich seiner Frau zur Erinnerung und Strafe ihres Lasters vorstelle. Zugleich gab er ihm zu verstehen, daß nicht Alles Gold sey, was glänze, und daß hinter dem äußerlichen Glücksschimmer oft das bitterste Elend stecke. Mit diesem Unterrichte ward er entlassen.

L. Z. In diesem Schlosse habt ihr den lebendigen Abriß eines Herzens, das in Sünden steckt. „Die Gottlosen haben keinen Frieden." Es ist nicht möglich, sagt Gott, einem Gottlosen kann nicht wohl seyn. Mitten im Ueberflusse, habt ihr gesehen, blutete das Herz der Frau vor Scham und Schmerz, brannte das Herz des Edelmannes vor Zorn und Rache, zitterte das Herz des Kaufmanns vor Angst und Furcht. Alle diese Affekte aber, welche den genannten Personen alles Vergnügen verdarben, finden sich zugleich beisammen in dem Herzen des Sünders. „Der Sünder ist wie ein tobendes Meer"; eine Welle schlägt die andre; es ist des Stürmens in dem Gewissen kein Ende.

Lambert, wenn er das Vergangene bedenkt, schämt sich; betrachtet er seinen gegenwärtigen Zustand, bedenkt er, daß er Gottes Feind sey, so trauert er und zürnt über sich; führt er sich die Zukunft zu Gemüth, so zittert und bebt er vor Furcht und Angst. Der Gottlose ist wie ein tobendes Meer. Der Himmel donnert, die Winde brausen, die Wellen thürmen sich, die Abgründe öffnen sich, das Schiff wird wie ein Ball hin-

und hergeschleudert, — wie kann darin eine Freude, eine Lust, eine Ruhe seyn?

II. Theil.

Allerlei Anschläge.

Aber ach, wie haßt sich doch der Sünder selbst! Wie leicht wäre dem guten Herrn geholfen, wenn er nur beichten wollte! Doch still! Von der Beicht will er nichts hören, nichts wissen. Beichten, eine so schändliche Sünde beichten ist einem Edelmanne, wie Lambert, härter als der Tod, schrecklicher als die Hölle. Sonderbar! Beichten, und zwar in der Stille, einem einzigen Menschen, mit der Versicherung der Verzeihung, sollte das ein so hartes Ding seyn? Was thut nicht die Einbildung? Sie macht aus dem Schatten ein Gespenst! Ey, laßt uns doch keine Kinder seyn; wir wollen dem Ungeheuer die Larve herabziehen, und nicht, was die Einbildung, sondern, was die Vernunft von dem Beichten sagt, bedenken. Wenn das Beichten schwer ist, wohlan, woher kommt denn diese Beschwerde? Findet sie sich auf Seite des Sünders, der beichten soll? Oder auf Seite der Sünde, die man beichten soll? Oder auf Seite des Beichtvaters, dem man beichten soll? Laßt uns alles durchgehen; ihr werdet euch handgreiflich überzeigen, daß alles lauter Einbildung ist. Denn, o Sünder, was deine Person betrifft, wer bist du denn? Wer du immer bist, du bist eben ein Mensch. Kömmt es dich hart an, zu bekennen, daß du ein Mensch seyest? Nein! Warum soll es dann hart seyn, zu bekennen, daß du ein Sünder seyest? Ja, sagst du, so allgemein, gut protestantisch beichten, wäre freilich nicht hart; aber — was aber? Du willst sagen, beichten, du habest so und so gesündigt, das ist hart! Wohl, so ist die Beschwerde auf Seite der Sünde, die du beichtest, nicht auf Seite der Person, welche beichtet.

Doch wie? Du habeſt was immer für eine Sünde zu beichten; wohlan, iſt es hart, ſie vor einem Cruzifixbilde Gott zu beichten, der ſchon zuvor alles weiß? Das geht ſchon an. Aber, — was wiederum für ein Aber? Ich verſtehe, die Beſchwerde zu beichten liegt auf der Seite deſſen, der Beicht hört. Allein bilde dir ein, dein Beichtvater ſey ein Bild von Holz; ſo viel verſichere ich dir, ſo wenig das Holz kann, ſo wenig darf er reden. Er kann aber denken! Laß ihn denken, was er will; wenn er geſcheid iſt, wird er geſcheid denken, wird dich ſchätzen, wird Gott loben, daß du gebeichtet haſt. Doch ich mag reden, was ich will, bei Lambert iſt alles vergebens. Beichten will er nicht, lieber ſterben. Er ſetzt ſich in den Wagen und fährt auf ſein Landgut, um dort ungehinderter ſein Vorhaben auszuführen und ſich zu entleiben. Iſt aber das um Gotteswillen ein vernünftiger Entſchluß für einen ſonſt ſo klugen Mann? Ja, was will er anders machen? Die Qual wird ihm zu ſchwer und zu lange; beichten will er nicht; ein anderes Mittel weiß er nicht. Er hat zwar gehört, daß man eine Sünde nicht ſchuldig ſey zu beichten, wenn man ſie vergißt; hat auch alles angewendet, ſie zu vergeſſen; aber umſonſt. Was Gott dem Kain gedroht, hat auch Lambert erfahren: Sogleich, wenn du Böſes thuſt, wird die Strafe der Sünde vor der Thüre ſeyn. Sobald er geſündigt, ſtund die Sünde vor ihm, nicht anders, als ein heißhungriger Jagdhund, der mit ſeinem Gebelle das aufgejagte Wild ſo lang verfolgt, bis er's erhaſcht und geſtellt hat. Was hat Lambert nicht alles angefangen, um dieſes Hundes los zu werden! Er fing an, allen Gelüſten den Zügel zu laſſen, alle Laſter zu begehen, Sünden auf Sünden zu häufen, nur damit er die alte Sünde unter der Menge der neuen begraben und aus dem Gedächtniß bringen möchte! Umſonſt! Er bereiste ferne Länder, um allerlei Neues zu ſehen und zu hören; umſonſt! Er verlegte ſich auf die Wiſſenſchaften und beſonders auf die mathematiſchen, welche die ganze Aufmerkſamkeit

des Menschen in Anspruch nehmen und ihn seiner selbst vergessen machen, — umsonst! So oft er vom Studierpulte aufstand, sogleich stand die scheußliche Gestalt der Sünde vor ihm, mit ihrem verdrießlichen Gebelle: Lambert, Gott ist dein Feind; Gott ist dein Feind! Endlich hörte er sagen, daß eine vollkommne Reue die Sünden auslösche auch ohne die Beicht; was wahr ist, aber nur in dem Falle, wenn man nicht beichten kann und doch gerne wollte; auch wirklich beichtet, sobald man kann. Nun verlegt er sich mit ganzem Ernste auf gute Werke, gibt reichlich Almosen, schläft auf harten Brettern, fastet, kasteit den Leib mit harten Bußwerken, stellt Andachten an, — alles, um sich in der Reue zu üben und sein Herz zur Ruhe zu bringen. Aber alles umsonst; er findet nirgends Trost. Mitten im Gebete, mitten in der Andacht stellt sich ihm die Sünde unter die Augen und das Gewissen schreit: Lambert, Gott ist dein Feind; Gott ist dein Feind!

III. Theil.

Das einzige Mittel.

Was soll er nun anfangen? Wenn er nicht beichten will, weiß ich ihm selbst nichts mehr zu rathen, so viel hat er schon angefangen. Doch wie? So viel ich merke, hat er einen Priester gefunden, der sich erbietet, ihm auch ohne Beicht zu helfen. So ist er unter die Protestanten gerathen? Das nicht; hört nur, was sich zugetragen. Da er auf sein Gut fuhr, begegnete ihm ein katholischer Priester, den er, ich weiß nicht aus welchem besondern Antriebe, obwohl unbekannt, einlud, in seinem Wagen mit ihm zu fahren. Unter andern Gesprächen kamen sie zuletzt auch auf einen Discurs über die Beicht. Als aber der Pater von dieser zu reden anfing, entrüstete sich der

Edelmann und rief: Pater, wie kennet ihr mich? Der Priester antwortete: Ich habe niemals die Ehre gehabt, mit Euer Gnaden zu sprechen; allein es ist bei uns so der Brauch, daß wir bei jeder Gelegenheit etwas Geistliches in's Gespräch einfließen lassen. Er setzte bei, er biete seine geistlichen Dienste auch dem gnädigen Herrn an, wenn sie ihm nützlich seyn sollten. Das war nun deutsch genug geredet und klar angezeigt, der Pater merke, daß es irgendwo fehle. Und das ist recht; denn wenn es um die Seele zu thun ist, muß ein Priester nicht viele Umschweife machen, sonst läuft die Gelegenheit aus der Hand. Noch viel weniger ist zu loben, daß ein Beichtvater viel Politik spiele und mit zweideutigen, zweifelhaften Antworten die Ohren kitzle, um das Beichtkind nicht zu betrüben. Thut er das, so ist er blind und führt einen Blinden; beide werden in die Grube fallen. Lambert ist schnell mit der Antwort fertig. Pater, sagt er, ja freilich hätte ich eure Hilfe nöthig, wenn ihr mir helfen könnet ohne Beicht. Ist das nicht, dann ist all' eure Mühe vergeblich. Jetzt will mir auch dieser Priester mißfallen. Denn denkt nur; ohne Anstand, schnell ist die Antwort da: Warum nicht, gnädiger Herr? Haben Sie Vertrauen; ich hoffe, wir wollen helfen auch ohne Beicht.

Wer ist dieser Priester? Er muß ein Ketzer seyn, sonst dürfte er nicht so reden. Daß man nach der Taufe ohne Beicht Verzeihung der Sünde erlangen könne, ist eine aufgelegte Ketzerei. Denn die Beicht ist ein Gebot Gottes. So lehrt es die Schrift; so die Uebergabe oder das von den Aposteln mündlich überlieferte Wort Gottes; so die Kirchenväter, so die Lehrer insgesammt, so der Glaube, den die allgemeine Kirchenversammlung in Trient authentisch erklärt hat. Ja die Vernunft selbst zeigt klar genug, daß den Gebrauch zu beichten der Teufel nicht habe einführen wollen, die Menschen nicht haben fortführen können, mithin nothwendig Gott dessen Urheber seyn müsse.

Doch, l. Z., sorgt nicht für diesen Priester; es ist ein frommer, gelehrter, kluger Mann aus unsrer Gesellschaft; er weiß, was er redet; hört nur, welch' artige List er gebraucht, um diese Seele zu gewinnen. Im Schlosse angelangt, waren sie lustig und guter Dinge; der Priester munterte den Edelmann auf, er solle heute Nacht allen Kummer in tiefem Schlafe begraben. Des andern Tags gab er ihm einige Punkte zu betrachten, um sein Herz zu gutem Vertrauen auf Gott zu ermuntern. Dann legte er ihm einen Beichtspiegel vor, um darnach sein Gewissen zu erforschen, nicht, damit er beichte, sondern sich vor Gott über jede seiner Sünden insbesondre anklage, was der Herr auch zu thun sich gar nicht weigerte. Nachdem alles dieß geschehen, führt ihn der Pater in den Garten; sagt, es liege viel daran, daß man nicht nur alle Sünden insgemein, sondern auch jede besonders bereue. Er möge ihm also erlauben, damit nicht etwas ausbleibe, die Gebote zu durchgehen, und zu erklären, wie man sich in jedem schwer versündigen könne. Der Herr ist willig; denn er ist voll Eifer und Reue. Der Pater fängt also an: In dem ersten Gebote versündigt man sich so und so, nennt aber überall nur das ärgste, bis er auf jene Sünde kömmt, die Lambert so lange peinigte und vermuthlich eine Blutschande war. Kaum hatte der Priester diese Sünde mit Namen genannt, so ruft der Herr: Pater, das, das ist jene verfluchte Sünde, die zu beichten ich mich nie entschließen werde. Da ergreift der Pater des Edelmanns Hand, drückt sie freundlich und sagt: Seyd nur gutes Muthes, mein Herr; gelobt sey Jesus Christus und seine unendliche Barmherzigkeit; ihr habt schon gebeichtet. Freilich ist das keine Beicht auf die gewöhnliche Weise, aber sie genügt schon; nur das ist übrig, daß ihr das weitere, was euch ohnedieß nicht mehr schwer fällt, hersaget. Wer war nun fröhlicher, als Lambert? Tausend Dank sagt er dem Priester, daß er ihn so heilig betrogen. Er beichtet, ganz in Trost-

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

zähren zerflossen; es ist ihm um's Herz, als wäre ein zentnerschwerer Mühlstein gehoben; daß er diesem Priester begegnete, ist ihm lieber, als alle Schätze der Welt; er kann nicht aufhören, die gütige Vorsicht Gottes zu loben, die ihn durch diesen Priester dem Rachen des zeitlichen und ewigen Todes entrissen!

Sünder! Sünderinnen! O, wenn euch das Beichten schwer ankommt, so denket nicht an das, was der Beicht vorhergeht, die beschwerliche Ueberwindung; denket an das, was nachfolgt, an den himmlischen Trost; o wie leicht werdet ihr dann den stummen Teufel austreiben! Wie lange quält ihr euch? Kommt Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ruft Christus aus den Beichtstühlen, kommt, auch wenn eure Sünden noch so groß sind; aber kommt mit wahrer Reue und ernstem Vorsatze. Ehe ihr beichtet, seyd ihr vom Teufel besessen, wie kann euch wohl seyn? Kommt in den Beichtstuhl; da muß er ausfahren, da findet ihr Ruhe, anderswo nirgends.

Zweiter Theil des Psalmes.

Bitte um Gnade.

Neunte Geschichtspredigt.

Der geduldige Büßer.

Lehre:

Wer die Hölle verdient hat, hat Alles verdient.

V. 10. Wende ab dein Angesicht von meinen Sünden und tilge alle meine Missethaten!

Der erste Theil unserer Bittschrift hat hier ein Ende. David hat sich bisher zur Buße ermuntert durch die Hoffnung der Verzeihung. Die Hoffnung selbst aber stützt sich auf drei Ursachen. Erbarme dich, seufzt er, Herr, erbarme dich meiner; das bitte, das hoffe ich; 1) weil ich den Gräuel meiner Bosheit erkenne und von Herzen verfluche; 2) weil ich meine Schwachheit erkenne und darum sorgfältiger als bisher mich vor der Sünde zu hüten entschlossen bin; 3) weil ich deinen Offenbarungen glaube und mein Vertrauen auf die unendlichen Verdienste deines eingebornen Sohnes demüthigst setze. So weit der Eingang unserer Bittschrift.

Heute nun fangen wir an, den andern Theil zu betrachten, in welchem der königliche Bittsteller den Vortrag macht und sich erklärt, was denn eigentlich sein Verlangen sei. Er begehrt aber vier Gnaden in den folgenden vier Versen, und hinterläßt allen Büßern hierin eine vortreffliche Lehre, wohin denn eigentlich ihr Gebet zielen soll. Ja, sie werden eben in diesen vier Bitten vier Merkmale einer wahren Buße sehen und dann leicht beurtheilen können, ob ihre Buße auch eine wahre

sey, oder nicht. Wir nehmen heute den 10. Vers vor uns: „Herr, wende ab dein Angesicht von meinen Sünden und tilge alle meine Bosheit!“ Das ist die erste Bitte und für dich, o Sünder, die erste Lehre, nach der du deine Buße prüfen kannst, ob sie eine wahre oder falsche sey.

Siehe! der Prophet Nathan hatte dem Könige sehr große Strafen angekündigt, die Gott über ihn der Sünde wegen verhängen werde; dennoch sagt David nichts von der Strafe; nur die Schuld ängstigt ihn. Herr, ruft er, tilge meine Schuld; was die Strafe betrifft, will ich dich nicht um Nachlassung bitten; hierin geschehe ganz dein Wille. Ach, wie oft geschieht bei uns das Gegentheil! Die Sünde haßt man gar nicht, oder nur obenhin. Die Strafe, die Strafe empfindet man so schmerzlich; wegen der Strafe klagt man so bitter; zur Abwendung der Strafe gelobt man Andachten, Wallfahrten, und ruft alle Heiligen an. O thäte man wegen der Sünde, was man wegen der Strafe thut, welch' eine heilige Welt würden wir in kurzer Zeit haben! Aber jetzt, wenn Gott nicht gleich auf dem Stühlchen sitzt und die Strafe abwendet, sind unsere albernen Büßer oft so ungeduldig, daß sie Gott wiederum den Rücken kehren und sich dem Teufel zuwenden. Woher dieser Unterschied? Ach, David hatte in sich schon erneuert einen rechten aufrichtigen Geist, der schnurgerade auf den Haß der Sünde gerichtet war. Den heiligen Geist, den er durch die Buße erlangt, hat er nimmer verloren. Der aufrichtige Geist machte ihn eifrig gegen die Sünde; der heilige Geist machte ihn geduldig und starkmüthig in Uebertragung der Strafe; der fürstliche Geist, den ihm Gott freigebig mittheilte, machte ihn unveränderlich in der Buße. Laßt uns probiren, ob unsre heikeln Pönitenten auch noch zu einer christlichen Geduld in Uebertragung der Strafe zu bereden seyen. Vielleicht kann zu diesem Behufe etwas dienen, was ich aus Baronius ad a. 602 p. Chr. erzählen will.

I. Theil.

Mauritius Gefangenschaft.

Im zwanzigsten Jahre der Regierung des Kaisers Mauritius begab es sich, daß die Soldaten der kaiserlichen Armee, weil sie wider ihren Willen in die Winterquartiere jenseits der Donau beordert waren, einen Aufruhr erregten, ihren General Phokas auf die Schilde erhoben und zum Kaiser ausriefen. Dieser begab sich auch alsbald nach Constantinopel, wo er von dem ganzen Volke als Kaiser anerkannt und von dem Patriarchen gekrönt wurde. Mauritius entkam zwar durch die Flucht seinem Gegner, wurde jedoch bald wieder gefangen und mußte nun erwarten, was Phokas, einst sein Unterthan wider ihn, den Herrn und Gebieter, für ein Urtheil sprechen würde.

Nichts Gutes konnte er hoffen und mußte nur bedacht seyn, sich auf das traurigste Loos und die grausamste Behandlung vorzubereiten. Denn Phokas war schon von Natur aus ein wilder Mensch, die Laster hatten ihn aber vollends zu einem reißenden Thiere gemacht. Er war ein Weinschlauch, ein Weibernarr, zornmüthig und blutdürstig, stolz, ohne Mitleid, grausam in allen seinen Unternehmungen, und seine Frau war gesittet wie er; mithin war keine Hoffnung, daß sie ihren Mann auf bessere Gedanken bringen könnte oder wollte. Ein frommer Einsiedler, der in jener Zeit lebte, beklagte sich deßwegen wehmüthig bei Gott und fragte, warum er doch dem Reich einen so gottlosen Kaiser gegeben habe? Er erhielt aber von Gott die Antwort, es sey eben darum geschehen, weil Gott dermalen keinen schlimmern Mann habe finden können, und die Constantinopolitaner hätten diese Strafe gar wohl für ihre Sünden verdient.

L. Z. In dieser Antwort liegt eine Lehre, die gar wenige Leute fassen wollen. Alle Tage hört man diese oder dergleichen Klagen: Ach, wenn mir Gott ein Kreuz schickt, will ich's gerne

tragen. Aber „ein böser Mensch hat mir's angethan;“ die Unholdin, die Nachbarin hat mir diesen Possen gespielt; der Neidwurm, mein Vetter, hat mich um Glück und guten Namen gebracht; jener Schelm hat mich betrogen und mir mein Brod abgestohlen; mein Erzfeind hat mir das Haus angezündet und mich in die Armuth gestürzt! Nicht also, mein Christ, nicht so bös; die Leidenschaft redet nichts Gescheides aus dir. Höre, was der Glaube sagt: „Das spricht der Herr: Ist wohl ein Uebel in dem Lande, das nicht der Herr gemacht hat?“ Du irrest, wenn du den Ursprung deiner Uebel außer Gott suchest. „Alles, alles, was dir Uebles begegnet, hat Gott gethan.“ (Amos. 3.) Das möchte nun wohl Manchem ein harter Glaubensartikel zu seyn scheinen. Denn wie ist es möglich, daß Gott ein Urheber meines Unglücks seyn soll? Wie ist das möglich? Es ist nicht nur möglich, sondern wirklich nicht anders. Doch, um diese Wahrheit zu verstehen, muß man zwei Dinge unterscheiden, den Willen des bösen Menschen, der dir zu schaden sucht und das Werk, durch das er dir wirklich schadet. Der böse Wille ist eine Sünde, und diese will Gott nicht, als nur zulassungsweise; aber daß der böse Wille dir in der That schaden kann, das kann nicht geschehen, es wolle denn Gott. Die Geisteslehrer erklären diese Wahrheit durch ein Gleichniß. Wir wollen setzen, du werdest von dem Richter zum Tode verurtheilt und dem Scharfrichter übergeben, der schon zuvor dein Todfeind ist. In diesem Falle findet sich eine doppelte Ursache deines Todes; der Wille des Richters und der Wille des Henkers. Der Wille des Richters ist gut, denn er ist Liebe zur Gerechtigkeit; der Wille des Henkers ist böse, denn er kommt aus der Feindschaft. Nun will der Richter wohl, daß du sterbest und ohne seinen Willen dürfte dir der Henker nicht schaden; er will aber nicht, daß dich der Henker hinrichte aus Feindschaft. So verhält sich die Sache bei Gott.

Von Ewigkeit her hat Gott vorgesehen, daß du sündigen werdest; von Ewigkeit her hat er beschlossen, daß er dich mit dem Verluste deiner Ehre, oder deiner Güter, oder deiner Gesundheit strafen wolle. Weil er nun zu gleicher Zeit gesehen, daß es eben zu derselben Zeit, wo du lebst, einen dir feindseligen Menschen geben werde, der den Willen haben werde, dir auf diese oder jene Weise zu schaden; so hat er auch beschlossen, er wolle zulassen, daß dieser böse Wille in der That seine Wirkung habe. Das Unglück, das über dich durch die Bosheit eines Menschen kommt, ist also auf Seiten deines Feindes eine pure Zulassung Gottes; auf Seiten deiner aber ein ernstlicher Wille und Entschluß Gottes. Darum sagt David, von so vielen Feinden, von Saul, Absalon, Semei u. a. umgeben und geplagt: „Mein Gott, ich verstumme und öffne den Mund nicht, um zu klagen, weil nicht meine Feinde, sondern du, o Gott, mir das Uebel gethan, unter dem ich seufze.“ Und Job, nachdem ihm die Sabäer seine Heerden geraubt, die Chaldäer seine Kameele entführt, die Stürme sein Haus eingestürzt und die Kinder erschlagen, der Teufel ihn überdieß mit dem Aussatze geschlagen; Job sagt nicht: O die verfluchten Sabäer, die elenden Chaldäer, der neidige Teufel haben mich so unglücklich gemacht. Nein, Job weiß, daß diese Geschöpfe nur Werkzeuge sind, deren sich Gott wider ihn bedienet. Darum neigt er sein Haupt ganz willig unter den Streichen und spricht: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen!

II. Theil.

Ursache der Gefangenschaft.

O hätten wir mehrere, die diese Wahrheit, wie Job, erkennen würden, wie viele schöne, heroische Beispiele der Geduld

würden wir täglich zu bewundern haben. Gottlob! Mauritius erkennt dieß, und küßt die strafende Hand Gottes mit solcher Ehrerbietigkeit, daß man seine Geschichte nicht ohne Rührung des Herzens lesen kann. Er hatte von Gott die besondere Gnade erhalten, daß ihm im Schlafe längst vorbedeutet wurde, welche Strafe über ihn wegen des Geizes verhängt sey. Wegen des Geizes, sage ich. Es hatte nämlich Caganus, König der Avaren, tausend kaiserliche Soldaten gefangen genommen, die er dem Kaiser für ein geringes Lösegeld wieder zurückzugeben sich erbot. Weil aber dem Kaiser das Geld lieber war, als die Leute, und er sich weigerte, für diese Memmen, wie er sie nannte, etwas zu bezahlen, so ergrimmte der Barbar und ließ alle grausam ermorden. Hierauf zeigte Gott dem Mauritius, um sein Mißfallen über diesen schändlichen Geiz zu erkennen zu geben, folgendes Gesicht im Traume.

Der göttliche Richter erschien auf einem glänzenden Throne, von feurigen Wolken getragen und mit einer unzählbaren Menge von Engeln umgeben. Mauritius sah sich selbst zur linken Seite stehen, nicht im kaiserlichen Purpur, nicht mit Krone und Szepter geschmückt, sondern mit bloßem Haupte, in schwarzer Kleidung, ganz zitternd und bebend, wie ein armer Sünder. Zur Rechten stand das ganze Regiment der wegen seines Geizes ermordeten Soldaten, aus deren Mitte auf des Richters Wink einer der Angesehensten hervortrat und auf folgende Weise zu sprechen anfing:

Gnädigster Gott! Gerechter Richter! Wir arme Soldaten haben wegen des Geizes eines Menschen, der wenigstens hätte bedenken sollen, daß er von Natur nicht ein Haar besser sey, als wir, weder Gnade noch Gerechtigkeit auf der Welt gefunden. Keine Gnade bei dem Feinde, keine Gerechtigkeit bei unserm Fürsten. Daher zwingt uns die äußerste Noth, unsere Klage bei jener Obrigkeit vorzubringen, die allein, ohne Ansehen der Person, alle Bedrängten anhört und nach eines

Jeden Verdienst Recht spricht. Was sich mit uns begeben, ist dir, Allwissender wohl bekannt; wie wehe uns aber die erlittene Unbild thut, erlaube mir, mit drei Worten zu erklären, damit der Wütherich wisse, wie unsinnig, wie grausam, wie unverantwortlich die Missethat sey, mit der er sich wider dich und uns versündigt hat. Ein Fürst hat seine Soldaten aus Geiz dem Feinde überlassen! O Elender! zerspringt dir nicht das Herz bei jedem Worte, das ich rede? Oder hast du vielleicht geglaubt, ein Fürst und ein Tyrann seyn, sey eins? Hast du gemeint, es gebe keinen Oberherrn, der dich wegen des Blutes deiner Unterthanen zur Rede stellen werde? Was ist denn dein Amt? Sind die Unterthanen deinetwegen oder bist du wegen der Unterthanen da? Siehe, o göttlicher Richter, wie derjenige zittert, der zuvor nur gewohnt war zu donnern. Kennst du uns? Wir sind keine Rebellen, keine Landstreicher, keine gefährlichen Menschen; Soldaten sind wir, die dir die Treue, wie geschworen, so stets gehalten haben. Viele von uns können dir ihre Wunden zeigen, noch mehrere dir erzählen, welche Gefahren und Mühen sie ausgestanden; wir alle sind jederzeit bereit gewesen, für deinen Szepter und deine Krone, für dein Reich und deine Unterthanen Blut und Leben zu opfern, aber nicht für das Geld. O des grausamen Geizes! Nicht aus Noth, nicht durch einen unglücklichen Zufall, nicht wegen des allgemeinen Wohles haben wir das Leben eingebüßt, sondern durch den Geiz unsers Oberherrn, dem es besser schien, daß wir das Leben, als daß er das Geld sollte verlieren. Wären wir Rinder oder Schafe gewesen, so hätte er uns gewiß um einen so geringen Preis gerne erkauft; aber seine Soldaten lieferte er auf die Schlachtbank, ungeachtet aller Dienste, die wir ihm schon geleistet hatten und noch ferner hätten leisten können. Göttlicher Richter! Ich will zwischen dir und uns keinen Vergleich anstellen, wohl aber zwischen unserm Kaiser und deinem Verräther. Judas hat dich um

dreißig Silberlinge, Mauritius uns um viertausend verkauft; um wieviel besser ist er, als Judas? Verdient er weniger, als den Strick? Aber es steht uns nicht zu, zu urtheilen, was er verdiene. Zu dir, gerechtester Gott, schreit unser Blut und verlangt den Ausspruch! Räche die Unbild und lehre die Nachwelt, daß unschuldige, bedrängte Unterthanen bei dir gegen tyrannische Obrigkeiten Recht suchen können und finden werden!

Nachdem der Kläger ausgeredet hatte, wandte sich der Richter zu Mauritius und gab ihm ein Zeichen, er solle sich verantworten. Weil er aber verstummte, so wurde sein Stillschweigen für ein Geständniß angenommen und ihm die Wahl gelassen, ob er die verdiente Strafe lieber in dieser oder in jener Welt ausstehen wolle. Hierauf entstand ein allgemeines Geschrei des ganzen Haufens: Räche, räche das Blut, das der Wütherich vergossen! Mauritius aber erwachte darüber und lag im kalten Schweiße gebadet. Voll Angst und Kummer, in der festen Ueberzeugung, daß dieß kein leerer Traum sey, sprang er aus dem Bette, warf sich auf die Kniee und seufzte unter Thränen: Herr, ich habe gesündigt; strafe mich, o Herr, strafe mich, wie du willst in dieser Welt, aber nur nicht in jener, nur nicht in jener.

O wie klug, wie christlich, wie nützlich ist dieß Gebet! O, wer einmal erkannt hat, was er für Strafe in jener Welt verdient hat, dem ist in dieser Welt kein Kreuz zu schwer, kein Elend zu groß. Der Gedanke: Ich habe die Hölle verdient, dieser Gedanke sollte hinreichen, l. Z. euch in allen Trübsalen mit Geduld auszurüsten. Wenn ihr nur immer denket: Was ich leide, was ist es gegen das, was ich verdient habe? Ich habe die Hölle verdient, ach, ich habe die Hölle verdient! — wenn ihr so denkt, wird keine Ungeduld euch jemals überwinden. Was klagst du, mein Armer? Gelt, daß dich hungert, daß dich dürstet, daß du so ein schlechtes Lager hast, daß du

so elend gekleidet bist und Niemand sich um dich annimmt? Ach, ja, ich bekenne es, du hast ein großes Kreuz; aber mache es dir doch zu Nutzen; verzage nicht, lege den Finger auf den Mund, sey still und danke Gott, daß er dich hier und nicht erst dort bestrafe. Ach, du hattest die Hölle verdient; wärest du nach der ersten Todsünde gleich gestorben, so wärest du nun in der Hölle, und o, was würdest du da für eine unendlich größere Armuth leiden, als du jetzt leidest? Jetzt hast du noch immer Brod gehabt, sei es auch, daß es wenig, oder steinhart, schon verschimmelt oder von den Mäusen angefressen war; aber was hättest du in der Hölle? Vor Hunger würdest du dich selbst zerfleischen oder den nächsten besten deiner Mitverdammten wie ein grimmiger Hund anfallen und zerreißen wollen. Jetzt findest du in deinem Durste überall einen frischen Trunk Wasser; aber was hättest du in der Hölle? Anstatt der Zunge hättest du einen glühenden Stachel im Munde, und würdest mit dem reichen Prasser ewig um ein Tröpflein Wasser bitten, ohne es zu erhalten. Jetzt hast du einige Fetzen, dich zu bedecken; vielleicht auch ein Stroh, drauf zu ruhen; wenigstens ein Hüttlein oder einen Winkel, wo du dich vor Hitze oder Kälte schützen kannst; aber was hättest du in der Hölle? Deine Wohnung wäre Feuer, deine Kleidung Feuer, dein Bett Feuer! Hier gibt es doch immer Leute, die den Armen, besonders den frommen, geduldigen Armen mit Rath und That beispringen oder doch Mitleid bezeigen; aber was hättest du in der Hölle? Deine Helfer wären die verzweifelnden Mitverdammten, deine Tröster die spottenden Teufel! Und was klagst du, mein Kranker, dem Niemand recht thun kann? Dem keine Speise gut genug, kein Doktor gelehrt genug, kein Wärter emsig genug ist? Der du Tag und Nacht winselst und bald eine Kugel für den Kopf verlangst, bald um ein Messer dich umstehst, dich zu entleiben, was klagst du? Ach, du hast die Hölle verdient! Wärst du in der Hölle, warte, man würde

dich warten! Und du, was klagst du, mein Edelmann, mein Beamter, mein Bürger, Bauer, Soldat, Ehmann oder Lediger, Herr oder Dienstbote? Ey, was bedeuten diese Feindschaften? was dieses Sakramentiren und Gotteslästern? Was dieses Fluchen und Uebles wünschen? Was dieses Verleumden und Ehrabschneiden? Was dieses Zanken und Hadern? Man hat mich an der Ehre angegriffen, man hat mich in meinem Rechte gehindert; man preßt uns mit Steuern und Abgaben, man hält uns den Lohn zurück; mein Mann ist tyrannisch, mein Weib nichts nutz, meine Herrschaft karg; — lauter Kreuz! Aber ich frage: Kannst du dir durch zulässige Mittel von deinem Kreuze helfen oder nicht? Kannst du, so thue es; kannst du nicht ohne Sünde, so stirb am Kreuze, und fahre wie der rechte Schächer vom Kreuze in den Himmel mit Christo! Es ist besser, als wenn du mit dem Linken vom Kreuze fahrest zur Hölle. Ach, du hast die Hölle verdient! Wärst du in der Hölle, wie weit übler würde es dir gehen! Keine Bedrängniß kann so hart seyn, die nicht der Gedanke erleichtert: Ich habe die Hölle verdient! Ach, die Hölle, die Hölle! ein zentnerschweres Wort; die Hölle verdient, die Hölle!

III. Theil.

Großmüthiger Tod.

Mauritius, der, den Geiz ausgenommen, ein sehr lobenswürdiger Regent war, ließ diese Wahrheit nach dem oben erwähnten Traume nicht mehr aus dem Sinne, und machte sich dadurch auf alle ihm bevorstehenden Uebel großmüthig gefaßt; mit welchem Erfolge, werdet ihr, l. Z. bald sehen.

Schon steht er mit Ketten beladen, vor einer unzähligen Volksmenge auf einem schwarzen Trauergerüste. Drei kleine, unschuldige Prinzen hängen an ihm, weinend und schreiend vor

Todesfurcht; den vierten trägt die Amme auf den Armen; das arme Kind weint auch, und versteht doch nicht, warum es weint. Neben dem gefangenen Kaiser stehen die gepanzerten Kriegsknechte und Henker; gegenüber sitzt der neue Kaiser Phokas auf einem erhabenen Throne, von seinem Hofe und starker Leibwache umgeben. Das Todesurtheil wird mit lauter Stimme über Mauritius ausgerufen; Phokas bricht den Stab und das erbitterte Volk schreit einstimmig: Es lebe der Kaiser Phokas, es sterbe der Tyrann Mauritius! L. Z.! bricht euch nicht das Herz bei einem so jammervollen Schauspiele? Wie schickt sich aber Mauritius in sein Unglück? Mit welchen Augen sieht er Phokas an, seinen ehmaligen Unterthanen, jetzt Thronfolger? Mit welchen Augen das rebellische Volk? Seine unschuldigen Kinder? Klagt, zürnt, jammert er? Nein, er betrachtet nicht, was Phokas in tyrannischer Wuth wider ihn beschlossen, sondern was Gott durch den Phokas, seinen Scharfrichter, über ihn verhängt. Die Sünde verflucht er, für die Strafe dankt er; er erkennt, wie gut Gott sey, da er die ewige Pein in eine zeitliche Strafe so gnädig verwandelte. „Herr du bist gerecht und gerecht sind deine Urtheile;“ das ist der einzige Seufzer, durch den er sein Herz erleichtert. Unterdessen ist ihm schon der älteste Sohn aus den Armen gerissen und enthauptet worden; des zweiten Haupt liegt ihm auch zu Füßen und des dritten Blut spritzt wirklich in die Höhe. Alles das sieht der Vater mit Augen; doch entfällt ihm keine Thräne; anstatt Thränen zu sehen, hört man die Worte: Herr, du bist gerecht und gerecht sind deine Urtheile. Jetzt aber, da man zum vierten kömmt, der in den Armen der Amme vor dem Henker erschreckt, jämmerlich weint und beide Händlein gegen Mauritius ausstreckt; jetzt will das väterliche Herz fast weich werden. Er nähert sich dem Kinde, um es mit dem letzten Kusse zu besänftigen; aber siehe, der wehmüthige Anblick bringt ihn außer sich, er steht still, (erstaunt hier über die Tapferkeit

eines christlichen Büßers), er steht still, fällt dem Henker in die Arme und ruft laut: Phokas, es lebe das Kind, es ist nicht mein Sohn, ich will nicht, daß ein Unschuldiger statt des Schuldigen sterbe. Es war auch nicht anders; denn die Amme hatte aus Mitleid gegen das kaiserliche Geblüt ihren eigenen Sohn statt des Prinzen auf die Richtstätte gebracht. Man zwingt sie nun, sogleich ohne Zögern zu bekennen, wo sie ihn verborgen habe. Auf ihre Aussage wird der Prinz aufgesucht und aus der Wiege, wo er ganz sanft schlief und sich nichts Böses träumen ließ, auf's Blutgerüste geschleppt. Da küßt ihn der Vater und spricht: Dieser ist mein Sohn! fahre hin, liebes Kind, zu deinen Brüdern; euer unschuldiges Blut wird für mich den strengen Richter versöhnen. Während er so redet, hat der Scharfrichter seinen Befehl schon vollzogen, der Prinz ist ermordet und das Blut strömt aus seinen Wunden.

Hier habe ich etwas zu sagen, und ehe die Reihe an den Kaiser kommt, zu fragen, wer aus den Anwesenden sich nicht schäme seiner Verzagtheit wegen, wenn er in unglücklichen Zufällen Gottes so schnell vergißt und klagt oder auch nur daran denkt, zu klagen. Wer hat schon so viel gelitten, zur Buße für seine Sünden, als Mauritius? Er ist ein Kaiser und wird von seinem Unterthanen, vor dem ganzen Volke, sammt allen seinen Kindern den Henkershänden übergeben; sein ganzes Haus wird mit dem Schwerte hingerichtet; doch hört man von dem heldenmüthigen Büßer nichts Unrechtes. So hat es Gott verhängt! Gott straft mich in dieser Welt und ich hab's verdient; dieser einzige Gedanke macht ihm alles leicht. Er schickt sich in den Tod wie ein tapferer Christ, beugt die Kniee, erhebt die Augen zum Himmel, wiederholt die Worte: Herr, du bist gerecht, neigt das Haupt, empfängt den Schwertstreich und übergibt seine Seele voll Vertrauen in die Hände ihres Schöpfers. Jetzt hat er es überstanden! O glück-

seliges Leiden, durch das man der Hölle entgeht! Ich schreibe dem glücklichen Büßer folgende Grabschrift:

Hier liegt
Mauritius der Sünder,
der aber alle seine Schulden hier bezahlt hat.
Wehe dem, der dort bezahlen muß.

Zehnte Geschichtspredigt.

Das Herz bei dem Geld.

Lehre:

Mit der Sünde soll man auch die böse Neigung zum Gegenstand der Sünde ablegen.

V. 11. Gott, schaffe in mir ein reines Herz und erneuere einen aufrichtigen Geist in meinem Innern!

Ein wahrer Büßer ist nicht zufrieden, daß ihm die begangenen Sünden verziehen werden; er geht weiter und verlangt von Gott ein reines Herz, einen recht geordneten Geist; und das ist das zweite Zeichen der wahren Buße. Ein reines Herz erschaffe in mir, o Gott, bittet David im 11. Vers, und einen aufrichtigen Geist erneuere in meinem Innern. Was ist ein reines Herz? Ein reines Gold ist dasjenige, welchem kein Blei, kein Zinn, kein Kupfer, ja selbst kein Silber anhängt. Auf gleiche Weise ist ein reines Herz jenes, das nicht blos die Sünde, sondern auch die Anhänglichkeit oder Neigung zur Sünde abgelegt hat. Damit dieß geschehe, muß der Geist recht geordnet seyn, das ist, er muß nicht dem Fleisch nachhängen, nicht zur Erde sich neigen, sondern alle seine Begierden auf sein letztes Ziel, auf das Ewige, auf den Himmel,

auf Gott richten. Fehlt eines von beiden; liegt entweder das Herz noch in den irdischen Anmuthungen begraben, oder heftet der Geist seine Gedanken noch zu viel an das Zeitliche; willst du dabei diesen Neigungen keine Gewalt anthun, und hältst du auch bei Gott nicht um die Gnade an, sie überwinden zu können; — o, so traue deiner Buße nicht; sie ist nichts werth oder wird wenigstens nicht lange dauern. Möchten sich diese Lehre besonders die Wohllüstigen und Geldgierigen recht merken!

Die Wohllüstigen deßwegen, weil sie, wenn sie auch beichten, doch nach der Beicht, wie zuvor, dem Wohlleben sich ergeben, sich nichts abbrechen, weder an Speise noch an Trank, weder am Schlafe noch an der Kleidung, weder am Müßiggang noch an der Freiheit zu schwätzen, zu scherzen und mit dem andern Geschlechte zu conversiren. O das ist kein reines Herz; man sieht ja, daß das Herz noch gar zu sehr an der Eitelkeit und Ueppigkeit klebt. Die Geldgierigen aber, wie können sie haben einen aufrichtigen Geist, einen gerade auf das Himmlische zielenden Geist, da sie nach wie vor der Beicht, ihr gefährliches Gewerbe treiben, keinen Schaden erstatten, keine Schulden bezahlen, keinen Wucher, keine Erpressung, keinen Betrug scheuen, wo ein Gewinn zu machen ist; auch blos des Gewinnes halben sich und andere vom Gottesdienste, von den Predigten, von der Sorge für ihr Seelenheil abhalten, nur damit sie den einmal gewohnten Aufwand nicht schmälern, den Luxus nicht verringern, die Mahlzeiten nicht aufgeben, das Spielen nicht unterlassen dürfen.

O, diese beiden Menschenklassen trösten sich umsonst mit ihrem Beichten; ihr Herz ist nicht verändert. Von den Wohllüstigen habe ich ein andermal zu reden im Sinne; heute will ich nur den Geldgierigen predigen und ihnen die Worte Christi bei Matth. 21. zu betrachten vorlegen: „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz." Was daraus entstehe, wird sich bald zeigen. Geliebte, ihr kennet den großen hl. Antonius

von Padua; aus seinem Leben von P. Ribadeneira beschrieben, habe ich die Geschichte genommen, die ich jetzt anfange zu erzählen.

I. Theil.

Unglückseliger Tod des Aurelius.

Zur Zeit, da der hl. Antonius von Padua mit seinen glühend eifrigen Predigten ganz Italien entflammte, wurde ein gewisser Edelmann, den wir Aurelius nennen wollen, von einer Krankheit so plötzlich und heftig überfallen, daß man an seinem Aufkommen schon zu zweifeln anfing. Freilich besuchten den Kranken viele seiner Freunde und Verwandten, ich weiß nicht, aus wahrer Theilnahme oder aus Eigennutz; denn man hielt Aurelius für sehr reich und jeder hoffte, einen Theil von der Erbschaft zu bekommen; ja, weil er kein Kind hatte, entspannen sich bereits in der Stille allerlei Streitigkeiten wegen des Testaments. Indessen lese ich kein Wort, daß sich einer getraut hätte, den Kranken auf die Todesgefahr aufmerksam zu machen; Niemand wollte etwas sagen vom Beichten, Niemand redete vom Seelenheil; ja, die gewissenlosen Aerzte schmeichelten dem Kranken mit der süßen Hoffnung baldiger Wiedergenesung so lange, bis ihn unversehens ein tödtlicher Schlagfluß rührte und seinem Leben ein Ende machte. Seht da die Liebe der guten Freunde! Ach, Christen, wenn ihr krank werdet und sich nur von weitem eine Gefahr des Todes zeigt, wartet doch nicht mit der Beicht; habt ihr Bedenken, mit den andern hl. Sakramenten zu eilen, so sey es; aber wartet doch mit der Beicht nicht. Die Beicht erfordert einen Menschen, der wohl bei sich ist; wahre Reue kann man demjenigen nicht so leicht beibringen, der vor Schmerz und Angst kaum weiß, wo ihm der Kopf steht. Ach, wartet nicht mit der Beicht, bis man euch mahnt; mahnt selbst, begehrt bald

einen Beichtvater, trauet in diesem Falle weder einem Arzte, noch euren Freunden, ja auch Weib und Kindern nicht; sie betrügen euch aus falscher Liebe, weil sie euch nicht erschrecken wollen. O erbärmliche Thorheit! muß man denn darum früher sterben, weil man früher beichtet? Das Gegentheil geschieht: Gott wirft manchen deßwegen auf das Krankenbett, damit er beichte, nicht damit er sterbe. Ich kann mich aber bei diesem Punkte heute nicht länger aufhalten. Nur Eins frage ich: Fürchtet sich der Kranke zu sterben oder fürchtet er sich nicht? Fürchtet er sich nicht, so darf man ihn ja an die Beicht mahnen; er wird sich wohl darüber nicht alteriren. Fürchtet er sich aber zu sterben, o, so ist es ein Zeichen, daß er das Beichten wohl vonnöthen hat und man muß eben darum desto sorgfältiger eilen. Erst dann, wenn der Kranke anfängt zu phantasiren oder in die Züge zu greifen, erst dann um den Beichtvater laufen, o, das ist zu spät und es ist dann kein Wunder, wenn sich mit dem Kranken nichts mehr ausrichten läßt. Und dennoch, wenn so ein Mensch ohne Beicht, ohne hl. Wegzehrung hinstirbt, muß der Beichtvater die Schuld haben; diesen trägt man in der ganzen Stadt herum, er habe den Sterbenden versäumt, er habe die Krankheit gescheut, er habe dem Kranken nicht recht zugesprochen, und was dergleichen Schwänke mehr sind; während das närrische Weib, der stumme Arzt, der sorglose Kranke selbst die ganze Schuld hat. Es ist aber oft auch ein gerechtes Verhängniß Gottes dabei, wie ich, wenigstens was unsern Aurelius betrifft, gar nicht zweifle. Denn, so viel ich aus der Geschichte abnehme, scheint es, derselbe habe schon bei Lebzeiten die Wahrheit nicht hören wollen. Drum ist es kein Wunder, wenn er sie auch im Tode nicht mehr zu hören bekam. Er floh alle Unterredungen mit der Geistlichkeit, um nicht etwa einmal von einem durchdringenden Spruche verwundet zu werden. Von den Predigten wollte er auch nichts hören, aus Furcht, das Gewissen möchte sich rühren. Zum

Beichtvater muß er keinen Johannes den Täufer gewählt haben, der ihm trocken sagte: „Das ist nicht erlaubt;“ dieser Handel ist unrecht, dieser Contrakt ungültig, dieser Gewinn ein Wucher; er wird wahrscheinlich einen solchen aufgesucht haben, den die Schrift einen stummen Hund nennt, der sich nicht zu bellen traut oder wohl gar schmeichelt, wie jener welsche Priester, der seinem Beichtkinde, einem Wucherer, weil er ihm oft das Maul schmierte, dafür immer die Ohren kitzelte und auf alle seine Zweifel nur antwortete: Nihil est, nihil est; das ist nichts, das sind Skrupel, bis endlich der Teufel das Beichtkind und den Beichtvater mit einander geholt. Also ist Aurelius ohne alle christlichen Zeichen gestorben, wenn nicht etwa einer der Umstehenden ihm zuletzt noch die Namen Jesus und Maria in's Ohr gerufen hat. Aber, o Einfalt, heißt das ein so wichtiges Geschäft, als die Reise in die Ewigkeit ist, ernstlich besorgen?

Requiescat in pace, sagen sie; Gnade ihm Gott! es läßt sich jetzt nichts anders mehr machen, wir müssen an das Begräbniß denken. Sogleich wird auch Anstalt dazu gemacht. Man schafft die Trauerkleider an, die Wände werden schwarz behangen, man wäscht und kleidet den Körper, legt ihn in die Bahre, setzt ihn in der Hauskapelle bei, stellt Wächter daneben, unzählige Lichter brennen ringsum; der ganze Clerus, alle Ordensgeistlichen, vor allem die hohe Freundschaft wird zur Leiche geladen; ja, damit nichts unterlassen würde, was zur Ehre der Familie beitragen könnte, geht man zu Antonius von Padua, dem berühmtesten Prediger seiner Zeit, damit er dem Verstorbenen die Leichenpredigt halte. An alle dem kann ich nichts tadeln; nur das möchte ich wünschen, die Verwandtschaft wäre so besorgt gewesen, daß Aurelius gut stürbe, als sie besorgt war, daß er anständig begraben würde. Darüber kann ich mich aber nicht genug verwundern, daß Antonius das Versprechen gab, die Leichenpredigt des Aurelius zu halten;

denn was wird er von ihm predigen? Sagt er die Wahrheit, so beleidigt er die hohe Verwandtschaft; schmeichelt er, so beleidigt er Gott. Ein adelicher und reicher Herr ist Aurelius gewesen, — das ist alles, was man lobwürdiges von ihm sagen kann. O, hätte er nur seinen Adel und Reichthum zum Guten benützt, dann wäre er freilich lobenswerth gewesen!

II. Theil.

Ursache des Todes.

Allein sobald das Gerücht von seinem Tode sich in der Stadt verbreitet hatte, fing Jedermann an, von dem Leben des Aurelius viel, aber rühmliches wenig zu sprechen. Man kann nicht sagen genug, wie der Pöbel über den Todten, den er im Leben theils gefürchtet, theils gehaßt, das Maul lästerlich ausleerte. Gottlob, sagte einer, daß dieser Prahler auch endlich einmal empfunden hat, daß er ein Mensch sey, nachdem er andre Menschen so lange für Hunde angesehen, ja seine Pferde und Hunde besser als seine Untergebnen gehalten. Er hat wohl viel aus seinem Adel gemacht, aber von den Tugenden seiner Vorältern sah man Nichts an ihm.

Der Name, das Kleid, der Palast mußte den ganzen Edelmann machen; immer wollte er geehrt seyn und hatte doch Nichts ehrenhaftes an sich; er lebte, als wäre er zu nichts anderm geboren, als zum Reiten und Jagen, zum Tanzen und Trinken, zum Müssiggehen und Wohlleben. Es ist wahr, sagte ein andrer, was nützte er auf der Welt? Ein Menschenquäler, ein Blutegel, ein Räuber war er, und ein Dritter setzte hinzu, er sey ein Ehebrecher, ein Weinschlauch, ein halber Türk, ein Atheist, ein eingefleischter Teufel gewesen. Solche und andre Reden gingen umher in allen Wirthshäusern, in allen Zusam-

menkünften, auf allen öffentlichen Plätzen; denn wer will dem Frevel des erbitterten Volkes das Maul verbinden? Ich glaube, daß man in vielen Stücken Aurelius Unrecht gethan und aus der Sache zu viel gemacht habe; aber allgemein wurde über seinen unersättlichen Geldgeiz geschimpft und geflucht. O der elende Aurelius! Sonst haben doch die Adelichen für ihre Ehre und ihren guten Namen eine so eifersüchtige Sorge, daß Ein Wörtchen dawider sagen, so viel ist, als ihnen einen Dolch in's Herz stoßen. Wie war denn Aurelius so unachtsam, daß er für einen guten Nachruf so wenig sorgte? Antwort, der Geiz hatte ihn verblendet, daß er nicht mehr sah, was unanständig sey; ja, ich glaube, er wußte gar nicht, daß er geizig sey; denn der Geiz ist ein Laster, das sich so verbirgt, daß Niemand glauben will, er sey geizig, obgleich es fast Jedermann ist, wie Jeremias 6, 13. bezeugt; „Vom Geringsten bis zum Größten ergeben sich alle dem Geize." Es ist darum gewiß der Mühe werth, daß ich ein oder das andere Zeichen angebe, woraus jeder erkennen kann, ob bei ihm der Geiz eingenistet habe oder nicht, damit man jene schrecklichen Uebel von sich abwende, die aus dem Geiz entspringen, wie wir bald sehen werden. Manchen wäre es zwar lieber, wenn ich der Geschichte den Lauf ließe, und ohne abzuschweifen, geschwind alles erzählte; allein mein Amt ist, euch vorzutragen, nicht was euch lieber, sondern was euch nützlicher ist. Darum merkt ernstlich auf; es geht alle an, da nicht nur die Reichen, sondern auch die Armen geizig seyn können; ja zu ihrem eignen Verderben oft sind. Gebt Acht!

Was ist denn der Geiz? Der Geiz ist eine unordentliche Liebe zum Geld. Man nennt diese Liebe oft Häuslichkeit, Sparsamkeit, Klugheit, Vorsichtigkeit; aber unter diesen schönen Namen verhüllt sich meistens der schändliche Geiz. Wie erkennt man ihn? Ich gebe zwei Zeichen an, die Ausgaben und die Einnahmen. Gar zu hart ausgeben und gar zu gerne ein-

nehmen sind zwei Wirkungen des Geizes. Was ist aber dieß, gar zu hart, gar zu gern? Ihr werdet es aus einigen Beispielen erkennen.

Es gibt alte und kränkliche Leute, die, obgleich sie hinreichendes Vermögen haben, doch sich selbst nichts gutes vergönnen. Jede Speise ist zu köstlich, jeder Trunk zu theuer, womit sie doch ihre Kräfte erhalten und länger auf der Welt etwas abbüßen oder verdienen könnten. Sollen sie etwas ausgeben, so kehren sie den Kreuzer zweimal um in der Hand. O, das heißt gar zu hart ausgeben, das ist eine gar zu große Liebe zum Geld, ist Geiz, und verdient das Fegfeuer. Es gibt Wirthe, Kauf- und Gewerbsleute, Beamte und Adeliche, welche etwa monatlich dem Weibe oder der Haushälterin etwas auf dem Spänlein hinausgeben; damit soll sie den ganzen Monat ausreichen, während es kaum für eine Woche genügt; die guten Ehehalten sollen dabei arbeiten, was sie können, aber zugleich fast von der Luft leben. O, das heißt gar zu hart ausgeben, ist Geiz und nicht weit von der Hölle. Es gibt wiederum Leute, die überall Schulden machen, und das nicht aus Noth, sondern um den Luxus, das Wohlleben, den Aufwand auch über ihren Stand fortsetzen zu können. Fordert der Gläubiger seine Schuld, so weist man ihm die Thüre, jagt ihn die Stiege hinab oder, wenn es gut geht, zahlt man ihm die halbe Rechnung; das übrige muß er schenken, wenn er nicht alles verlieren oder einen Streit anfangen will, wo die Prozeßkosten sich höher belaufen, als die Schuld. O, das heißt gar zu hart ausgeben, ist Geiz und verdient die Hölle.

So viel von der Ausgabe. Jetzt von der Einnahme zu reden, so gibt es Leute, die alle Tage fürchten, sie möchten erhungern und deßwegen die Ihrigen von dem Gottesdienste, selbst an Sonn- und Feiertagen abhalten, auch an diesen Tagen sie zur Arbeit anhalten; ja, wenn das Weib oder ein Dienstbote etwas länger in der Kirche verweilt, sie mit Fluch-

und Scheltworten anfahren und sagen mögen: Kommst du mir noch einmal zu spät, so gib ich dir nichts zu fressen; dann kannst du in die Kirche gehen und beten; du wirst erfahren, wer dir das Brod gibt, ich oder Gott! Hört ihr die entsetzliche Gotteslästerung? Das thut der Geiz!

Wieder gibt es Leute, die, was sie finden, ohne nachzufragen, gleich behalten; Leute, die über den ausbedungnen Lohn von ihrer Herrschaft heimlich nehmen; Leute, die einen Bedrängten oder Unglücklichen bei ihrem Herrn nicht einmal melden, bis man ihnen ein Gold- oder Silberstück in die Hand drückt; Leute, die nicht thun wollen, auch sogar was sie von Amtswegen schuldig sind, es sey denn, man mache oder verspreche ihnen ein namhaftes Geschenk. Welche Grausamkeit! Aber, was thut der Geiz!

Was soll ich jetzt erst sagen von den Wucherern! Man leiht auf acht Tage einen Gulden, und begehrt einen Groschen Interesse dafür; man fordert sechs, sieben, acht, neun Gulden Prozent; man steigert die Waare weit über den höchsten Preis, blos, weil man nicht gleich baar Geld dafür empfängt und was dergleichen Praktiken mehr sind, womit man die Leute zwingt zu opfern. Freilich wirft man dem Gewissen einen Brocken vor, damit es nicht belle, die Gefahr des Verlustes, den Gewinn, der ausbleibt, den Schaden, der entsteht. Das sind schöne Worte; aber es sind eben oft nichts als Worte; denn wo ist ein Gewinn, der ausbleibt, wenn dir unterdessen das Geld in der Kiste wäre verschimmelt? Wo ist ein Schaden, wenn du einen Bürgen hast, oder ein Pfand, das mehr werth ist, als was du ausleihst? Ungerechte Forderungen sind es, das thut der Geiz. Ihr kennt ihn nun und hiemit habe ich erklärt, wer geizig sey; jetzt vernehmt, welch' schreckliche Folgen der Geiz nach sich ziehe. Hört, hört, was ihr nur hören könnt.

III. Theil.

Ewiger Untergang.

Man läutet schon mit allen Glocken zusammen und die Leiche des Aurelius wird zu Grab getragen, in schönster Ordnung und mit dem größtmöglichstem Pompe. Der Zug geht aus dem Palaste des Verstorbenen in die Kirche. Den vorausgehenden ganzen Clerus, das kostbar gezierte Paradebett des Todten, das lange in Trauermänteln einherschreitende Gefolge der Verwandtschaft und Dienerschaft zu beschreiben, halte ich für unnöthig. Ich eile in die Kirche, wo Antonius schon die Kanzel besteigt und die ganze Stadt versammelt ist, einige mit Unwillen, andre mit Verwunderung, alle voll begieriger Erwartung, weil ein so heiliger Mann sich nicht geweigert, einem so gottlosen Menschen, wie Aurelius gewesen, die Lobrede zu halten. Indessen steht der Sarg schon auf dem Gerüste neben dem Hochaltar; die Leidtragenden haben sich an die bestimmten Plätze niedergelassen; alles ist stille, die Predigt beginnt. Der Vorspruch ist aus Math. 21: „Wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz seyn.“ Diesen Text erklärte der hl. Prediger im Eingange und strafte mit eindringlichen Worten jene, die ihren Schatz auf dieser Welt suchen. Man sah, wie sich sein Angesicht gleich anfangs entflammte, sein Mund aber brach bald darauf mit donnernder Stimme in diesen alle Herzen und Ohren schmerzlich durchbohrenden Ruf aus: Wehe den Reichen! Wehe im Leben, wehe im Tode, wehe nach dem Tode! Dieß war das Thema und die Eintheilung der Predigt.

Was hier die Zuhörer werden gedacht haben, kann man sich leicht vorstellen. Einige frohlockten in der Stille, andere murrten laut, alle sahen wohl ein, was für eine Lobrede auf einen solchen Eingang folgen werde. Ungeachtet dieses Gemurmels fängt Antonius an einen Punkt seiner Eintheilung

nach dem andern zu erörtern. Wehe, ruft er, wehe den Reichen; ich meine jene, die durch unerlaubte Mittel Geld sammeln, oder mit Hintansetzung ihres Seelenheils Tag und Nacht nur allein um das Zeitliche besorgt sind, wehe diesen im Leben! Denn was ist das Leben solcher Geizhälse? Ein Leben voll Unruhe, ein Leben voll Laster! Beides bewies er aus dem Apostel Paulus, (1 Timoth. 6, 9.): „Die reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstricke des Teufels und viele unnütze und schädliche Begierden, die den Menschen in Untergang und Verderben stürzen.“ Seht die Unruhe. Will einer reich werden, und ist er mit dem nothwendigen Unterhalte nicht zufrieden, so kommt er erstens in Versuchung, allerlei Mittel zu ersinnen, sie mögen erlaubt oder unerlaubt, recht oder unrecht seyn. Zweitens, ist er schon reich geworden, so hält ihn der Teufel am Stricke, wegen der Restitution oder Zurückgabe des unrechten Gutes, die oft schwer ist. Es geht ihm, wie einem Vogel, der durch die Lockspeise versucht, durch das Garn gefangen wird. Die Lockspeise ist der unerlaubte Gewinn, um dessentwillen das Herz in viele Begierden entbrennt, in Begierden, die das Herz auch unter dem Gottesdienste unruhig machen; in unnütze Begierden für die Zeit, weil niemals etwas genüg ist; in schädliche Begierden für die Ewigkeit, in die ein Geizhals mit einem Sack voll Sünden abreist, der ihn in den Abgrund hinabzieht. Denn es ist kein Laster, das der Geiz nicht ausbrütet und kein Gebot, das ein Geldgieriger nicht zu übertreten bereit ist, aus Furcht vor Schaden oder Hoffnnng auf Gewinn. Ja, der Geizige verliert den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, weßwegen allen Lastern leichter, als dem Geize, ein Gebiß angelegt wird, daß er nicht nach allen Seiten ausschweife. Dieß und noch mehr wußte Antonius so eindringlich vorzutragen, daß die Zuhörer meinten, sie sehen dem Heiligen in sein Herz hinein und fühlen alle

Bewegungen desselben mit, die es in Unruhe brachten. Denn das Angesicht, die Stellung des Leibes, das Auge — alles war voll Ausdruck und die Worte waren die genauesten Dollmetscher seiner Gefühle. Darum weinte er bald über die Blindheit derjenigen, die so wenig an die ewigen Güter denken; bald zürnte er über die Hartnäckigkeit derjenigen, die von der Verächtlichkeit des Zeitlichen nichts hören wollen; bald bedrohte er mit dem göttlichen Zorne jene, die mit dem Geld auch die Sünden häufen, bald bat er flehentlich, daß alle bei Zeiten in sich gehen und bedenken möchten, wie einmal alles Wehe warte auf den Geizigen im Tode, da er unmöglich unschuldig seyn könne. Hiemit kam er auf den andern Theil seiner Rede, und fing an, die Armseligkeit der Reichen im Tode zu beschreiben, wo er, theils aus klaren Schriftstellen und Exempeln, theils aus der Vernunft und Erfahrung, wie auch aus der Schwierigkeit der Rückgabe unrecht erworbenen Gutes augenscheinlich zeigte, daß die Geizigen entweder in Verzweiflung sterben, oder von dem Tode übereilt, ohne Buße hingerafft werden, — und das so nachdrücklich, so kräftig, daß den Zuhörern schauderte, besonders da er das Gesagte mit dem Beispiele des Königs Agag bekräftigte und dessen letzten Seufzer weitläufig erklärte: „So trennst du, bitterer Tod!“ Ist das das Ende all' meiner Sorgen, all' meiner Mühe, alles Schweißes? So muß ich jetzt Hab und Gut verlassen und bleibt mir nichts mehr, als ein Leintuch? So muß ich von hinnen, ohne daß ich weiß, für wen ich gehaust habe! O bittrer Tod, wo raffest du mich hin? In ein Land, wo meine Münze alle ungangbar ist, wie will ich da durchkommen? O bittrer Tod!

Endlich kam er zum dritten Theil. Da er zu demselben übergehen wollte, veränderte er sich gänzlich, so daß es schien, er sey verzückt. So sehr wurden alle seine Worte durch Seufzer unterbrochen. Was will ich jetzt reden, sagte er, und stützte

sein Haupt mit untersetzter Hand auf die Kanzel; was will ich reden von dem Wehe, das auf die Geldgierigen wartet nach dem Tode? Da bricht er ab, richtet sich auf, heftet die Augen auf den Sarg, und schreit, was er schreien kann: Rede anstatt meiner, rede du unglückseliger Aurelius! Denn auch von ihm, meine Zuhörer, steht geschrieben: „Der Reiche ist gestorben und begraben in der Hölle.“ Ihr mögt euch selbst vorstellen, Geliebte, was für ein Donnerschlag diese Worte für die Ohren der Zuhörer waren. Anfangs war ein allgemeines Stillschweigen, eine allgemeine Bestürzung, die aber bald einem entsetzlichen Geheul Platz machte. Auch jenen, denen Aurelius Unbild zugefügt hatte, ging jetzt sein Unglück zu Herzen. Nachdem der erste Schrecken sich gelegt hatte, fing einer den andern zu fragen an, was nun der armen Seele das viele Geld nütze? Andere klagten, daß der Prediger dieß Unglück öffentlich verkündet habe. Andere zürnten, daß Antonius sich erfrecht habe, etwas zu sagen, was er nicht wissen könne. Alles war voll Verwirrung. Antonius, der indessen das Angesicht mit beiden Händen verdeckt und die Kanzel mit heißen Thränen befeuchtet hatte, richtet sich nach einer Weile wie von einer Entzückung wieder auf, trocknet die Thränen, gibt mit der Hand ein Zeichen zum Stillschweigen und erhebt auf ein Neues die Stimme, wie aus göttlicher Eingebung sprechend: Was weinen wir? Den der barmherzige Gott verworfen hat, der ist nicht werth, daß man sich seiner erbarme. Ich wiederhole es, so lautet Gottes Befehl, ich wiederhole es, Aurelius ist begraben in der Hölle! Laßt uns Gott loben und rufen: Herr, du bist gerecht und gerecht sind deine Urtheile! Sollte aber einer von euch meinen Worten nicht glauben, so glaube er seinen Augen. Beschaut den todten Körper; ihr werdet ihn finden ohne Herz; denn sein Herz liegt in der Kiste, daheim in seinem Palaste, bei seinem Gelde.

Kaum hatte er ausgeredet, so lief das Volk zusammen;

der Sarg wird aufgedeckt, das Tuch weggerissen, der Deckel aufgemacht, und es zeigt sich der Leichnam mit geöffneter Brust und tiefer Höhlung drinn ohne Herz. Die Verwandten machen sich während des Getümmels aus der Kirche, eilen in des Verstorbenen Behausung, öffnen die bestimmte Kiste, und finden das Herz schwarz und rauchend auf den Geldsäcken liegen.

Hier breche ich ab. Bildet euch selbst ein, wie bei einem solchen Schauspiele den Zuschauern um's Herz war. Mache jeder sich Aurelius Unglück zum Glücke; frage sich jeder ernstlich: Wo ist mein Schatz? Denn ich sage ihm aus Gottes Munde: Wo sein Schatz ist, wird auch sein Herz seyn; ja, dort wird es seyn, auf ewig.

Eilfte Geschichtspredigt.

Die siegende Hoffnung.

Lehre:

Hoffen macht standhaft.

12. Verwirf mich nicht von deinem Angesichte und nimm deinen hl. Geist nicht weg von mir!

Das dritte Zeichen einer standhaften Buße ist die Furcht vor dem Wiederfalle. Diese Furcht spricht David aus in den Worten: Verwirf mich nicht u. s. w. und wir müssen sie alle haben, weil wir nicht wissen, in welche Gelegenheiten und Versuchungen wir noch gerathen, in denen auch die heiligsten Menschen sündigen und überwunden werden können. Doch muß uns die Hoffnung auf Gott dabei begleiten, die Hoffnung, sage ich, durch die der hl. Geist uns der gegenwärtigen Hilfe und zukünftigen Glorie versichert, wenn er in uns wohnt.

Darum betet David, Gott wolle ihm den heiligen Geist nicht nehmen, damit er die Hoffnuug und das Vertrauen auf Gottes Hilfe und Beistand niemals verliere. Von dieser Hoffnung bin ich gesinnt, heute zu handeln.

Sie ist der Balsam, der den vor Traurigkeit und Mühsal ohnmächtig darniederliegenden Menschen erquickt, die verstorbnen Lebensgeister erfrischt, und den christlichen Starkmuth wunderbar belebt. Die Wahrheit dieses Satzes wird sich erweisen in folgender Geschichte, die P. Petrus Ribadeneira im Leben der Heiligen am 23. November beschreibt. Ich beginne.

I. Theil.

Kampf der Mutter.

Zur Zeit, da der Kaiser Aurelius Antonius die Kirche verfolgte, wurde unter andern auch eine adeliche Wittwe vor Gericht gefordert, die der Richter Publius auf des Kaisers Befehl so anredete: Frau, obschon ihr sammt euren Kindern wegen Verachtung der Götter das Leben verwirkt habt, so hat doch der Kaiser in Erwägung eures Adels, eures Wittwenstandes und aus Erbarmen gegen eure Söhne sich gnädigst entschlossen, nicht nur eurer zu schonen, sondern auch eure Söhne in Schutz zu nehmen, ja, mit der Zeit zu den höchsten Ehrenämtern zu erheben; doch mit der Bedingung, daß ihr und sie mit euch dem gekreuzigten Gotte absaget und zu der Religion eurer Voreltern zurückkehret. Im Falle ihr aber euch dem kaiserlichen Befehle widersetzen und hartnäckig auf eurem Aberglauben bestehen solltet, so wisset, daß ich Macht habe, die strengsten Strafen über euch zu verhängen und euch selbst mit dem Tode zu bestrafen. Besinnet euch nun, wozu ihr euch entschließen wollet; heute sollt ihr noch im Gefängnisse bleiben,

morgen werdet ihr auf öffentlichem Platze den Göttern opfern oder sterben.

Was meint ihr, l. Z., daß eine Wittwe, eine Mutter, ein schwaches Weib auf diese drohende Anrede geantwortet habe? Wenn wir Felizitas, (das ist ihr Name), nach den Sitten der Mütter unsrer Zeit beurtheilen, dann errathen wir leicht, was sie werde erwiedert haben. Die Mütter unsrer Zeiten, besonders die Wittwen, sorgen fast allein dafür, daß sie ihre Kinder standesgemäß versorgen. Man macht die Rechnung ohne den Wirth; es heißt nur: Dieser Sohn muß Priester werden, er mag wollen oder nicht; taugen oder nicht. Warum? Er kann dann seine Schwester zur Haushälterin nehmen. Diese Tochter muß einen Mann heirathen, den sie nicht mag, warum? Der Mann ist wohl bei Mitteln, die Heirath gereicht der Familie zur Ehre. Der andre Sohn muß Soldat werden; die Tochter muß in die Fremde zum Dienen. Warum? Ja, sie müssen eben ihr Stücklein Brod verdienen! Ach, das Stücklein Brod ist alles, — wenn es nur da den Kindern nicht fehlt, dann sind die Mütter ohne Sorgen. Gebricht es dem Mund, o, dann sind sie nicht zu trösten!

Ich tadle die Sorge nicht, die ihr für das leibliche Wohlseyn eurer Kinder tragt; aber was ich wünsche, ist dieß, daß ihr ebensoviel sorgtet für ihre Seele. Denn ich setze den Fall, ihr kämet in eine solche Lage, wie unsre Felizitas, was würdet ihr sagen? Wer wegen des zeitlichen Wohls seiner Kinder sein Gewissen nicht achtet, der würde bei Gelegenheit einer Versuchung auch den Glauben verläugnen. Man weiß ja, was die thörichte Kinderliebe schon für Unheil und Sünden gestiftet hat. Daß man so übertrieben schindet und schabt; daß man dem Gottesdienste und der Andacht so wenig Zeit schenkt; daß man die Feiertage so schlecht heiligt; daß man Aberglaube, Betrug, falsches Maaß und Gewicht, verdorbne Waare, verbotne Vortheile gebraucht, verdammlichen Wucher

treibt, der Geistlichkeit den Zehnt versagt, das ungerechte Gut nicht mehr heimgibt, die Schulden oder den gebührenden Liedlohn nicht bezahlen will, — das sind lauter Wirkungen der gottlosen Kinderliebe. Man trachtet, man schwitzt, man plagt sich, damit es den Kindern zeitlich wohlgehe; aber man betrachtet dabei nicht, mit welchen Mitteln, und mit welchem Erfolge man ihr Wohl befördern will. Diese Leute kommen mir vor, wie Agrippina, die bekannte Mutter des Kaisers Nero. Sie fragte die Wahrsager, was aus ihrem Sohne einst werden würde, und da ihr diese antworteten, er werde einst Kaiser, aber zugleich ein Muttermörder werden, rief sie voll Freude: Occidat, modo imperet! Sey es, daß er mich umbringe, wenn er nur Kaiser wird! So sind noch heutzutage die Eltern, die ihrer Kinder Wohl durch sündhafte Mittel befördern. Das heißt ja sagen: Was schadet's, wenn ich dem Teufel zufahre, wenn nur meinen Kindern wohl ist? O Unverstand! Ihr solltet die Worte umkehren und sagen: Occidat, modo salvus fiat! Sey es, daß mein Kind in Armuth leben und Hungers sterben muß, und ich mit ihm; wenn es nur in den Himmel kommt und ich mit ihm! Es ist beschlossen; wegen eines Kindes will ich nicht verdammt werden. So reden, so thun christliche Eltern, die von dem zukünftigen Leben in der Ewigkeit etwas Gutes verlangen und hoffen.

II. Theil.

Kampf der Kinder.

Was thut aber Felizitas? Sie antwortet mit einer Danksagung, daß ihr der Richter des Kaisers Willen so offen und artig kund gemacht habe; sie wolle sich mit ihren Kindern besprechen; sie hoffe, alle zum Opfer zu bringen. Was ist das,

unglückliche Felizitas? Weist du wohl, was du redest? Geduld, l. Z., sie redet schon recht; sie hat Ursache, sich zweideutig auszudrücken, damit man sie nicht verhindere, ihre Kinder zum bevorstehenden Kampfe aufzumuntern, obschon dieselben eigentlich keines Zuspruchs bedürfen. Denn seht; kaum setzt die Mutter den Fuß in ihr Haus, so laufen ihr die Söhne schon entgegen, (es waren ihrer sieben, schon ziemlich erwachsene Jünglinge und der jüngste beiläug im zwölften Jahre;) sie umgeben die Mutter, fragen, was der Richter wolle, warum sie frei und ohne Bande zurückkomme, warum die Gerichtsdiener nicht auch die Kinder geholt und ob sie vielleicht ihnen zu lieb den Götzen geopfert habe?

Da die lieben Kinder dieß und noch mehr dergleichen fragten, brach der Mutter das Herz, sie zerfloß in Thränen und konnte nicht ein Wort hervorbringen. Das hielten nun die Söhne für ein noch schlimmeres Zeichen. Sie fingen sämmtlich zu weinen an und bedauerten wehklagend den unglücklichen Abfall ihrer Mutter. Einer seufzt zu Gott, und bittet ihn unter Thränen, er wolle sich doch seiner unglücklichen Mutter erbarmen, sie zum Glauben zurückführen und ihr von dem leidigen Falle aufhelfen. Andere zürnen und rufen: Du bist unsre Mutter nicht mehr! Die übrigen werfen sich ihr zu Füßen und flehen unter heißen Thränen, sie wolle doch in sich gehen und die begangene Schwachheit durch heldenmüthige Tugend wieder gut machen. Wer diesem Schauspiele zugesehen hätte, hätte gewiß des Weinens sich nicht enthalten können. Jetzt ruft die Mutter, nachdem sie endlich mit vielem Abwehren die Kinder zum Schweigen gebracht hatte, mit lauter Stimme: Liebste Kinder! ihr irret; ich bin noch die alte Felizitas; behüte mich Gott, das ich das thue, was ihr argwohnet! Hierauf erzählte sie ihnen den ganzen Verlauf und lud sie auf morgen zur Marterkrone ein.

Da hätte man sehen sollen, wie plötzlich sich alles Leid

und alle Furcht in Freude und Frohlocken verwandelte. Die Brüder umarmen einander; man hört nichts, als Glückwünschen, Dank gegen Gott und freudiges Verlangen nach dem Martertode. O Schauspiel, an dem sich die Engel mit dem ganzen Himmel erfreuen!

Seht, das ist die Frucht der guten Erziehung. Nicht heute erst hat Felizitas ihre Kinder gelehrt, das gegenwärtige Leben zu verachten und das zukünftige zu schätzen; von der Wiege an sind sie gewöhnt worden, zeitliche Güter nicht zu verlangen und zeitliche Uebel nicht zu fürchten. Wenn etwa der kleine Martialis, (so hieß der jüngste,) ein Brod begehrte, so sagte die Mutter: Mein Kind, habe eine Stunde lang Geduld; gewöhne dich, Gott zu lieb dir etwas zu versagen. Wenn sich der nächste daran, Januarius mit Namen, in seinem schönen Kleide groß dünkte, oder andere um etwas Schönes beneidete, sagte die Mutter: Mein Sohn, ein Christ hat keine Freude an solchen Eitelkeiten; seine Freude ist der Himmel. Wenn die hl. Martyrer auf öffentlichen Plätzen zum Tode geführt wurden, führte Felizitas ihre Kinder dahin und lehrte sie, was für eine herrliche Krone auf diese großmüthigen Kämpfer warte. Sie wußte, wie viel daran liege, welche Gesinnungen in der frühsten Jugend den Kindern eingeflößt werden.

Was thut aber ihr, christliche Eltern, was redet ihr vor euren Kindern? Was lobt, was tadelt ihr? Wen preiset ihr glücklich, wen bedauret ihr, als einen Unglücklichen? Ach, man hört nur das Zeitliche rühmen! Schöne Kleider, hohe Ehrenstellen, reiche Erbschaften, menschliches Lob, große Wissenschaft, — das ist alles, was man den Kindern als etwas Großes vorstellt und wornach man sie zu streben lehrt. Wie sollte es da anders seyn können, als daß die Begierde nach dem Zeitlichen tiefe, tiefe Wurzeln in den Herzen der Kinder faßt und die Gleichgültigkeit gegen das Ewige immer mehr überhand nimmt?

III. Theil.

Gemeinsamer Sieg.

Felizitas befolgte andre Grundsätze bei ihrer Erziehung, und sie erzog durch dieselben unüberwindliche Helden. Ich wünschte, l. Z., daß ihr jetzt statt der Ohren die Augen brauchen könntet, um einen Martyrer nach dem andern wohl zu betrachten. Publius hat den Richterstuhl wirklich schon bestiegen; der Altar für den Götzen ist aufgerichtet; Gluth und Weihrauch in Bereitschaft; Felizitas mit ihren Söhnen steht da und der Richter ermahnet sie, nach ihrem Versprechen jetzt zu opfern. Sie antwortet: Ja, ich opfere; wirft aber den Weihrauch zur Erde und ruft laut aus: Jesu Christe! Du allein bist Gott; dir opfere ich mich und meine Söhne zum süßen Geruche! Dasselbe wiederholten einstimmig die Söhne. Da sich der Richter betrogen fand, schäumte er vor Zorn und ließ sogleich die Mutter an einen Pfahl binden und mit Ruthenstreichen züchtigen. Unterdessen wandte er sich an die Söhne und sprach: Liebe Kinder, kehrt euch nicht an eure wahnsinnige Mutter; oder, wenn ihr sie liebt, so opfert dem Jupiter und ich gebe sie frei. In euern Händen ist ihre und eure Freiheit und euer Leben.

Er wollte noch weiter reden; aber die tapfern Kämpfer unterbrachen ihn und riefen einstimmig: Du ehrst die Mutter; ehre auch die Kinder; wir sterben mit ihr! Publius antwortet ergrimmt: Nein, ihr Thoren, in euch soll sie sterben, nicht mit euch! Dann befiehlt er, sogleich den Januarius mit eisernen Kolben todt zu quetschen; Felix und Philippus werden mit Prügeln erschlagen; Sylvanus von der Höhe herabgestürzt; Vitalis, Alexander und Martialis, die drei jüngsten, boten ihre Nacken dem Schwerte dar. Alles geschah unter den Augen der Mutter, die wie eine zweite Machabäerin, obwohl sie so

oft sterben mußte, so oft eines ihrer Kinder mit dem Tode rang, dennoch kein Zeichen von Furcht oder Traurigkeit gab, sondern einem nach dem andern zusprach und rief: Mein Januarius, mein Felix, mein Philippus, meine liebsten Kinder, schaut den Himmel an, dort hoffen wir einander wieder zu sehen. Zu Ende des blutigen Schauspiels wurden ihr die Bande gelöst; da ging sie von einer der Leichen zur andern verehrte solche nicht mehr als Söhne, sondern als Heilige und bat den Richter, daß er sie denselben bald durch den gleichen Tod zugesellen möchte. Aber der Wütherich wurde bei diesem Anblick nur noch rasender. Er wollte ihre Pein verlängern und warf sie in den Kerker, wo sie Gott dankte, daß Gott ihre Kinder zu sich genommen habe und keines mehr übrig sey, um dessen Heil sie besorgt seyn müßte. Sie bat nur allein um baldige Auflösung von den Banden des Leibes und Vereinigung mit Christus, ihrem Herrn. Doch währte ihr Elend noch eine geraume Zeit und erst nach vier Wochen ward sie erhört, wo sie durch einen Schwertstreich zum Himmel befördert wurde; zum Himmel, dessen Hoffnung ihren Glauben gestärkt, ihr Leiden versüßt, ihren Tod trostvoll gemacht hatte.

O betrübte, verfolgte, arme, todtkranke Leute, seht, was die Hoffnung vermag! So sehr euch die Gegenwart drückt, so sehr soll euch die Zukunft trösten. „Werdet nicht traurig, wie die andern, die keine Hoffnung haben.“ (1 Thess. 4.) Ihr besonders, liebe Mütter, glaubt, ihr seyd niemals glückseligere Mütter geworden, als wenn ihr eure Kinder für den Himmel geboren habt. Wir alle aber sollen immer denken: Gehe es jetzt, wie es will; wenn es nur dort, wenn es nur ewig wohl geht!

Zwölfte Geschichtspredigt.

Die heilige Sünderin.

Lehre:

Würdige Früchte der Buße.

Vers 13. Gib mir wieder die Freude meines Heiles und stärke mich mit dem fürstlichen Geiste.

Drei Stufen der wahren Buße habe ich bisher erklärt. Die erste Stufe ist, die Sünde verabscheuen und die Strafe der Sünde willig leiden. Die zweite Stufe ist, auch die Neigung zu dem Gegenstande der Sünde ablegen, jenes Geld, jenes Amt, jenes Ort, jene Person verabscheuen, die Gelegenheit zur Sünde gegeben. Die dritte Stufe ist, vor dem Rückfalle sich hüten, auf Gott vertrauen und um die Gnade der Beharrlichkeit eifrig beten. Heute wollen wir die vierte und höchste Stufe besteigen, die da besteht in einer süßen Freude des Gewissens, in einem hohen Geiste, der mit einer gemeinen Buße und Besserung nicht zufrieden, immer zu höherer und höherer Vollkommenheit sich ermuntert. O, wer dieses Zeichen in sich findet, der zweifle nur gar nicht mehr an der inwohnenden Gnade. David selbst verlangt kein gewisseres Zeichen, daß seine Buße Gott angenehm sey, als einen so edeln, großmüthigen Geist. Darum beschließt er seine Vorstellung und den zweiten Theil unsers Psalmes mit der Bitte: „Herr, gib mir wieder die Freude eines guten Gewissens, und die Hoffnung des Heils, die ich vor der Sünde gehabt habe.“ Und damit diese Freude, dieser Trost beständig sey, gib mir auch einen hohen, großmüthigen, fürstlichen Geist, der mich zu so hoher Tugend und Vollkommenheit

antreibt, daß ich in der Heiligkeit unter den Büßern so weit voranstehe, als der Fürst über dem gemeinen Volke steht. „Stärke mich mit dem fürstlichen Geiste.“

Geliebte, erlaubt mir, euch heute eine Seele von dieser Art vor Augen zu stellen. Vielleicht wird mancher dabei eine heilsame Scham fühlen, in Erwägung, daß er so viel gesündigt hat und mit einer geringen Buße so bald zufrieden gewesen ist. Was ich erzählen will, findet sich in dem Kanonisations- oder Heiligsprechungsprozesse des hl. Aloysius. Ich beginne.

I. Theil.

Heiliger Tod einer Büßerin.

Zu Parma in Italien starb vor Jahren eine adeliche Dame, die wir Magdalena nennen wollen, nach kurzem Krankenlager und hinterließ den Ruhm einer nicht geringen Tugend und Frömmigkeit, so daß man ihren Leichnam geraume Zeit in der Kirche zur öffentlichen Beschauung ausstellte. Der Zulauf des Volkes war sehr groß und jeder wollte das Crucifix, das sie in der Hand hielt, dann auch die Hand dieser, wie man dafür hielt, heiligmäßigen Matrone mit einem andächtigen Kusse beehren. Nachdem sich die Menge ziemlich verlaufen hatte, trat unter den letzten auch ein ansehnlicher Herr hinzu, der mit der Hand nicht zufrieden, der Verstorbenen einen Kuß auf die Wangen zu geben sich erfrechte.

Aber, o seltenes Wunder! Indem er sich neigt, richtet die Todte sich auf und speit dem Frevler einen ganzen Mund voll Blut in's Angesicht. Wie er da erschrocken, wie er sich eiligst aus dem Staube gemacht, was die Umstehenden dabei gedacht haben, kann sich jeder leicht vorstellen. Schwerer ist es, zu errathen, was die Ursache eines so ungewöhnlichen Vorfalls seyn möchte. Vielleicht wollte die todte Frau den Lebendigen

ein Beispiel geben, wie sie sich verhalten sollen gegen die unverschämten Venusbuben, die sich nicht schämen, öffentlich oder heimlich mit dergleichen ausgelassenen Liebkosungen die jungfräuliche oder eheliche Keuschheit zu kränken. Eine rohe Bauerndirne oder eine leichtfertige Kellnerin, kann seyn, daß sie zu solchen Komplimenten lacht, und daran Gefallen hat; aber eine Ehe- oder Jungfrau, die ihre Ehre liebt, kann eine so verächtliche Weise mit ihr umzugehen unmöglich dulden. Sie muß zürnen; sie muß das Herz in die Hände nehmen und ohne allen Respekt, sey der böse Gesell, wer er wolle, reich oder arm, vornehm oder schlecht, ein Laie oder Priester, ohne allen Respekt ihren Unwillen zeigen, ja wenn anders nichts hilft, Fäuste und Nägel gebrauchen, damit der Versucher verstehe, er habe nicht mit einer weichherzigen Dina, sondern mit einer heldenmüthigen Judith zu thun, die sich lieber die Kehle abschneiden, als Ungebührliches geschehen lassen würde. Sonst ist das Frauengeschlecht von Natur aus hoffärtig und man kann ihm nicht geschwinder die Galle rühren, als wenn man es zu verachten scheint. Da ist Feuer im Dach; sie brennen vor Zorn, sie weinen, sie schreien, sie schlagen, sie werfen, was ihnen in die Hand kommt, um sich. Keine Katze ist so giftig über einen Hund, der sie anbellt, als ein Weib über einen Mann, der sie verachtet. O Frauen! O Jungfrauen! Wer verachtet euch mehr, als jene, die euch durch Schmeicheln zur Ungebühr verleiten wollen? Wenn sie euch schätzten, wenn sie euch für ehrliebende Frauenzimmer hielten, so würden sie sich ja schämen, so unanständige Zeichen ihres verdorbenen Herzens zu geben. Daß sie sich getrauen, so frech zu scherzen, kommt daher, weil sie glauben und hoffen, sie haben in euch solche Schandpersonen angetroffen, die ihre Ehre und ihr Gewissen um ein schmeichlerisches Wort feil bieten. Und euch geht eine solche Verachtung nicht zu Herzen? Ihr zürnt nicht? Ihr laßt mit euren Spitzen, Halstüchern,

Kreuzchen und mit euch selbst so tändeln, als wenn ihr leblose Puppen oder hölzerne Bilder wäret, denen es gleich gilt, ob ein schäbiger Hund damit scherzt oder ein muthwilliger Affe sich daran reibt? Pfui! so habt ihr denn gar keine Ehre mehr im Leibe? Ach, seyd doch hoffärtiger, ich bitte euch, seyd ein wenig hoffärtiger! Eine heilige Hoffart erhält die Keuschheit. Wäre die Frau, von der ich erzählte, hoffärtiger gewesen, so wäre sie keine Ehebrecherin geworden. Aber wie? Eine Frau, die ganz Parma für fromm hält, eine Ehebrecherin? Es ist leider nicht anders und der Herr, den sie so schändlich gezeichnet, ist der Bösewicht, der mit ihr fünf Jahre in Schandthaten zugebracht. Fünf Jahre im Ehebruch, — ist entsetzlich zu hören! Sie muß gewiß den Gräuel dieses Lasters wenig gekannt haben, weil sie es so lange und so ungescheut trieb. Es hätte aber doch in einer so großen Stadt ein Prediger seyn sollen, der die Schwere dieser Sünde nachdrücklich vorgestellt hätte? Es hätte doch nicht mehr gebraucht, als erklären, wie sehr die Vernunft, wie sehr die Kirche, wie sehr Gott den Ehebruch verfluche! Diese und dergleichen Gründe, mit Eifer vorgetragen, hätten doch genügen können, eine noch nicht ganz schamlose Frau von diesem so verdammlichen Laster abzuschrecken! Oder hat sie, wie es solche Leute gerne machen, eben aus Furcht, getroffen zu werden, die Predigten geflohen?

II. Theil.

Ihre Bekehrung vor dem Tode.

Das nicht, l. Z. und das ist ihr Glück; sonst wäre sie unfehlbar verdammt. Jetzt ist sie eine hl. Büßerin und der Unwille, den sie gegen den Ehebrecher auch nach dem Tode gezeigt, ist ein herrliches Zeichen des heftigen Hasses, den sie vor ihrem Tode wider die Sünde gefaßt. Hört nur, wie lehr-

und trostreich die Geschichte ihrer Bekehrung lautet. Sie hörte den P. Valmarana wider den Ehebruch predigen und das Schwert des göttlichen Wortes durchdrang ihr Herz so tief, daß sie das Ende der Predigt kaum erwarten konnte. Darauf begab sie sich in den Beichtstuhl und entdeckte dort ihren elenden Zustand unter vielen Thränen. Sie wird losgesprochen und geht voll Freude und guter Vorsätze nach Hause.

Allein wie geschwind ist der Mensch verändert! Die Besserung dauerte nicht lange; bald nach der Beicht fiel sie wieder. Doch that die Predigt noch ihre Wirkung. Sie fiel zwar wieder, aber nicht so frech, wie zuvor, sie sündigte viel furchtsamer und empfand nach der Sünde bald so bittere Reue, daß sie nicht ruhen konnte, bis sie gebeichtet hatte. Allein, der Vorsatz wollte auch das zweitemal nicht dauern, ja sie wechselt vier, fünf, sechsmal mit Sündigen und Beichten, Beichten und Sündigen, so daß der Beichtvater mit der Absolution furchtsam, und sie wegen ihrer Besserung zaghaft und kleinmüthig zu werden anfing; denn es wollte kein Mittel verfangen, was immer der Pater vorschrieb. Freilich befahl er, sie sollte die Gelegenheit meiden, sie sollte den Ehebrecher nicht mehr in's Haus lassen, sie sollte ihn auf der Gasse meiden; ja, gar nicht grüßen, viel weniger eine andere Freundlichkeit zeigen; sie versprach alles und es war ihr auch Ernst im Beichtstuhle. Aber wenn es zur Sache kam und sobald sie ihn sah oder auch nur an ihn dachte, so wurde die einmal gefaßte unkeusche Affektion, Zuneigung und Liebe so heftig, daß es ihr unmöglich schien, ihm etwas abzuschlagen oder ihm auch nur ein böses Wort zu geben. Sie vergaß Gott, Himmel und Hölle; ihr Haus stund offen, die Sünde wurde immer auf's Neue vollbracht.

Hier fällt mir ein Argwohn ein, den ich nicht verschweigen kann. Ich lese von der Aufführung des Ehemanns dieser Dame kein Wort. Darum bin ich im Zweifel, ob er nicht

zuvor die eheliche Liebe gegen seine Frau verloren oder gar sich von ihr abgesondert habe. Ist das geschehen, dann ist er theilhaftig aller Sünden, die seine Frau begangen hat. Gebt Acht, meine lieben Eheleute, wenn ihr einander die schuldige Liebe nicht beweiset! Ihr glaubt nicht, wie viele schwere Sünden ihr dadurch verursacht. Laßt uns ein wenig summiren. Die eheliche Beiwohnung ist geboten, erstens den Kindern zum Nutzen, zu ihrer Zucht, zu ihrer Ehre, zu ihrer Nahrung. Du sonderst dich ab von ihrer Mutter und siehe! alles dieses zu verlieren stehn die Kinder in Gefahr. Zweitens euch selbst zum Nutzen, wegen der Versuchungen des Fleisches. Derjenige Theil, der sich vom andern entzweit, macht sich aller Sünden des andern schuldig. Drittens wegen des Regiments im Hause. Führt ihr zweierlei Hauswesen, so wird keines versehen. Viertens wegen der Aergernisse, indem sich beide Partheien um fremde Bekanntschaften bewerben. Ach Gott! wer wird die Sünden alle zählen, die aus diesen vier Ursachen monatlich, ja wöchentlich, ja täglich verübt werden! Wehe dem, der Urheber ist! Besser wäre es, wenn er längst mit zehn Mühlsteinen am Hals in das tiefe Meer wäre versenkt worden; wenigstens stürzte er dann nicht so tief in die Hölle!

III. Theil.

Vorbereitung zum Tode.

Habe nun der Ehemann Magdalena's Schuld gehabt oder nicht, so viel ist gewiß, daß die Wurzel all' ihrer Sünden diese war, daß sie die Zuneigung zu ihrem Manne verloren und zu einem fremden gewonnen. Dieß erkannte der kluge Beichtvater freilich nach öfterm Rückfalle; darum will er das Uebel von Grund aus heben. Was thut er denn? Er entläßt sie für dießmal ohne Absolution; erklärt ihr aber, wie

sie aus allen Kräften die Neigung zu dieser Person bestreiten, ja die Liebe in Haß verändern müßte und räth ihr, sie sollte zu diesem Ende eine Andacht zu dem engelreinen hl. Aloysius anstellen; ja, mit einem Gelübde sich ihm verbinden, wenn er durch seine Fürbitte ihr die Veränderung des Herzens erlangen werde. O, das ist der beste Rath! Andere Mittel muß man auch anwenden; aber ohne das Gebet wird nichts verfangen. Ach, in den Krankheiten des Leibes lauft man alle Altäre ab, ruft alle Heiligen um Hilfe; — warum geschieht nichts dergleichen in den Krankheiten der Seele? Der hl. Aloysius hat Pflegekinder genug, die ihn anrufen in den Schmerzen der Augen; wächserne und silberne Augen findet ihr genug hier in seiner Kapelle zum Zeichen der Dankbarkeit, daß er Manchem sein Gesicht erhalten hat. Aber wie viele gibt's, denen es besser wäre, blind zu seyn, als zu sehen! Ihr wenigstens, die ihr mit den Augen gesündigt habt, bittet ihn um die Gabe der Thränen, mit denen ihr eure Sünden abwaschen könnet. Ich versichere euch, dieß Gebet wird der Heilige lieber hören und gewisser erhören, als das andere für die Augen des Leibes.

Wie wahr dieß sey, hat Magdalena alsbald erfahren. Es war ihr ernst, sich zu bessern; darum schlug sie kein Mittel aus, das der Seelenarzt ihr anrieth. Sie liegt schon vor dem Bilde des unschuldigen Jünglings; sie betet mit Thränen, er wolle den heftigen Trieb ihrer sündhaften Liebe hemmen; sie gelobt im Falle der Hülfe ein silbernes Herz zu opfern und am Vorabende seines Festes zu fasten. Siehe! Sie hat noch nicht ausgebetet, da fühlt sie schon eine Umänderung ihres Herzens; es war, so sagen ganz umgekehrt; sie empfand statt der Liebe gegen den Ehebrecher einen bittern Haß, was sie dem Beichtvater alsbald erzählte, ja auch im Werke bewies.

Denn als der ungestüme Liebhaber sich wiederum meldete, wurde er zu seiner nicht geringen Verwunderung ganz anders

empfangen, als vorher. Wisset, sagte sie, daß ich nun bessere Gedanken gefaßt habe; verflucht sey unsere Liebe, hinfür laßt mich mit Ruhe; wo nicht, so werde ich meinem Herrn euretwegen berichten. So schlägt sie ihm die Thüre vor der Nase zu; er hängt den Kopf und geht mit seinem Korbe ganz traurig nach Hause. Magdalena hatte nämlich durch die Fürbitte des hl. Fürsten nicht nur einen gemeinen, sondern einen hohen, fürstlichen Bußgeist erhalten, wie denn Gott insgemein mehr gibt, als wir bitten, und der Ehebrecher merkte bald, daß eine besondere Herzensveränderung mit ihr vorgegangen seyn müßte. Er irrte auch nicht; Aloysius ließ seine Wunderkraft sehen durch eine ungemeine Bekehrung.

Magdalena ist voll Freude, voll Eifer und ihre Buße ist nach der Vorschrift Gottes eingerichtet. Kinder Israels, sagt Gott, eben den Weg, den ihr in die Tiefe genommen, geht zurück (Ps. 31). So macht es Magdalena. Stufenweise versank sie in die Sünde. Zuerst stürzte sie sich bedachtsam hinein; dann verachtete sie ihr Elend und machte nichts daraus; endlich war ihr wohl dabei und sie rühmte sich ihrer Schande. Stufenweise kehrte sie jetzt zurück und war erstens bedacht auf eine ernstliche Buße. Dann wollte sie mit keinen Thränen, keinen Abtödtungen zufrieden seyn, ja sie hielt alle Bußwerke für zu gering. Endlich wollte sie sich öffentlich als eine Büßerin zeigen, ungeachtet aller Urtheile und Spöttereien der Menschen, wenn nur Gott an ihrer Buße einen Gefallen hätte. Ja, der Haß der Sünde nahm so zu, daß sie heftig zu sterben verlangte, nur um nicht mehr sündigen zu können.

Es war zur selben Zeit ein Jubiläum verkündet worden. Sich desselben würdig zu machen, kommt sie wieder zum Beichtvater und bittet, um was? O was vermag nicht der Geist! Sie bittet, er wolle bei S. Aloysius für sie eine hl. Messe lesen, warum? Um die Gnade, schnell und bald zu sterben.

Der Pater sagt zu, sie hört die Messe, kommunizirt mit Trost, fällt noch am nämlichen Tage in eine Krankheit und stirbt am folgenden Freitage. So ist sie Aloysius, ihrem Patron, dem sie so ungleich war im Leben, im Tode gleich geworden, mit dem Unterschiede, daß er aus Liebe, sie aus Haß gestorben ist. Beides ist eins.

Sünder! Ich führe euch zu ihrem Leichnam; fürchtet euch nicht; nur ihre Liebhaber blickt sie an, nicht ihre Nachfolger. Habt ihr gesündigt wie sie, so beichtet, wie sie; und damit ihr büßen könnet, wie sie, so betet, wie sie.

Dritter Theil des Psalmes.

Anerbieten der Genugthuung.

Dreizehnte Geschichtspredigt.

Der nichtswürdige Vater.

Lehre:

Uebel des Aergerniſſes.

V. 14. Ich will die Ungerechten deine Wege lehren und die Gottloſen ſollen ſich zu dir bekehren.

Nachdem der königl. Büßer in dem zweiten Theile unſeres Pſalmes ſo herrliche Gnaden von Gott begehrt und einen dreifachen Geiſt, der den ganzen Menſchen umkehrt, einen recht geordneten, heiligen, heroiſchen Geiſt verlangt hatte, ſo war es höchſt billig, daß er ſich auch erklärte, wie und zu was er dieſe Gnaden, im Falle er ſie erhalten würde, gebrauchen wollte. Dieß iſt der Inhalt des dritten Theiles, in dem David Genugthuung für ſeine Sünder verſpricht. Wo fängt er aber an?

Seine erſte Sorge iſt, ſeinem Volke genug zu thun, das er durch ſeine böſen Beiſpiele geärgert hatte. „Ich will die Ungerechten deine Wege lehren," iſt der erſte Seufzer. Ach Gott, meine Sünde iſt meinen Unterthanen bekannt! Wer weiß, wie viele ſich daran geſtoßen und zu gleichen Sünden ſich durch das Beiſpiel ihres Königs haben verleiten laſſen! Darum erkenne ich meine Schuldigkeit, öffentlich Buße zu thun, damit ich diejenigen, die ich verführt habe, durch mein Beiſpiel wieder zur Buße zurückführe. „Und die Gottloſen ſollen ſich zu dir bekehren." Was David

versprochen, hat er mit Worten und Werken gehalten. Mit Worten, indem er in so vielen Psalmen seine bußfertige Gesinnung ausgedrückt und sogar der spätesten Nachwelt bekannt gemacht hat. Mit Werken, indem er sich in die schweren Strafen Gottes, die ihn trafen, willig ergab und bekannte, er habe dieselben und noch viel mehr verdient. L. Z. Es gibt leider heutzutage noch öffentliche Sünder; aber wo findet man einen öffentlichen Büßer? Ach, man achtet wohl das Aergerniß wenig, sonst würde mancher nicht so unverschämt sündigen. Laßt mich denn heute euch die Sünde des Aergernisses, dessen Bosheit, Wirkung und Strafe vor Augen stellen in einer Geschichte aus dem ersten Buch der Könige. Sie ist entsetzlich zu hören; Gott gebe, daß sie mit Nutzen gehört werde.

I. Theil.

Bosheit des Aergernisses.

Nachdem Heli, der hohe Priester der Juden in der Stadt Silo, hohen Alters wegen seine Amtsverrichtungen nur mehr mühsam versehen konnte, nahm er seine zwei Söhne, Ophni und Phinees zu Gehilfen, damit sie ihn des Schlachtens der Opfer überheben und statt seiner dem Gottesdienste vor der Bundeslade abwarten sollten. Er war aber in seiner Wahl sehr unglücklich. Wahrscheinlich hatte ihn, wie es öfters geschieht, die närrische Kinderliebe so verblendet, daß er nicht leicht unwürdigere, ungeschicktere Leute zum Priesteramt hätte aussuchen können, als eben diese seine Söhne gewesen sind. Ja blind und eigennützig ist er zuwegegegangen, wie es heutzutage noch viele Eltern thun, da sie ihren Kindern fast gar in der Wiege noch den Beruf bestimmen. Dieser ist der Erstgeborne, heißt es, der muß das Haus fortpflanzen; der andere muß ein Soldat, der dritte ein Domherr werden, der vierte

muß in's Kloster gehen. Diese Tochter muß heirathen, jene muß eine Nonne werden. Gemach, meine Eltern! Ich erinnere euch an zwei Fragen, auf welche ihr euerm Gotte einst werdet antworten müssen. Woher habt ihr die Gewalt, bei der Standeswahl eure Kinder zu zwingen, daß sie wollen, was ihr wollt? Das ist die erste Frage. Und wenn ihr eure Kinder zwingt, was habt ihr dabei für eine Absicht? Das ist die zweite Frage. Bin ich denn nicht Vater, sagst du. Ja, du bist Vater, aber du bist nicht Gott Vater, ja du bist nicht einmal ein Herr über dein Kind. Mithin, wenn du es zu einem Stande wider seinen Willen zwingest, oder von einem andern, zu dem es aus vernünftigen Ursachen Lust hat, abhältst, so bist du auch kein Vater mehr, sondern ein Tyrann, weil du dir eine Gewalt anmaßest, die du nicht hast. Laß uns setzen, du habest von einem Fürsten drei schöne Edelsteine in Verwahrung, als ein hinterlegtes Gut, ein Depositum. Wie ungereimt wäre es nun, wenn du sagen wolltest: Den Diamant will ich in die Kirche stiften; den Smaragd verehre ich meiner Base; den Rubin habe ich an mein Degengefäß bestimmt. Geduld, würde der Fürst sagen, die Steine gehören mir, mich muß man darum fragen! Ihr versteht wohl das Gleichniß? Eltern, eure Kinder sind ein Depositum. Gott ist der Herr, nicht ihr. Wie dürft ihr euch dann erkühnen, zu sagen: Drei Kinder habe ich; der Augustin muß mir nachfolgen; ich lasse ihn nicht geistlich werden, will er oder will er nicht; der Albert muß sein Brod mit dem Degen erfechten, wenn er schon bessere Füße als Hände hat; der Valentin muß in eine Mönchskutte schlüpfen, sie mag ihm anstehen oder nicht. Was ist das, als mit fremden Gute nach Belieben schalten und walten wollen?

Obschon nun Heli seine Söhne nicht gezwungen hat, Priester zu werden, so ist doch nicht zu bezweifeln, er habe sie zu diesem Amte aus blos zeitlichen Absichten bestimmt, nament-

lich deßwegen, damit das Priesterthum bei seinem Hause bleibe. Sonst hätte er gewiß besser untersucht, ob sie zu so heiligem Amte tauglich seyen, oder nicht? Er dachte aber nicht daran, und darum ist sein Plan so übel ausgefallen, daß, was er zum Ruhme und Glanze seiner Familie anordnete, zu deren Schande und Untergange gereichte. Vier grobe Fehler wurden an diesen Priestern getadelt, wie die Schrift bezeugt. Für's erste verstanden sie gar nicht, was ihres Amtes war. Vom Altare wollten sie wohllüstig leben, aber um die Pflichten, die der Altardienst mit sich bringt, wußten sie nichts. Zweitens waren sie dem Fraße ergeben. Gott hatte (Lev. 7) den Priestern nicht mehr vom Opfer zu nehmen erlaubt, als die Brust des Thiers und die rechte Schulter; das übrige mußte theils vom Feuer verzehrt, theils dem Opfernden zurückgegeben werden. Sie aber behielten für sich, was ihnen am besten schmeckte. Drittens verachteten sie die von Gott eingesetzten Ceremonien und erzwangen wider sein Gebot noch rohes, ungekochtes Fleisch von den Leuten. Viertens, was das gröbste war, trieben sie alle Schandthaten sowohl mit den Weibern, die zum Opfern kamen, als mit den Jungfrauen und Wittwen, die im Tabernakel Gott dienten. Das müssen Priester gewesen seyn, werdet ihr denken, die ja gar alle Gottesfurcht verloren hatten, und und was thut denn der hohe Priester Heli bei diesen Umständen? Weiß er nicht, wie streng er verpflichtet sey, solchen Unfug abzustellen, aus einem doppelten Grunde, weil er Vater und hoher Priester ist? Oder weiß er vielleicht nichts von der Aufführung seiner Söhne, von denen doch die ganze Stadt Silo, ja das ganze Judenland so schmählich redet? Es kann wohl seyn, daß ihm lange Zeit nichts davon zu Ohren gekommen ist. Wir wissen ja, wie es täglich geht. Es ist keine Zusammenkunft, wo man nicht über fremde Mängel schmäht; keine Mahlzeit, wo es nicht Pfaffenschnitze gibt; keine Unterhaltung, wo man nicht anderer Leute Thun und Lassen durch

die Hechel zieht; — aber den Eltern, der Herrschaft, der Obrigkeit sagt man nichts. So sehr ist jedermann geneigt, die Laster zu tadeln, aber Niemand, sie auszurotten. Was geht's mich an, heißt es, ich habe vor meiner Thüre genug zu kehren; was mich nicht brennt, das blas' ich nicht. Wohl schön gesprochen. Aber höre! wenn dich diese Dinge nichts angehen, warum redest du davon? Willst du von anderer Leute Fehlern nicht schweigen, so rede, wo es nützt; nicht, wo es schadet.

II. Theil.

Wirkung des Aergernisses.

Doch wurde nach und nach das Geschrei wider diese zwei Priester so laut, daß es Heli hören mußte, wenn er auch taub gewesen wäre. So ruft er sie denn vor sich und gibt ihnen folgenden Verweis, den ich, wie er ist, aus der Schrift erzähle: „Warum thut ihr solche Dinge, so überböse Dinge, die ich höre von allem Volke? Nicht doch, meine Söhne; denn das Gerücht ist nicht gut, das ich höre, daß ihr das Volk des Herrn zur Sünde verleitet. Wenn ein Mensch wider den andern sündigt, so kann Gott ihm verzeihen; wenn aber ein Mensch wider den Herrn sündigt, wer soll für ihn bitten?“ Drei Gründe führt er an in diesen Worten, die freilich ein ehrliebendes Gemüth zur Besserung vermögen konnten, die Liebe zum Vater, die Sorge für die Ehre, die Furcht vor der Strafe Gottes. Was muß ich, sagt er, für Schandthaten von euch hören in meinem hohen Alter? Wie sehr betrübt ihr mich! Ich habe euch das Leben gegeben und ihr bringt mich in das Grab? Solltet ihr die Hoffnung, die ich auf euch gesetzt habe, so schändlich täuschen? Nie hätte ich geglaubt, solche Dinge von euch erleben zu müssen! Ach,

besser wäre es, wenn ich schon längst gestorben wäre oder euch niemals erzeugt hätte! Kümmert ihr aber euch um den Vater auch nichts, so solltet ihr doch für eure Ehre und euren guten Namen sorgen. Priester seyd ihr! Welche Würde kann größer seyn? Wie übel steht es aber mit einem Priester, wenn man von ihm sagt, ein Fresser sey er, ein Säufer, ein Hurer, ein Räuber, ein Wucherer? Das ist kein gutes Lob und glaubt ihr wohl, Gott werde solche Unthaten nicht bestrafen? Warum glaubt ihr das? Was macht euch solche Hoffnung? Wenn ein anderer Mann sündigt, so kann ihn der Priester mit Opfern wieder mit Gott aussöhnen; wenn aber der Priester sündigt und zwar bei dem Opfer selbst, wer wird für ihn beten?

So weit der gute Heli; und ich bekenne es, seine Worte sind lauter gewichtige, wahre Worte; aber eben Worte und weiter nichts. Ach, wie viel mehr hätte er thun können und sollen! Nachsehen hätte er sollen, ob auf die Ermahnung eine Besserung erfolge, oder nicht. Aufseher hätte er bestellen sollen, die, wo er nicht konnte, an seiner Statt ihre Aufführung beobachteten. Endlich, bei fortgesetztem Ungehorsame, hätte er sie des Priesterthums entsetzen und zur gebührenden Strafe ziehen sollen. Eltern, die mit puren Worten ihre Kinder zum Guten bringen wollen, kommen mir vor wie jene Obrigkeiten und Herrschaften, die die schönsten und weisesten Gesetze erdenken, aufschreiben, verkünden, — und dabei alles beruhen lassen. Wie lange hält man solche Gesetze? Von eilf Uhr bis Mittag. Warum? Niemand dringt darauf. Ich weiß wohl, daß man sich entschuldigt, die Kinder seyen groß, sie fragen nichts, geben nichts mehr um die Befehle der Eltern, aber o, wie nichts werth ist diese Entschuldigung! Laßt uns setzen, der Sohn oder die Tochter habe sich wider den Willen der Eltern in ein Versprechen der Ehe eingelassen. O wie geht es da zu! Wie mancher hat solche Kinder nicht mehr als seine Kinder anerkannt, sie aus dem Hause verstoßen, ihnen

die Erbschaft versagt? O ihr Eltern! wenn der Sohn ein Müssiggänger, ein Spieler, ein Säufer ist, wenn die Tochter ein leichtfertiges Mädchen ist und allen Mannsbildern nachläuft, da schaut ihr durch die Finger. Daß Gott beleidigt werde, das könnt ihr leiden; daß ein Kind euch beleidige, das leidet ihr nicht. Da findet ihr Mittel genug, eure Kinder zu bändigen. Aber Gottes Ehre zu schützen, findet ihr keines. Es wird euch aber Gott finden, wie er den Heli gefunden. Hört den Ausgang. Weil Heli weder als Vater, noch als oberster Richter und Priester andere kräftigere Mittel zur Steuer des Uebels anwandte, so breitete sich das Aergerniß immer weiter aus und die Schrift sagt: „Die Sünde der Söhne Heli's war ungemein groß in den Augen Gottes, weil sie die Leute vom Gottesdienste abhielten," woraus nothwendig viele schwere Sünden folgen müssen. Denn wenn die Priesterschaft und der Gottesdienst einmal verachtet wird, dann kann unmöglich mehr dem Muthwillen des Volkes Einhalt gethan werden; die Laster nehmen überhand und das Land wird reif für die Strafe Gottes.

III. Theil.

Strafe des Aergernisses.

Heli hatte schon früher durch einen Propheten und jetzt wiederum durch Samuel, dem Gott schon als Knaben und Altardiener die Gabe der Weissagung verlieh, vernommen, was der Herr wider ihn, sein Haus und das ganze Land wegen des ärgerlichen Lebens seiner Söhne verhängt habe. „Ich habe es dem Heli schon sagen lassen, daß ich mein Strafgericht über sein Haus werde ergehen lassen, wegen seiner Ungerechtigkeit; weil er gewußt, wie unwürdig seine Söhne sich betragen und den

Unfug nicht abgestellt hat." Heli ergab sich geduldig in Gottes Willen. Gott ist der Herr, sprach er, er thue, was recht ist in seinen Augen. Mit dieser Vorbereitung erwartete er glaublich mit großer Reue über seine Sünden den Ausgang der Drohungen, weßwegen er nicht ohne alle Hoffnung der Seligkeit starb. Die Art seines Todes aber wird in der Bibel beschrieben.

Die Philister machten nämlich einen Einfall in Judäa und schlugen die Israeliten schon im ersten Treffen mit Verlust von viertausend Mann in die Flucht. Da hielt man Kriegsrath und erkannte bald, daß diese Niederlage eine Strafe Gottes sey. Warum hat uns der Herr heute geschlagen? sagten sie. Man beschließt sofort, die Bundeslade mit aller Ehrerbietigkeit in das Lager zu bringen, und in der Hoffnung, Gott werde dieses Vertrauen auf ihn gefallen, den Feind zum zweitenmale anzugreifen. Es geschieht. Die Lade kommt, von Phinees und Ophni, den saubern Priestern begleitet, im Lager an und wird von dem ganzen Kriegsheere mit lautem Jubel empfangen. Niemand zweifelt, der Sieg sey gewiß. Allein ich zweifle. Denn die Gegenwart Gottes ist nicht immer gut. Bei Abraham kehrt Gott ein und bringt Segen. Er kehrt aber auch in Sodoma ein und bringt Untergang. Was ich befürchte, ist schon geschehen. Die Schlacht ist vorüber; dreißigtausend Israeliten liegen todt auf dem Schlachtfelde; Ophni und Phinees werden neben der Bundeslade niedergehauen und diese selbst gefangen genommen, zum Beweise, daß das Vertrauen auf die Bundeslade oder den Glauben allein ein nichtswerthes Vertrauen sey. Heli, ein 98jähriger Greis saß unterdessen beim Stadtthore in Silo und erwartete mit Furcht und Zittern den Ausgang der Schlacht. Ein Flüchtling lief an ihm vorüber und erzählte ihm, daß alles verloren sey. Da fiel der Alte von seinem Sessel zurück auf die Thürschwelle und brach das Genick; seine Schwiegertochter, des Phinees Weib, die

eben schwanger war, vernahm's, gebar vor der Zeit und starb an den Geburtsschmerzen. Welche Drangsale! Aber so viel Unheil an Einem Tage stiftete das Aergerniß, das zwei Priester gaben, der Vater duldete, die Obrigkeit nicht bestrafte.

Vierzehnte Geschichtspredigt.

Das Blutgeschrei.

Lehre:

Die Ungerechtigkeit schreit in den Himmel.

V. 15. Erlöse mich von den Blutschulden, o Gott, mein Heiland; dann wird meine Zunge mit Freuden deine Gerechtigkeit preisen.

In dem ganzen, mit so vielen Seufzern erfüllten Psalme Miserere klagt David niemals wehmüthiger, fleht niemals inständiger, als in dem 15. Vers, den wir heute zu betrachten haben. Es ist ihm, als sähe er den guten Urias, den er, um seinen Ehebruch zu verbergen, hatte umbringen lassen, bluttriefend vor seinen Augen stehen; es dünkt ihm, Urias halte ihn fest und ziehe ihn vor Gericht; er meint zu hören, wie das aus Urias Wunden hervorsprudelnde Blut um Rache schreie. Darum bemüht er sich, selbes zu überschreien und ruft zweimal: O Gott, o Gott! O einzige Hoffnung meines Heils! Urias hat mich gefesselt; sein Blut klagt wider mich, ach, errette mich von der ewigen Strafe, die dieses Blut von mir fordert; errette mich o Gott und sey mein Seligmacher! Was die zeitlichen Strafen betrifft, sie alle nehme ich gerne auf mich und lobe deine Gerechtigkeit, was immer sie auch über mich verhängen wird.

So spricht David; denn er weiß, wie hoch Gott das Menschenblut schätze und daß die Ungerechtigkeit gegen den Nächsten eine Sünde sey, die in den Himmel schreit. O, so sollten ja auch beide Ohren klingen jenen Mördern und Räubern, vor denen kein Reisender sicher ist; jenen tollen Menschen, die Jahr und Tag tödtliche Feindschaften im Herzen tragen und auf Mord und Tod einander nachgehen; jenen wilden Eisenfressern, die nur an Duellen und Raufhändeln Freude haben; jenen Ehemännern, die die Ehe nur zur Wohllust mißbrauchen, aber die Frucht der Ehe scheuen; jenen Eheweibern, die aus Bosheit oder durch gar zu strenge Arbeit das Kind unter dem Herzen ersticken, oder, nachdem es geboren ist, dasselbe aus unbesonnener Ungeduld zu sich in's Bett nehmen und im Schlafe erdrücken. Ich will indessen nicht glauben, daß unter den Gegenwärtigen solche Leute seyen, dergleichen ich gerade genannt habe. Aber hat darum auch schon Jeder reine Hände, frei vom Blute des Nächsten? Ich wünsche es; allein die Ungerechtigkeit wird nicht blos begangen mit Blutvergießen, sondern auch mit Bluterpressen, und alles ungerechte Geld ist ein Blutgeld, das Rache wider euch begehrt. Was für eine Rache, das soll jetzt gleich erhellen aus einer Geschichte, die so schrecklich ist, daß ihr vielleicht noch keine solche gehört habt, als etwa jene, die in der hl. Schrift von Naboth, Achab und Jezabel erzählt wird. Unsere Geschichte ist beschrieben in prato florido, aus dem sie P. Kibler in sein Werk, den Wunderspiegel, aufgenommen hat und folgenden Inhalts.

I. Theil.

Gottlose Geldgier.

Auf der Insel Corsika ist eine Stadt, die den Namen von S. Bonifazius führt. Dort wohnte ein Bürger, Mutius

mit Namen; ein Wirth, den jedermann für einen ehrlichen und häuslichen Mann hielt. Sein guter Ruf veranlaßte Melania, ein fromme Wittwe, die in der Nachbarschaft wohnte, auf ihn ihre Augen und ihr Vertrauen zu richten, sich in sein Haus zu begeben und ihm in Gegenwart seines Weibes ihr Anliegen vorzubringen. Gott hat mir, sagte sie, wie der Nachbar wohl weiß, vor wenigen Wochen meinen lieben Mann genommen und ich stehe nun allein da mit meinem Töchterlein. Diesem Kinde hat der Vater mit saurer Mühe dreihundert Kronen Silbers erspart und sie mir auf dem Todbette übergeben, mit der inständigen Bitte, ich möchte das Geld nicht angreifen, sondern aufbewahren, bis das Kind erwachsen und einer Aussteuer zu einer anständigen Heirath bedürftig wäre. Nun stehe ich aber in Sorgen und fürchte, das Geld möchte in meiner armen Hütte nicht sicher genug verwahrt seyn. Deßwegen habe ich auf euch, mein lieber Mutius, den ich bisher als einen guten Nachbar gekannt, mein Vertrauen gesetzt und komme, euch zu bitten, ihr möchtet mir die christliche Liebe erweisen und das Geld, bis ich es zurückverlange, in Verwahrung nehmen. Gott, der, was man armen Wittwen und Waisen thut, so aufnimmt, als hätte man es ihm selbst gethan, wird euch diesen Freundschaftsdienst reichlich vergelten. Die Bitte war so eindringlich, daß Mutius ohne Anstand zusagte, alle Treue und Sorgfalt versprach und eine Urkunde über das empfangene Geld der Wittwe zu geben sich erbot. Die gute Frau aber, um ihr Vertrauen zu beweisen, weigerte sich, dieselbe zu nehmen, indem sie sagte, sie sehe ihn für einen redlichen Mann an; das sey ihr genug. Nachdem nun das Geld gezählt und übergeben war, ging sie getrost nach Haus.

Das ist einfältig gehandelt, wer will es läugnen? Man sieht den Leuten nicht in's Herz. Dreihundert Kronen, — das ist eine große Versuchung, besonders für einen Welschen. Nicht, als ob alle Welschen unredlich seyen, sondern weil man an-

nimmt, daß, gleichwie die Spanier zum Stolze, die Franzosen zur Frechheit, die Teutschen zur Trunkenheit, so die Welschen zum Geize geneigt seyen, wenn sie sich nicht mit Gewalt überwinden und in der entgegengesetzten Tugend fleißig üben.

Das hätte auch Mutius thun sollen. Aber schon gibt er der Versuchung Gehör und disputirt mit sich selbst. Dreihundert Kronen, sagt er, dreihundert Kronen, das ist keine Kleinigkeit. Ich bin nicht so reich, daß ich nicht noch mehr brauchen könnte. Kinder habe ich auch und wer weiß, wie viele ich noch bekommen kann.

Dreihundert Kronen gehen nicht alle Tage ein. Wenn ich sie für mich anwende, wer weiß es. Die Frau hat keine Zeugen, keine Handschrift; wie will sie mich verklagen? In diese Gedanken verwickelt sich Mutius; der Teufel hat ihn schon gefangen. Ach, hätte er ihnen doch bessere Gedanken aus der Glaubenslehre entgegengehalten! Gewiß hat ihm das Gewissen zugerufen: Laß diese Narrheit fahren! Dreihundert Kronen, fremdes Gut, was nützen sie dir? Willst du, was du jetzt nimmst, einst zurückgeben oder nicht? Willst du sie zurückgeben, was nützt dir und deinen Kindern ein Geld, wovon dir und ihnen nichts bleibt? Willst du sie nicht zurückgeben, so gibst du ja deine Seligkeit auf! Dreihundert Kronen, sind sie dir lieber, als deine Seligkeit, deine Seele, dein Gott? O du thörichter Handelsmann, ist es nicht besser, ein Hufeisen, als ein Pferd verlieren? Laßt uns setzen, man trage dir nicht dreihundert, sondern drei Millionen Gulden in das Haus; ja man verspreche dir alle Königreiche der Welt, mit der Bedingung, daß du dich solleſt köpfen lassen; ich frage, möchtest du diesen Vertrag eingehen? Mit nichten, sagst du; was nützt mich die ganze Welt, wenn ich keinen Kopf habe? Und was nützen dich deine dreihundert Kronen, wenn du deine Seele verlierst? Ach, du sorgst für deine Kinder! Grausamer! Hast du denn deine Kinder lieber als dich? Sorge zuvor für

dich! Was hast du von deinen Kindern, wenn du in der Hölle bist? Wie, verdienen sie eine so große Liebe von dir, daß du ihretwegen des Teufels seyn willst?

Doch, das Gewissen mag sagen, was es will; der Geiz hat keine Ohren; Mutius hat seine Gedanken schon seinem Weibe geoffenbart und sie hat ihm vollkommen Recht gegeben. L. Z. Was haltet ihr von der Einigkeit dieser Eheleute? O, wie viel besser wäre die Zwietracht! Jetzt ist es aus. Wenn der Geiz zwei Herzen verbindet, dann ist nicht mehr zu helfen. Von der Anhörung der Predigten ist noch etwas zu hoffen. Allein wer will den Geizigen predigen? Sie zürnen; sie schmähen; es heißt, der Pfaff macht einen zum Narren; er versteht nicht, was Hausen ist! Ich gehe ihm gewiß nicht mehr in die Predigt! Lieber, wer hat jemals gegen das Hausen gepredigt? O liebe Männer, hauset nur wacker; das wünschen die Prediger, die Weiber, die Kinder, die Gemeinde; aber hauset recht. Was heißt recht hausen? Die klugen Hauswirthe wenden drei Mittel an. Erstens ersparen sie die unnöthigen Ausgaben. Zweitens beugen sie, wo möglich, dem bevorstehenden Schaden vor. Drittens benützen sie die Gelegenheiten fleißig, wo sie mit Recht etwas gewinnen können. Siehe, das ist die Mühe, mit der du dein Brod gewinnen mußt im Schweiße deines Angesichtes. Aber dein Schweiß nützt nichts, wenn ihn Gott nicht segnet. Wenn der Himmel nicht regnet, wächst keine Frucht, wenn du schon ackerst. Darum hat Gott zwei Zeiten bestimmt; die Werktage zur Arbeit, die Feiertage zum Gottesdienste; wende beide Zeiten recht an, so wird dir nichts mangeln. Nimmst du aber Gott seine Zeit, so nimmt er dir den Segen.

II. Theil.

Grausame That.

Doch, wozu viele Worte! Was ihr mit Unrecht erhauset, ist alles verhauset. „Die Hoffnung der Ungerechten wird zu Nichte werden.“ Alle Hoffnung, die sich nicht auf den Segen Gottes stützt, wird zu Wasser. Mutius hat es erfahren. Die erste Strafe war, daß sein ältester Sohn, dem zu lieb er gesündigt, ihm ungehorsam und widerspenstig wurde, von Hause entlief und solche Dinge beging, daß er gefänglich eingezogen und in den Thurm gesetzt wurde. Das ist schon Eine Wirkung davon, daß Gott seinen Segen entzogen. Mutius betrübte dieses Unglück, besserte ihn aber nicht; ja er nahm sich noch fester vor, das Geld abzuläugnen, weil er Mittel brauchte, um die Richter auf seine Seite zu bringen, seinen Sohn aus dem Kerker zu befreien und sich und seine Familie aus der Schande zu ziehen.

Der Wittwe Melania gingen unterdessen die Augen auf und sie sorgte, weil der Sohn so schlimm sey, möchten wohl auch seine Eltern nicht so ganz ehrlich und redlich seyn, als sie dafür gehalten wurden. Sie säumt also nicht, geht zu Mutius, begehrt ihr Geld. Da hätte man nun sehen sollen, wie der wilde Mann ergrimmte, tobte, wüthete! Gleich rief er seinem Weibe. Sieh, sagte er, welch' unverschämtes Weib wir zur Nachbarin haben! Dreihundert Kronen begehrt sie von mir und ruft dich zum Zeugen an; du seyest ja gegenwärtig gewesen, da sie mir den Beutel übergeben habe. Weißt du etwas davon? Das Weib bläst sich auf, wie eine giftige Kröte, setzt die Hände in die Seite, leert ein Fuder Schimpfnamen aus und stößt die arme Melania zur Thüre hinaus.

Das thut weh! Aber Melania vergißt sich nicht; sie weiß, wo sie Hilfe suchen muß, kniet nieder vor der Hausthüre des

Mutius und ruft zu Gott: O Vater der Armen, erbarme dich unser! Kurz, aber gut. Das Gebet hat den Himmel durchdrungen. Augenblicklich fällt ihr ein, sie solle, obschon ohne Advokaten, Zeugen, Beweis und Handschrift zu den Richtern gehen. Sie thut es und bringt ihre Klage, (denn Gott hatte schon das Herz der Richter gelenkt,) so nachdrücklich vor, daß die Obrigkeit an ihrer gerechten Sache nicht zweifelte. Doch, der Form des Gerichtes wegen, wird Mutius und sein Weib vorgeladen; beide erscheinen; es kommt zum Eidschwur. Melania ruft Gott zum Zeugen für ihre gerechte Sache an; Mutius und sein Weib schwören, Gott solle sie und ihre Kinder strafen, wenn sie von diesem Weibe ein Geld gesehen hätten. Hier will ich nicht untersuchen, ob die Richter nicht andere Mittel hätten finden können und sollen, um die Schuldigen zu überweisen, als eben den Eidschwur. Vielleicht hätten sie besser studirt und etwas gefunden, wenn die Wittwe reicher gewesen wäre. Ich ereifere mich über die unverschämten Eheleute, die sich unterstanden, falsch, vor Gericht und dem Nächsten zum Schaden zu schwören. Falsch schwören, auch nur aus Scherz, ist schon eine Todsünde; noch mehr vor Gericht, obschon dem Beklagten zum Nutzen; um wie viel mehr noch, wenn es geschieht zu seinem Schaden!

III. Theil.

Unerhörte Strafe.

Hiemit wird Mutius freigesprochen, Melania abgewiesen. Was sollte sie thun? Eine andere hätte geflucht und tausend Teufel in diese Leute gewünscht; hätte die Richter verdammt und überall ausgerichtet; hätte vielleicht Gott selbst angegriffen und zu zweifeln angefangen, ob ein Herr im Himmel sey, der ihre Unschuld wisse. Nicht also Melania. Sie weiß, daß Gott

oft harte Züchtigungen auch über die Unschuld verhängt. Es thut ihr weh, aber sie murrt nicht; sie weinet, aber sie lästert nicht; und hiedurch verdient sie schnelle Hülfe. Doch indessen, da die Unschuld leidet, sind die Schuldigen nicht aus der Strafe. Geliebte, erinnert euch an das Beispiel, das ich im Eingange angeführt habe. Naboth hatte einen Weinberg, König Achab wollte ihn kaufen; weil ihn Naboth aber nicht hergeben wollte, wird Achab traurig. Das sieht Jezabel, dingt falsche Zeugen, Naboth wird als Gotteslästerer gesteinigt. Das sieht Gott und läßt es geschehen dem Naboth zum Nutzen. Auf Achab aber wartet ein gräulicherer Tod. In der Schlacht wird er verwundet, auf der Flucht kömmt er um; die Hunde lecken sein Blut, Jezabel wird vom Fenster herabgestürzt, die Hunde fressen ihren Körper, siebenzig Söhne Achabs werden an Einem Tage hingerichtet. Eine gleiche Strafe wartete auf Mutius. Hier zittert alle, die ihr euren Geiz in fremden Feldern weiden lasset. Zittert ihr Wucherer, die ihr euch einbildet, was die gewissenlosen Juden thun, sey auch den Christen erlaubt. Zittert ihr Kaufleute, Wirthe, Müller, Bäcker, die ihr mit Gewicht, Elle, Maß oder verdorbner Waare die Leute betrüget! Zittert ihr Soldaten, die ihr ohne Unterschied zwischen Freund und Feind zu machen, euch im Quartier alles erlauben zu dürfen glaubt, mit nichts zufrieden seyn wollt, Bürger und Bauern hart haltet, nicht blos raubt, sondern auch aus Muthwillen, was ihr nicht braucht, zerstört. Zittert ihr Gerichtsbeamte, Advokaten, Notare, Beistände, Schreiber, die ihr boshafter Weise die Partheien aufhaltet, Belohnung über die Taxe fordert, ungerechte Händel gerecht machet! Zittert alle nur für euch und eure Herrschaft, nicht aber auch für das Interesse der Unterthanen sorgenden Räthe, Verwalter, Rentmeister und Steuereinnehmer; was ihr per praxes sammelt ist Blutgeld. „Das Geld, das ihr ungerechter Weise verschluckt habt, werdet ihr ausspeien müssen,

und Gott wird es selbst aus euren Eingeweiden reißen (Job 20). Ihr meint oft, das Drohen der Prediger sey leer und habe noch gute Weile; ihr macht es wie jener Räuber, der einem Reisenden den Mantel genommen und da dieser mit dem letzten Gerichte drohte, höhnisch geantwortet hat: Bis dahin ist noch lange, gib nur deinen Rock auch vollends her. Nein, o Einfalt, es ist nicht lange, der Richter steht vor der Thüre und suchet dich auf. Während Melania und ihre Tochter zu Hause beten, hat Mutius schon empfunden, wie eifrig Gott in Beschützung der Unschuld sey. Hört, wie das Geschrei der Wittwen und Waisen zum Himmel dringt!

Kaum ist das Weib des Mutius heimgekommen, so begibt sie sich in die Kindsstube und sieht da die erste traurige Wirkung des Meineids. Die Wiege war umgestürzt und das zwei Monat alte Kind todt. Das andre Kind, ein Knabe von sechs Jahren, saß traurig und furchtsam in einem Winkel und die Mutter schloß daraus, daß er die Wiege umgestürzt habe. Der Zorn bemächtigt sich ihrer und vor Wuth nicht mehr wissend, was sie thut, ergreift sie ein Messer und ermordet den Knaben. Mutius kömmt gerade dazu, ergreift das Weib auf der That, ergrimmt, dreht ihr das Messer aus der Hand und schlägt so lange auf sie hinein, bis er sie ebenfalls ermordet hat. Der Lärm ist groß, Nachbarn laufen herbei, die Sache kömmt vor die Obrigkeit. Mutius wird eingezogen, gesteht alles, auch daß er falsch geschworen und Melanien die dreihundert Kronen meineidig abgeläugnet habe.

Der Gräuel so vieler Missethaten war so groß, daß der Richter aussprach, man solle noch am nämlichen Tage dem Mutius den Proceß machen. Er wird aus Gnade, weil man sah, Gott habe gestraft, zum Strange verurtheilt, jedoch so, daß ihn sein Sohn, der ebenfalls als des Todes schuldig im Kerker saß, aufhängen und diesem dann das Leben geschenkt werden sollte. Da ist wahr geworden: Durch was man

sündigt, durch das wird man gestraft. Der lasterhafte Sohn machte nach kurzem Streit mit der Natur den Scharfrichter des Vaters, doch auch diese unnatürliche That blieb nicht ungerochen. Der Vatermörder wußte nichts von dem, was zu Hause vorgegangen war. Als er nun nach Hause kam, und gleich beim Eintritte in dasselbe das todte Kind, den todten Bruder, die todte Mutter in ihrem Blute antraf, befiel ihn ein solcher Schauer, daß er einen Dolch hervorzog und ihn mit verzweifeltem Geschrei sich selbst in's Herz stieß. Hier seht ihr einen Vater am Galgen, eine Mutter und drei Kinder im Blute. Was ist die Ursache? Das fremde Gut hat so viel Unheil gestiftet; ja, das fremde Gut. Geht hin, beschaut eure Hände, Beutel und Kisten. Findet ihr etwas Fremdes, so gebt es zurück; wenn ihr es behaltet, so müßt ihr es doch einmal verlieren und dann wird es heißen: „Wir haben Alles verloren;" das Gold ist hin, der Himmel ist hin, die Seele ist hin, alles hin, ewig hin!

Fünfzehnte Geschichtspredigt.

Die gekrönte Liebe.

Lehre:

Glückseligkeit der Jungfrauschaft.

Vers 16. Herr, öffne meine Lippen und mein Mund wird dein Lob verkünden.

Aller Beherzigung würdig ist der lehrreiche Spruch des hl. Paulus. (1 Cor. 13.) Es sind drei Tugenden, sagt er, die uns in diesem Leben zum Himmel helfen müssen, Glaube,

Hoffnung und Liebe. Die größte aber davon ist die Liebe, sowohl wegen ihres Gegenstandes, weil sie schnurgerade auf das Herz Gottes zuzielt, als auch in ihrer Wirkung. Denn sie macht den Menschen nicht blos standhaft in der Versuchung, wie der Glaube; nicht blos starkmüthig und geduldig im Leiden, wie die Hoffnung; sondern sie macht ihn schnell und ohne Mühe heilig und in allen Tugenden vollkommen, gleich dem Feuer, das einen Acker schnell vom Unkraut reinigt und zugleich durch die Asche fruchtbar macht, während sonst beides nicht ohne Anstrengung und Schweiß geschehen kann. Von der Liebe entzündet und auf die höchste Stufe der Buße erhoben verlangt David, Gott möge seine Lippen öffnen, damit er sein Lob würdig verkünde und die ganze Welt zu gleicher Liebe Gottes entflamme.

Aber ach, diejenigen, welche in der Welt aus Liebe Gott dienen, sind gar dünn gesäet, besonders wenn die Rede von den Büßern ist. Die unschuldigen, jungfräulichen Seelen sind tüchtiger, dieß Feuer der Liebe zu fangen. Ich will darum, um glücklicher als David zu seyn, hauptsächlich nur den keuschen, unschuldigen Seelen zureden. Denn von der Liebe soll die heutige Erzählung handeln und zur Liebe soll sie antreiben jene Seelen, die nach einer großen Tugend begierig sind. Die Geschichte beschreibt Ribadeneira im Leben der Heiligen am am 14. Jänner. Wasser und Feuer möchte ich heute sehen; Feuer in den Herzen der Unschuldigen, Wasser in den Augen der Büßer, wenn diese vernehmen werden, was für einen Schatz sie verloren und jene, was für einen Schatz sie besitzen.

I. Theil.

Ein Jungfrauenkränzlein, artig angeboten.

Es ist bekannt, daß der heilige Hilarius, Bischof von Poitiers in Frankreich, ein tapferer Kämpfer gegen die ariani-

schen Irrlehrer war und, um ihrem Hasse zu entgehen, sich eine Zeitlang nach Phrygien in die Verbannung begeben mußte. Dieser heilige Mann war vor seinem Eintritt in das Priesterthum verehlicht und hatte eine Tochter erzeugt, Abra mit Namen, die er nach der Mutter Tod seinen Verwandten, christlichen und frommen Leuten, zur Erziehung übergab. So hatte das Mädchen das Glück, auch außer den Augen der Eltern, was sonst gefährlich ist, in aller Ehrbarkeit erzogen und zu aller Tugend, zu der sie ohnedieß schon geneigt war, angehalten zu werden. Doch sehe ich den lieben Vater etwas bekümmert ihretwegen. Er ist verwirrt im Gemüthe, sein Angesicht entrüstet, er redet mit sich allein; doch nur halbe Worte. Wie? Abra, meine Tochter? Ohne mein Wissen? Ach, wie fürchte ich! Gott, erhalte mein Kind! Was muß es seyn? Hat Hilarius etwas Unangenehmes von Abra vernommen? Der Geschichtschreiber hilft uns aus dem Zweifel, indem er erzählt, Abra, schon ziemlich erwachsen, habe sich in Heirathsgedanken eingelassen und, obwohl mit Gutheißen der Pflegeeltern, doch ohne Wissen des Vaters ihre Augen auf einen adelichen Jüngling geworfen. Dieß habe Gott dem abwesenden Hilarius geoffenbart, der sich sofort niedersetzte und einen Brief an seine Tochter schrieb.

Das wird nun wohl ein derber Brief werden, den Abra schwerlich an das Fenster stecken wird. Warum aber derb? Ist es denn verboten, sich um eine anständige Heirath umzusehen? Das nicht; aber viele fehlen in der Weise, dieß zu thun. Darum wundere ich mich nicht, daß Hilarius so besorgt wegen seiner Tochter ist. Er weiß wohl, daß es für eine Jungfrau keine gefährlichere Zeit gibt, als jene, wo sie anfängt, an den Ehestand zu denken. Da haben die Eltern immerfort zu sorgen. Denn die Erfahrung lehrt, daß die bisher geschämigen und eingezogenen Jungfrauen erstens eitel werden. Sie putzen sich mehr, kleiden sich schöner, die Augen

sind freier, der Mund freundlicher, die Haltung hoffärtiger, alle Geberden kecker und ausgelassener, denen zu Gefallen, von denen sie wünschen geliebt zu werden. Und das ist die erste Stufe zu ihrer Verführung. Die andere ist, daß die Liebe Gottes zu erlöschen pflegt, so daß sie ihre gewöhnlichen Andachten unterlassen oder nur lau verrichten, da sie doch gerade jetzt die Gnade Gottes am nöthigsten hätten, ohne die keine glückliche Ehe gegründet werden kann. Verlassen sie aber Gott, so verläßt sie Gott wiederum und verhängt, daß sie sich auf die dritte Stufe verleiten lassen, wo sie mit dem Gegenstande ihrer Neigung gar zu vertraulich werden, abgelegene Orte aufsuchen und ihre Heirathsgeschäfte im Geheimen ausmachen wollen. Wer weiß aber nicht, daß bei solchen geheimen Versprechen insgemein der Teufel der Notarius ist und nur gar zu viel zu schreiben hat, was er seiner Zeit zur Schande und zum Schaden beider Partheien der höchsten, göttlichen Obrigkeit aufweisen wird?

In Erwägung dieser und anderer Dinge hat Hilarius allerdings Ursache, für seine Tochter zu sorgen und mit einer väterlich ernsten Ermahnung den etwaigen Uebeln zuvorzukommen. Doch haben wir uns vermuthlich geirrt, daß wir glaubten, der Brief werde mit einer in Galle getauchten Feder geschrieben worden seyn; denn wie ich sehe, liest ihn Abra ohne alle Bestürzung, ja mit größtem Troste, so daß ihre Freudenthränen das Papier benetzen und sie den Namen des Vaters mit der zärtlichsten Rührung mehrmals küßt. Was mag sie wohl lesen? Hat Hilarius ihre Heirathsgedanken gutgeheißen? Das Gegentheil. Liebe Tochter, schrieb er, ich erinnere mich, daß du in meiner Abwesenheit allmählig in ein Alter getreten bist, wo du an eine Standesveränderung und einen für dein ganzes Leben zu wählenden Beruf denken wirst. Nun hast du zwar den freien Willen; aber wisse, daß ich schon für dich gesorgt und dir einen Bräutigam ausersehen habe,

dem an Adel, Schönheit, Reichthum und Sittsamkeit kein anderer in ganz Frankreich gleich ist. Darum bitte ich dich, lasse dich mit keinem andern ein, bis ich, was in einigen Monaten geschehen wird, aus der Verbannung zurückkehre, und dich mit ihm feierlich vermähle. Lebe wohl.

Wißt ihr nun, l. Z. warum Abra so voll Freude ist? Sie ist eine gottesfürchtige und ebendarum gehorsame Tochter. Deßwegen hebt sie, dem Willen des Vaters zu genügen, sogleich die angefangene Bekanntschaft auf. Ein schönes Beispiel für Kinder, wie sie in dem Punkte des Ehestandes nach der Eltern Gutachten sich benehmen sollen. Ich lobe jene Eltern nicht, die das Kind zur Heirath mit einer gewissen Person zwingen wollen, vor der es einen Abscheu hat. Der Zwang ist gar zu hart und zieht üble Folgen nach sich. Aber wenn der Sohn oder die Tochter weiß: Ich habe einen klugen Vater, eine verständige Mutter; ich weiß, daß sie mir wohl wollen und gewiß keine Person für mich wählen werden, die ihnen nicht wohl bekannt und für mich passend ist; in diesem Falle soll ein Kind den Eltern die Wahl überlassen und nicht aus Antrieb der fleischlichen Liebe in den Ehestand hineintappen mit gerechtem Verdrusse der Eltern. Denn ein solches Betragen ist ein Zeichen, daß die Liebe zu Gott gänzlich fehlt. Eine solche Ehe segnet Gott nicht. Die ungebührliche Liebe verliert sich bald; darauf folgt Uneinigkeit, Eifersucht, Trennung, Untreue, alles Unheil.

II. Theil.

Begierig angenommen.

Möchten das jene bedenken, die einen irdischen Bräutigam suchen. Abra verachtet jetzt alle Sterblichen und hält fest dafür, Keiner sey ihrer Liebe würdig, als Christus. Denn

nachdem Hilarius zurückgekehrt war, erklärte er ihr, es dünke ihm, daß ihr kein anderer, als der göttliche Bräutigam von oben bestimmt sey und stellte ihr dessen unendliche Schönheit und Liebenswürdigkeit so kräftig vor, daß die Jungfrau nicht nur versprach, keinen andern zu ehlichen, sondern von Liebe zu Christus so entbrannte, daß sie zu sterben wünschte, um bei Christus zu seyn. O glückselige Abra, die du vor so vielen andern erkannt hast, um wie viel glückseliger der jungfräuliche Stand sey, als der Ehestand! Thörichte Jungfrauen, die ihr so ungeduldig zur Hochzeit eilt, ihr wißt nicht, was ihr verlanget. In der hl. Schrift (Gen. 3.) ist das Elend beschrieben, das Gott wie über Eva, so über alle Ehefrauen verhängt hat. „Ich werde deine Mühsale vervielfältigen.“ Elend, vielfältiges Elend müssen sie ausstehen von sich selbst, vom Manne, von den Kindern. Die Zeit gestattet es nicht, dieß ausführlicher zu erzählen. Fragt eine Ehefrau, sie wird euch mehr sagen können, als ich kann und mag. Von all diesem sind die Jungfrauen frei, und daneben Gott so lieb und angenehm, daß er sie gleich den Martyrern und Kirchenlehrern mit einem besondern Ehrenkränzlein, Aureola von den Gelehrten genannt, beehrt, zum Zeichen des Sieges, den sie über das Fleisch wie die Lehrer über den Teufel und die Martyrer über die Welt errungen und weil sie freiwillig in einen Stand getreten sind, der die wenigsten Hindernisse und die meisten Mittel zum Dienste Gottes hat. Das erkannte freilich Hilarius wohl; darum war er voll Freude, daß seine Tochter sich zu einer so hohen Stufe der Vollkommenheit verstanden hatte; nur das ängstigte ihn, ob sie wohl auch nach des Vaters Tode in ihrem hl. Vorhaben beharren werde. Deßwegen bat er Gott, er möchte sie vor ihm zu sich nehmen. Das Gebet wird erhört. Gott offenbart ihm den Todestag seiner Tochter. Der Vater eröffnet es seiner Abra und unterrichtet sie, wie sie sich zur himmlischen Hochzeit vor-

bereiten sollte. Wie könnte ich nun beschreiben, was sich während dieser Zeit in beiden Herzen für Gedanken erhoben, was für Begierden, Seufzer und Gebete zum Himmel gestiegen sind! L. Z. ihr könnt es euch besser vorstellen, als ich es beschreiben kann, ich eile zum Ende. Der Tag ist da; Hilarius tritt zum Altar; Abra, schneeweiß gekleidet und mit Lilien gekrönt, wohnt der hl. Messe bei, an deren Ende Hilarius sich umwendet, die hl. Hostie zeigt und spricht: **Ecce sponsus venit.** Sieh, meine Tochter, da ist dein Bräutigam; ich gebe euch zusammen, liebt einander in ewiger Liebe. Mit diesen Worten reicht er ihr die hl. Kommunion und sieh! alsbald erschallt in der Kapelle himmlische Musik; die Engel stimmen den hochzeitlichen Jubelgesang an, unter dem Abra ganz sanft, ohne Schmerz, aus Uebermaß der Liebe und des Trostes ihren Geist aufgab, oder besser gesagt, in die Hände ihres himmlischen Bräutigams übergab. Was kann ich da anderes hinzusetzen, als daß ich ausrufe: O Liebe! O Gewalt der göttlichen Liebe! O glückseliger Vater! O weise Jungfrau! O unverständige Eltern! O thörichte Jungfrauen, die ihr seyd, wenn euch Gott zu gleicher Liebe ruft und ihr lieber einen andern Bräutigam erwählet und liebet!

Sechzehnte Geschichtspredigt.

Das Opfer ohne Herz.

Lehre:

Verdammlichkeit der Heuchelei.

V. 17. Wenn du ein Opfer gewollt hättest, würde ich es dargebracht haben; aber du hast kein Gefallen an Brandopfern.

Man könnte fragen, warum David zur Genugthuung nicht kostbare Opfer, wie sie damals üblich waren, verspreche, sondern nur Worte und Lobsprüche angelobe. Er kömmt aber selbst dieser Frage zuvor, und erklärt die Ursache im siebenzehnten Verse. Wollte Gott ein Opfer von mir, so würde ich es ja gerne geben; allein ich weiß, daß auch die Brandopfer ihm nicht gefallen wegen ihrer selbst, sondern nur wegen des Lobes und der Anbetung, die sie ausdrücken und wozu sie ermuntern. Wer nur zum Scheine opfert; nur, weil es so der Brauch ist; und nicht zu dem Ende, daß er Gott lobe und seine Ehre befördere, der ist nur ein Heuchler; all' seine Andacht ist ein Rauch im Winde, ein glänzendes Flittergold, ein falscher Schein. Gott hat daran kein Gefallen. Wen geht aber diese Lehre besonders an? Gibt es auch in unsern Zeiten noch Heuchler und Gleißner? Ach, wollte Gott, es wären ihrer nicht viele! Aber, aller andern zu geschweigen, so sind Gleißner jene, welche die Liebe des Nächsten nicht haben und in Feindschaften leben. O ihr Elenden! Euch und andere betrüget ihr, wenn ihr eure Hoffnung auf allerlei Andachten, trostreiche Gebetlein, süße Thränen baut und euer Herz nicht vom Grolle gegen den Nächsten reiniget. Gott hat kein Gefallen an eurem Lobe, weil es nur in äußerlichen Zeichen

besteht und nicht von Herzen kömmt. Erfahren hat es jener, von dem ich aus der Kirchengeschichte auf das Jahr 256 erzähle, was folgt.

I. Theil.

Sapricius erloschene Liebe.

In Antiochia lebten in größter Einigkeit und bestem Einvernehmen zwei heimliche Christen; beide von gutem Herkommen und großem Eifer, den Glauben mitten unter den Verfolgungen fortzupflanzen; einer ein Priester, der andere ein Laie; mithin zwar zweierlei Stand, aber einerlei Herz. Der neidische Feind der Menschen sah aber wohl ein, daß diese Einigkeit so edler Seelen seinen Unternehmungen nicht wenig hinderlich, die Uneinigkeit derselben dagegen ihm sehr nützlich sey. Darum gab er sich alle Mühe, die ihm so verhaßte Freundschaft zu trennen und Zwietracht zu säen. Wie fing er es aber an? Wenn ein Feldherr eine Festung bestürmen will, so greift er sie an, wo sie am schwächsten ist. Der schalkhafte Geist hatte beobachtet, daß der Priester von Natur eigensinnig und empfindlich, der Laie aber unbehutsam und frei im Reden sey. Dieß war genug, und es ergab sich bald eine Gelegenheit, wo ihm sein Plan gelang. Bei einer Mahlzeit vertheidigte Nicephorus, so hieß der Laie, ich weiß nicht was für eine Meinung gegen den Priester, und weil die übrigen Gäste Nicephorus beistimmten, so wurde dieser etwas dreister und fing an zu sticheln, worauf der Priester ebenfalls in gereizterem Tone antwortete. So wurde ein Register nach dem andern ohne Ordnung aufgezogen, alle Harmonie ward verwirrt und man ging verstimmt und erbittert auseinander. Freilich glaubten gute Freunde, es brauche mehr nicht, als darüber zu schlafen, so werde die Galle sich setzen; allein sie fanden sich des andern, dritten, vierten

Tages noch betrogen; die Freundschaft war zerrissen und es verfloßen zwei, drei, vier Monate, ohne daß Sapricius und Nicephorus mit einander redeten. Ja, sie wollten einander gar nicht ansehen, obwohl sie im Uebrigen die gewöhnlichen guten Werke zu thun fortfuhren. Hier bitte ich euch, l. Z. zu beobachten, wie geschwind es stufenweise abwärts geht. Der Apostel beschreibt es (Eph. 4): „Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrei und Lästerung werde weggeschafft aus euch sammt aller Bosheit." Die erste Stufe ist die Empfindlichkeit und Bitterkeit über eine Stichrede. Nach der Bitterkeit wird der Zorn rege. Darauf folgt der Unwille, der sich in Worten Luft macht. Gibt der andere nicht nach, so kommt es zum Gezänke, zum Schelten, zum Lästern und aller Bosheit.

Wie leicht wäre aber geholfen, wenn nur die Leute, welche wissen, daß sie von Natur empfindlich sind, geschwind, sobald der Zorn sich regt, sich selbst fragten, wie Gott den Jonas: „Glaubst du wohl mit Recht zu zürnen?" Gott gab dem Jonas eine gute Lehre und zeigte ihm, wie unvernünftig sein Zorn wäre in der Ursache, weil er wegen eines verwelkenden Krautes zürnte, und in der Aeußerung, weil sein Zorn so heftig war, daß er sich den Tod wünschte. O wie bescheiden würde die Antwort seyn auf diese Frage! Niemals würde der Zorn sich in Haß verwandeln.

II. Theil.

Hartnäckige Zwietracht.

Endlich ging doch dem Nicephorus zuerst das Licht auf. Er betete einst das Vaterunser etwas aufmerksamer und bei den Worten: Vergib uns unsre Schulden, führte er sich zu Gemüth, wie derjenige, welcher andern nichts verzeiht, in

dieser Bitte wider sich selbst rede und gleichsam sage: Herr, vergib mir meine Schulden ja nicht, gleichwie auch ich nicht vergebe meinen Schuldigern. Da hielt er still, überlegte den Gedanken nochmals und dieser Gnadenstrahl war genug, daß er sich entschloß, mit Sapricius die alte Freundschaft zu erneuern. Allein er wußte nun lange nicht, wie er das Geschäft angreifen sollte. Sollte er zuerst um schön Wetter anhalten? Da würden ja die Spötter über ihn lachen. Zudem meinte er, habe ja Sapricius gröber gefehlt als er und die Demuth, zuerst abzubitten, werde billiger von einem Priester als von einem Laien erfordert. Endlich sey es der Ehre eines edeln Mannes gar zu nachtheilig, das öffentliche Geständniß abzulegen, er habe sich einen Fehler zu Schulden kommen lassen.

Ein anderer hätte bei diesem Streite der Gedanken sich selbst alsbald das Recht zugesprochen, aber Nicephorus wollte kein partheiischer Richter seyn, sondern begab sich, bevor er sich zu etwas entschloß, zum Gebet. Er bat, Gott wolle ihm, wie dem hl. Paulus, seinen Willen eröffnen. Herr, sprach er, was willst du, daß ich thun soll und (seht, wie kräftig dieß Mittel ist, sich aus den Gewissenszweifeln zu wickeln) es war ihm, als hörte er eine Stimme, die ihm sagte: Schau' in die Schrift! Er folgt, eröffnet das Evangelium und es fallen ihm sogleich die Worte in die Augen: „Wenn du deine Gabe zum Altar bringst und dich erinnerst, daß du mit deinem Bruder Feindschaft habest, so lasse dein Opfer liegen, gehe und versöhne dich mit deinem Bruder. Alsdann erst komm' und opfere" (Matth. 5). Sogleich war der Zweifel gehoben. Nicephorus erkennt, Gott wolle, daß er zuerst um die vorige Freundschaft sich bewerben solle, wenn auch Sapricius mehr Unrecht habe, als er. Es fiel ihm schwer; aber er überwand sich muthig, wie es sich für einen tapfern Christen geziemt. Er begibt sich zu Honorius, einem klugen und dem Sapricius gar theuern Manne, ersucht

ihn, in seinem Namen bei dem Priester Abbitte leisten und ihn zur Verzeihung bereden; erbietet sich zugleich zu jeder Satisfaktion, wenn nur wieder ein Vergleich gemacht und die Liebe hergestellt würde. Ich weiß nicht, soll ich die Klugheit oder den Starkmuth dieses edeln Mannes mehr bewundern. Oder wer ist, der sich diese Handlung zu tadeln getraute? Sie war gewiß heldenmüthig; denn Rache üben, das ist keine Kunst; das können auch Hunde und Katzen; aber die Rachgier unterdrücken, das ist männlich, ritterlich, christlich. Zu der Starkmuth gesellte sich bei Nicephorus aber auch die Klugheit. Mir gefällt es, daß er nicht in eigener Person die Versöhnung suchte, sondern durch einen Mittler, der dem Sapricius angenehm war. Ich zweifle nicht, ein so vernünftiges Gesuch werde glücklich gewesen seyn. Sapricius, durch solche Demuth eines Laien besiegt, wird seine Hoffart überwinden und schon auf dem Wege seyn, den alten, lieben Freund in die Arme zu schließen. Aber pfui der Schande für einen Priester! Er hat etwas in seinem Kopfe, das ihm immer zuruft: Thue es nicht! Hört nur, l. Z. was er dem Honorius antwortet: Ich hasse Nicephorus nicht, sagt er, obwohl er mich beleidigt hat, werde mich auch nie an ihm rächen. Aber mit ihm Freundschaft pflegen, wie zuvor, das thue ich nicht; will er einen haben, der sich öffentlich von ihm beschimpfen läßt, so suche er sich einen andern. L. Z. wie gefällt euch diese Antwort? Ich sehe, Sapricius ist im Irrthum und will nicht recht verstehen, was das Gebot: Ich sage euch, liebet eure Feinde, bedeute. Laßt es uns ihm erklären. Das Gebot will die Liebe. Den Schutz oder die Rettung seiner Person, Ehre u. s. f. muß man von der Rache wohl unterscheiden. Jene ist der Liebe nicht zuwider, wohl aber diese, verstehe, wenn sie Privatrache ist, die man nicht so fast sucht, um sicher zu seyn für die Zukunft, als um dem Feinde weh zu thun wegen des Vergangenen. So die Feinde zu lieben, befiehlt das Gesetz der Natur, weil

aus dem, daß der andere seine Pflicht nicht thut gegen mich, nicht folgt, daß ich unterlassen darf meine Pflicht gegen ihn. Und diese liegt mir ob, so lange er ein Mensch ist, wie ich; erlöst, wie ich; zum Himmel bestimmt, wie ich. Sapricius hat sich also wenigstens durch Unterlassung versündigt und vermuthlich schwer, in Erwägung des Aergernisses, das desto schädlicher war, weil er ein Priester war und bei den Gläubigen in großem Ansehen stand.

III. Theil.

Bestrafte Hartnäckigkeit.

Was wird jetzt Nicephorus thun? Was gilt es, das Feuer des Zorns entbrennt in ihm auf's Neue! Er konnte es bei dem, was er gethan, beruhen lassen. Mehr war er nicht schuldig. Aber den ersten Sieg, den er errungen, hatte ihm Gott schon mit einer so kräftigen Gnade belohnt, daß er mit dem nicht zufrieden war, was die Schuldigkeit erforderte, sondern jetzt alles wagen wollte, um Sapricius zu gewinnen; denn er erkannte dessen Gefahr und erbarmte sich seiner Seele. Hört, was seine Liebe ersann. Nachdem er noch zwei, drei andere Gesandte umsonst zu Sapricius geschickt, sah er sich die Zeit aus, wo Sapricius Messe zu halten pflegte, und warf sich, da er eben aus der Kammer trat, ihm zu Füßen mit der Bitte, um der Liebe dessen willen, dem er wirklich das Opfer der Liebe entrichten wolle, ihm seinen Fehler zu verzeihen.

Ein steinhartes Herz hätte bei diesem Streich zerknirscht werden sollen; aber nicht das Herz des Sapricius. Er sagt kein Wort, geht zurück, schlägt die Thüre hinter sich zu und unterläßt sogar an diesem Tage die hl. Messe. L. Z. ich zweifle nicht, ihr zürnt hier alle; aber über wen? Ueber Sapricius? Es ist billig. Denn es ist ein unerträglicher Hochmuth, einem

so zerknirschten Bittsteller den Rücken zu wenden. Ein Christ, ein Priester, hätte ja seinen Zorn in seiner Gewalt haben sollen. Hätte er gute Worte gegeben, hätte er gesagt: Mein Freund, was du gethan hast, habe ich schmerzlich empfunden, doch steh' auf, wir wollen die Alten seyn, so wäre das Herz auf einmal von der Bitterkeit geleert worden. Aber jetzt halte ich nichts mehr auf ihn. Er ist gleich geworden einem klingenden Erze, einer tönenden Schelle. Ich verlache seine Wachsamkeit, sein Fasten, sein Beten u. s. w. Alles ist nur leeres Geräusch, Geklingel, das in den Ohren der Menschen tönt, aber bei Gott sehr übel lautet, weil ohne die Liebe alles nichts gilt. Wenn ich die Liebe nicht habe, bin ich Nichts, sagt der hl. Paulus. Aber wie? Tadelt ihr dieses Betragen an Sapricius, was sagt ihr von euch? Sapricius hat dem Nicephorus nicht mehr Leides gethan, als daß er ihm die zuvor gewöhnlichen Zeichen einer besondern Freundschaft versagte. Ihr aber hasset euern Nächsten im Herzen, verfolgt ihn mit Worten, schadet ihm im Werke, ja greifet nach den Waffen, und diese Art zu handeln heißen die Eltern schon bei den Kindern gut; ist das das Gesetz Christi? Man sagt mir, so ist es in der Welt der Brauch, das fordert die Ehre. Es sey dem so, wie ihr sagt. Aber was geht vor, was gilt mehr? Der Weltbrauch, deine Ehre oder Christi Ehre und Gesetz. Es ist aber auch grundfalsch, daß man seine Ehre durch Raufen beschütze. Betrachte man nur, wer raufe, aus welcher Ursache, mit welchem Erfolge, so wird der Betrug sich herausstellen. Wer rauft denn? Erstens Bauernknechte und nichtswerthe Soldaten, die sich nur hinter dem Ofen groß machen. Zweitens tolle Prahler, die gerne das Ansehen hätten, als wären sie aus dem Bauche des hölzernen Pferdes vor Troja hervorgekrochen. Drittens, wenn auch Männer raufen, so sind es gewiß gottlose, wegen ihrer Brutalität verschrieene, die weder Gott, noch ihre Seele achten. In welche Gattung von diesen dreien

kannst du dich mit Ehren stellen? Wir wollen aber auch die Ursache der Raufereien einsehen. Gemeiniglich geht es an wegen eines Weibsbildes, einer Scherzrede, eines Argwohns oder aus gähem Zorn beim Spiele. Aus solchen Ursachen sterben wollen, ist ein Unsinn, keine Ehre. Für die Religion, die Gerechtigkeit, das Vaterland sein Leben in Gefahr setzen, das ist eine Ehre deinem Namen; das ist zur Wohlfahrt deiner Seele, das ist zum ewigen Ruhm deines Geschlechtes. Betrachten wir endlich den Ausgang der Raufereien, so finden wir kein Pünktlein von Ehre. Ueberwindest du und streckst deinen Gegner todt nieder, so bist du henkermäßig. Wirst du aber überwunden und bleibst auf dem Platze, so bist du von Himmel und Erde verflucht. Einige beweinen, andere verspotten deinen Unsinn und dein Leib wird unter dem Galgen, deine Seele in der Hölle begraben. Nicht wahr, das ist eine Ehre? Es stehe aber mit der Ehre, wie es wolle, besser ist, deine Ehre als deine Seele gehe zu Grunde. So wenig du es wagst, die Ehe zu brechen, weil der Ehebruch verboten ist, so wenig sollst du es wagen, Rache zu suchen, weil die Rache nicht weniger als der Ehebruch verboten ist. Du sagst: Lieber will ich sterben, als den Glauben verläugnen. Sage auch: Lieber will ich Ehre und Gut verlieren, als wider das Gesetz Christi mich rächen. Ist Christus für mich zum Gespötte der Welt geworden, so ist es mir zur Ehre, wenn ich seinetwegen verspottet werde. Ueberdieß kann dich auch ein Duell unmöglich rechtfertigen. Es hat dich einer einen Schelm geheißen. Bist du einer, so hörst du nicht auf, einer zu seyn, wenn du auch ihrer zehn todt machst. Bist du keiner, so wird durch das Duell deine Unschuld nicht gerechtfertigt und bekannt. Zu was dient denn diese Wuth? Die Geduld bringt Ehre; die Geduld laßt euch angelegen seyn; die Geduld zeugt von eurer Tapferkeit; die Geduld macht euch Christo gleich.

Nicephorus hatte Christi Beispiel und Lehre ernstlich ge-

faßt und je hartnäckiger sich der Priester bewies, desto heftiger entbrannte seine Liebe. Er hatte sich entschlossen, nicht nachzulassen, bis er diese Seele gewonnen hätte. Und siehe, nach wenigen Tagen vernimmt er, daß Sapricius bei dem Landpfleger als Christ angegeben, eingezogen, gefoltert und mit Ruthen gestrichen worden sey und jetzt wirklich, weil er den Glauben standhaft bekannte, zum Tode geführt werde. Dieß war ihm eine erwünschte Gelegenheit, sich dem Martyrer beizugesellen und mit ihm für Christus zu sterben. Er konnte nicht zweifeln, der Blutzeuge Christi sey jetzt mit ihm versöhnt, frohlockt vor Freuden, läuft, dringt durch die Schergen, fällt auf die Kniee, küßt die Ketten des Sapricius und ruft überlaut: O glückseliger Martyrer, so sehr ich mich erfreue über die Ehre, die du genießest, für Christum zu sterben, so innig bitte ich dich, verzeihe, was ich gegen dich gefehlt habe. Es ist schwer zu glauben, wie es möglich gewesen, daß ein Mensch, der wirklich auf dem Wege war, aus Liebe zu Christus zu sterben, sich geweigert habe, einem andern Menschen aus Liebe zu Christus zu verzeihen. Dennoch ist es geschehen. Sapricius sah Nicephorus nicht an und ging trotzig vorüber. Dieß geschah zum andern und drittenmale, ohne daß der unglückselige Priester sich erinnerte, was Paulus sagt: „Wenn ich schon meinen Leib zum Verbrennen hingebe, habe aber die Liebe nicht, so hilft mir das alles nichts“ (1 Cor. 13). Wohl aber dachte Nicephorus daran; darum sprang er im Angesichte der Richter auf den Richtplatz hinein, da der Henker schon das Schwert zückte, und bat mit weinenden Augen, Sapricius wolle ihm doch verzeihen, nach dem Beispiele dessen, für den er jetzt sterbe. Es war ein rührender Anblick, — und siehe, in der That hat sich endlich das bis dahin unveränderliche Herz geändert; der Stumme fängt an zu reden.

Aber was? O gerechte, aber schreckliche Urtheile Gottes!

Derjenige, welcher sich mit einem Worte, ich verzeihe, die Krone der Glorie hätte auffetzen können, er hat mit einem andern Worte, ich opfere, sich selbst die Palme in den Händen zerbrochen. Sapricius, nachdem er sein Leben in den herrlichsten Tugendübungen zugebracht, viele Seelen bekehrt, für Christus Kerker, Schläge und Foltern überwunden, hat im letzten Augenblicke umgekehrt, den Fuß aus dem Himmel gezogen, Christum verläugnet und den Götzen zu opfern begehrt! So ist es wahr geworden, was der hl. Geist gedroht hat: „Wehe dem Hartherzigen in der Todesstunde!“ Gleichwie sie nichts haben wissen wollen von einer Versöhnung mit dem Nächsten, so wird sie Gott verlassen mit seiner Gnade; sie werden dem Teufel unterliegen.

Welche Traurigkeit die anwesenden Christen, welches Gespötte die Heiden, welches Herzenleid Nicephorus bei diesem traurigen Ausgange hatte, ist leicht zu erachten. O Jesu Christe, ruft Nicephorus, sollte wohl heute dein hl. Glaube so beschimpft werden? O elender Sapricius, wo gehst du hin? O ihr Richter, ich bekenne den, welchen dieser Verräther verläugnet; verflucht sind eure Götter; Christus ist Gott; ich gebe Zeugniß mit meinem Blute. Er erhielt, was er verlangte. Auf den Befehl der Richter wird Nicephorus vom Henker enthauptet, von Christo gekrönt. Feindselige Christen, wie ist euch bei diesem Schauspiele zu Muth? Seht, Himmel und Hölle stehen offen. Nicephorus ist im Himmel, Sapricius in der Hölle. In der Mitte schwebt ein fliegendes Blatt mit dieser Schrift aus Matth. 18: Sic faciet! Verzeiht euren Feinden, wo nicht, so wird Gott euch eben das thun. Was? Euer Feind wird im Himmel seyn, ihr in der Hölle. Sic faciet.

Siebenzehnte Geschichtspredigt *).

Der weise Einsiedler.

Lehre:

Die Buße ohne Reue.

V. 18. Das Opfer vor Gott ist ein betrübter Geist; ein zerknirschtes und demüthiges Herz wirst du, o Gott, nicht verachten.

Als unter der Regierung des Königs Achab das ganze Reich Israel mit einer drei Jahre und sechs Monate lang, ohne allen Thau und Regen, anhaltenden Dürre geplagt war, und die Hungersnoth zur Strafe der Abgötterei, die das Volk mit dem Götzen Baal trieb, immer mehr zunahm, da machte sich auf einmal der feurige Prophet Elias, der sich bisher verborgen hatte, aus seiner Einsamkeit auf und redete das auf dem Berge Karmel versammelte Volk so an: „Kinder Israels, was ist das? Wie lange noch werdet ihr auf zwei Seiten hinken?“ Bald dient ihr Gott, bald den Götzen, was heißt dieß Wechseln? Wenn Jehova Gott ist, so folget ihm; ist aber Baal Gott, so mögt ihr diesem anhängen; erwählt den rechten Gott und bleibt bei Einem! Um ihnen aber zu beweisen, welches der rechte Gott sey, ließ er die Götzenpriester einen Ochsen schlachten und er schlachtete den andern. Zwei Altäre wurden aufgerichtet und das Opfer darauf gelegt. Nun, sagte Elias, bete jeder zu seinem Gotte und über dessen Opfer Feuer vom Himmel fallen wird, der soll für den wahren Gott anerkannt werden. Alles war zufrieden. Das Volk schrie: der Vorschlag ist gut! Die Götzen-

*) Gehalten, als die Bruderschaft vom guten Tode ihr Titularfest beging.

priester fingen an, vom frühen Morgen bis Mittag zu schreien: Baal, erhöre uns; Baal, erhöre uns; sprangen um den Altar, ritzten sich mit Messern und Pfriemen und wollten fast rasend und wahnsinnig werden. Aber alles vergebens. Baal hatte keine Ohren. Darum spottete Elias ihrer und sprach lachend: Schreit, schreit nur wacker! Es kann seyn, daß euer Gott etwa mit Jemand redet, oder nicht daheim ist oder gar schlaft; schreit, daß er aufwache. Darauf wandte er sich zum Volke; kommet jetzt mit mir, sagte er, ihr werdet sehen, wer Gott ist. Er fing aber kaum zu beten an, so fiel Feuer vom Himmel und verzehrte nicht blos das Opfer, sondern auch den steinernen Altar; ja sogar das Wasser in dem Kanal, der um den Altar gezogen war, zu solcher Verwunderung des Volkes, daß sich alle sämmtlich zur Erde warfen und mit Frohlocken ausriefen: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! Elias aber, damit nicht zufrieden, befahl alle Götzenpriester, 850 an der Zahl, auf der Stelle zu erwürgen und in den Bach Lison zu versenken, was auch geschah. Gott aber säumte nicht, sein Wohlgefallen über diesen Eifer zu bezeigen. Ein kleines Wölklein sah man aufsteigen vom Meere; dieß breitete sich schnell aus, überzog den ganzen Himmel und goß sich in einen so lang ersehnten, wohlthätigen und fruchtbaren Regen aus.

Wohlan, l. Z. ihr habt euch heute auch in so großer Menge versammelt, um einen Regen zu erbitten, der eure Seele in jener Stunde erquicke, wo andere vor Dürre verschmachten werden. Ihr seid gekommen, um die Gnade eines guten Todes anzuhalten und der Himmel ist geneigt, euch zu erhören. Aber er verlangt ein Opfer. Was für eines? Nicht Rinder, nicht Schafe, nein; das Gott gefällige Opfer ist ein betrübter Geist, ein zerknirschtes, reumüthiges Herz. Ihr habt ein solches Opfer schon öfter gebracht, ich zweifle nicht; wenigstens bei der jährlichen österlichen Beicht. Aber ach, wie wenige haben gewartet, bis das Feuer vom Himmel gefallen war und

ihr Opfer verzehrte! Wie viele haben das Herz kaum auf den Altar gelegt und wieder an sich gezogen! Ich will sagen, wie viele haben gebeichtet und sind stracks wieder zu der alten Lauigkeit, ja zu den alten Lastern zurückgekehrt! Ach, dieses ewige Wechseln ist kein Vorbote eines guten Todes. Wenn ihr denn wollt, daß Gott euer Opfer nicht mißfalle, so müßt ihr heute alle ohne Herz nach Hause gehen. Opfert das Herz, aber nehmt es nicht mehr zurück; laßt es im Rauch aufgehen zum süßen Geruche für den lebendigen Gott, den ihr hier gegenwärtig unter den Gestalten des Brodes anbetet. Damit ihr dieß lieber thut und euch einmal ernstlich entschließet, bis zum Tode nicht mehr von Gott zur Sünde zurückzukehren, will ich beweisen, auf welche Art, aus welcher Ursache, mit welchem Erfolge man könne, — oder wie leicht, wie billig, wie tröstlich es sey, in den guten Vorsätzen zu verharren, in einem sehr rührenden Beispiele, das bei Famian Strada (de bello belg. l. 1.) zu lesen ist.

I. Theil.

Im Guten beharren ist leicht.

Im Jahre 1558 ist in Spanien ein Einsiedler gestorben, der einen großen Namen und den Ruf einer ausgezeichneten Frömmigkeit hinterlassen hat. Seine Zelle, die er zwei Jahre lang bewohnte, wird noch heutzutage neben dem Kloster der P. P. Hieronymiten, Sankt Just genannt, dem Fremden gezeigt. Die Lebensart, die er da geführt, ist angenehm zu hören; ich erzähle aber, der Kürze wegen, nur eine seiner Beschäftigungen, die mich, da ich sie las, in Wahrheit nicht wenig befremdete.

Ich lese nämlich, daß dieser Eremit bei zwanzig Stücke kunstvoller Gemälde in seiner Zelle hatte, auf denen die Tugenden,

Thaten, Fehler und Schicksale Kaiser Karls, des Fünften, dargestellt waren. Vor diesen Bildern, sagt man, habe der Einsiedler oft ganze Stunden verweilt und bald dieses, bald jenes mit allem Ernste betrachtet, bisweilen auch alle mit flüchtigem Auge überschaut und man habe beobachtet, daß bei dieser Beschäftigung sein Herz sich in allerlei Anmuthungen zu ergießen pflegte.

Dünkt euch nicht, l. Z. diese Unterhaltung sey für einen Einsiedler wenig passend? Wäre es nicht besser, sein Bildersaal aus den Bildnissen Christi und seiner Heiligen oder aus Vorstellungen der vier letzten Dinge? Aber seyd ohne Sorge! Ich gebe ihm Recht und ihr werdet mir beistimmen, wenn ihr erfahret, wer dieser Einsiedler sey? Wer ist er denn? Ich mag euch nicht aufhalten. Es ist der Kaiser Karl V. selbst. Sich betrachtet er in seinen Gemälden; sich bewundert, sich belacht, sich bedauert, sich tröstet er. Das ist eines seiner täglichen Geschäfte, nachdem er im 57. Jahre seines Alters die Krone freiwillig niedergelegt und allein seinem Seelenheile abzuwarten beschlossen hat. Daß er bei diesem hl. Entschlusse bis zum Tode verharrte, dazu trugen jene Gemälde nicht wenig bei. Er sah darin, welche herrliche Gaben des Leibes, der Seele und des Glückes ihm Gott mitgetheilt hatte und seufzte: Was soll ich aus Dankbarkeit thun? Er sah, wie viele Kriege er geführt, wie er siebzigmal in eigner Person zu Felde gezogen, vierzig große Schlachten gewonnen, viele hundert feindliche Städte und Schlösser eingenommen, so daß sein Name in allen Welttheilen genannt und verherrlicht wurde. Indem er dieß und anderes in seiner Einöde betrachtete, lachte er über sich selbst und klagte: Was hilft all dieß Blendwerk? Was nehme ich mit in die Ewigkeit von meinem Glanze, wo nur die Heiligkeit glänzt? Sah er weiter auf die unermeßlichen Länder, über die er geherrscht hatte, so fielen bittre Thränen aus seinen Augen. Er dachte an die treue Erinne-

rung eines Priesters, der ihn nach angehörter kurzer Beicht ungescheut ermahnte: Du hast die Sünden Karls gebeichtet, beichte jetzt die Sünden des Kaisers! Daher fiel er auf die Kniee und rief: Herr, gedenke doch nicht an die Sünden meiner Jugend und an meine Unwissenheit! Endlich, wenn er bedachte die wunderbaren Schicksale, Zufälle, Gefahren und Nachstellungen, denen er glücklich entgangen war, wurde er gezwungen, Gott zu loben und zu sprechen: Wenn der Herr mich nicht bewahrt hätte, Himmel, wie oft wäre ich in die Hölle versunken! O was für heilige Affekte, was für nützliche Uebungen sind dieß! Ja, wer auf solche Weise sein Leben ändert, wird gewiß nicht mehr sündigen. So in sich selbst gehen; so Gottes Wohlthaten, die Eitelkeiten der Welt, seine Sünden, Gefahren, Pflichten öfters bedenken, o, das ist ein sicheres Mittel der Beharrlichkeit bis ans Ende. Ihr glaubt es wohl selbst, l. Z.; aber ihr denkt, nicht jeder kann ein Einsiedler werden; das Mittel ist zu unbequem. Ich bilige eure Antwort. Wenn ich euch aber ein leichteres, ja ein ganz leichtes, obgleich diesem nicht unähnliches Mittel vorschlage, werdet ihr es annehmen? Ich wage es; merket wenigstens auf. Auf lange Zeit kann nicht jeder ein Einsiedler seyn. Aber der hl. Ignazius hat eine Einsiedelei erbaut, in die er alle einer höhern Vollkommenheit fähige und darnach strebende Seelen nur auf acht, oder gar nur auf drei Tage einladet. Was sagt man zu diesem Rath? O wie nothwendig ist er für einige, wie nützlich für andere! Nothwendig für jene, die mit so vielen Sorgen und Geschäften überladen sind, daß sie an Gott, an ihre Seele, an die Ewigkeit zu denken sich keine Zeit nehmen. O diesen, fürchte ich, möchte es einst gehen, wie jenem Sekretär des Königs Franz I., der im Todbette wehmüthig seufzte, daß er viele hundert Buch Papier im Dienste seines Königs überschrieben habe, aber nicht Ein Blatt mit einer Generalbeicht zum Nutzen seiner Seele. Ach,

würde er wieder lebendig! All sein Einkommen würde er geben um drei Tage!

Gesetzt aber, es sei dieß nicht nothwendig, wem ist eine solche Einsamkeit nicht nützlich? Ach, es gibt in der Welt mit hohem Geiste und durchdringendem Verstande begabte Menschen; nur schade, daß sie die Gaben der Natur und Gnade nicht zur größeren Ehre Gottes, zur Wohlfahrt des Staates, zum Nutzen der Kirche, zum Verdienste für sich selbst anwenden! Würden sie eine kurze Zeit in der Zurückgezogenheit heiliger Betrachtung sich widmen, sie würden sehen, was Karl V. gesehen hat. Die Gelegenheit ist gegeben, das Exerzitienhaus in der Nähe, jeder nach Standesgebühr eingeladen.

Allein nicht alle fassen dieses Wort, sondern nur die, denen es Gott gegeben. Was aber alle angeht, das ist die Einsamkeit des Herzens, die ihr, nach dem Willen Gottes, an Sonn- und Feiertagen betreten sollet. Wenn ihr auch nicht sorget an diesen Tagen für die Seele, wann werdet ihr denn sorgen? Und doch, (wer sollte es glauben?) auch die Messe wird Vielen zu lange und wo bleibt die Predigt? Ich beziehe mich auf die Erfahrung. Ihr werdet mir Wenige zeigen, die mit guter Meinung oft zur Predigt kommen und schlimm sind; denn Gott lügt nicht. „Wer aus Gott ist, der hört Gottes Wort!“ Gottes Wort erleuchtet nämlich den Verstand und erinnert uns an die vergessene Wahrheiten, und wenn man auch nichts Neues hört, so wird man doch zu neuem Eifer ermuntert. Darum sollte man das Predigthören allen freiwilligen Andachten vorziehen. Kann beides nicht zugleich geschehen, so laßt den Segen, den Rosenkranz, die Bruderschaften, die Wallfahrten, die Prozessionen fahren und eile zur Predigt. Die Ursache ist, weil ihr weder Prediger noch Predigten allzeit nach Wunsch habt, niemals aber eine gute Predigt ohne Schaden versäumet.

II. Theil.

Beharren im Guten ist billig.

Ist nun das Mittel so leicht, wodurch man im Guten beharren kann, wer sollte sich desselben nicht bedienen? Oder ist es nicht billig, so viele Sorge für die Seele zu tragen, daß man sie wenigstens in Sicherheit zu bringen sich mit möglichstem Fleiße bemüht? Mögen naſenweiſe Politiker, die in den Seelen Andrer leſen zu können glauben, die That Karls V. auslegen, wie ſie wollen; wer betrachtet, was derſelben vorhergegangen und nachgefolgt, wird finden, daß Karl'n zu einer ſo ungewöhnlichen Handlungsweiſe nichts anderes beſtimmt habe, als die Sorge für ſeine Seele, die in einem ſo weiſen Manne zuerſt von ſelbſt rege wurde, ſpäter aber durch eine dreifache Gelegenheit ſich noch mehr ſteigerte. Die erſte war die Bekehrung des hl. Franz von Borgia. Je mehr ihn der Kaiſer wegen ſeiner Weisheit und Tugend ſchätzte, deſto tiefern Eindruck machte auf ihn ſeine Standesveränderung. Ich will einem Herrn dienen, ſagte er dem Kaiſer bei ſeinem Abſchiede von ihm, der nicht ſterben kann. So erinnerte er den Kaiſer auf eine höfliche Art, was ein Kaiſer und was Gott ſei. Die zweite Gelegenheit ereignete ſich bei einem kranken Offizier, den Karl wegen ſeiner Tapferkeit und treuen Dienſte ſehr hoch achtete. Nachdem der Kaiſer vernommen hatte, daß er gefährlich krank ſey, beſuchte er ihn in eigner Perſon, um ihn zu einem chriſtlichen Tode zu ermuntern, bezeugte ſeine Theilnahme und bot ihm ſeine kaiſerliche Gnade an. Wenn er noch einen Wunſch habe, ſolle er begehren, was er wolle. Der Offizier ſah den Kaiſer ſcharf an, gleich als wollte er ſich beſinnen, was er begehren ſollte. Endlich bittet er ihn, Seine Majeſtät möchte ihm doch die letzte Gnade erweiſen und ſein Leben nur um zwei Stunden noch verlängern, damit er ſich zum Tode vorbereiten könnte. Was meint ihr, was der

Kaiser auf diese unerwartete Bitte antwortete? Die Augen stehen in Wasser; er kann nicht reden. Doch, nachdem er sich bald erholt, sagte er: Mein Freund, ich bin ein Mensch, wie du; begehre, was der Kaiser geben kann; das Leben verlängern steht bei Gott. Auf diese Worte verdreht der Kranke die Augen, kehrt dem Kaiser den Rücken, wendet sich gegen die Wand, weint und jammert: Ach, was bin ich für ein Thor gewesen, daß ich einem Herrn gedient habe, der mir nicht einmal zwei Stunden mein Leben verlängern kann; nicht aber jenem Herrn, in dessen Hand meine Ewigkeit steht! Dann greift er in die Züge und stirbt. Wie das den Kaiser ergriff, ist leicht zu denken.

Doch den letzten Stoß gab ihm bald darauf ein eisgrauer, abgelebter Soldat, der um den Abschied anhielt, und um die Ursache befragt, rund heraus die höchst weise Antwort gab: Ich muß eine Zeit für mich haben zwischen den Geschäften des Lebens und dem Tage des Todes. Da fieng der Kaiser an, sich zu schämen, daß ein gemeiner Soldat klüger handle in Sachen seines Seelenheiles, als er. Er gab ihm also den Abschied und beschloß zugleich, selbst der Welt den Abschied zu geben. Hat der Soldat weise gehandelt? Gewiß; der Kaiser glaubte es wenigstens, sonst hätte er ihn nicht nachgeahmt. Man wird aber einwenden, wenn es alle so machten, was würden die Fürsten, die Herrschaften für Bedienung haben? Antwort: Wenn man einen lobt, folgt daraus nicht, daß es ihm alle nachmachen sollen oder können. Wollt oder könnt ihr für euch leben, so thut es; wollt oder könnt ihr nicht, so dienet; aber gebt Acht, unter welche Gattung der Diener ihr gehöret. Es gibt deren dreierlei: Die ersten dienen allein Gott. Die andern dienen den Menschen wegen Gott. Die dritten dienen den Menschen auch wider Gott; nur das thut nicht; das ist ein gottloser Dienst. Du sagst: Was will ich machen? Ich muß gehorchen, auch dem, der

unbilliges befiehlt. Ich stehe in seinem Solde, ich esse sein Brod. Was? „Ist die Seele nicht mehr werth, als die Speise?“ Ist dir deine Seele nicht lieber, als das Brod? Ei, wenn eines von beiden hin seyn muß, so sey das Brod hin, wenn nur die Seele selig wird. Sterben mußt du; ob du am Fieber, oder aus Hunger stirbst, daran liegt nicht viel.

III. Theil.

Beharren im Guten ist angenehm.

So viel sei den Dienstboten, Soldaten, Beamten und wer immer den Menschen dient, gesagt. Jetzt laßt uns wieder auf Karl kommen, der aus einem Herrn über andere nun ein Herr über sich selbst geworden ist. Dies freute und tröstete ihn auch so sehr, daß er in der festen Hoffnung lebte, er habe nunmehr seinen Richter besänftigt und dürfe darum den Tod nicht mehr fürchten, sondern mit größter Inbrunst verlangen. Deswegen verordnete er, man solle noch bei seinen Lebzeiten sein Leichenbegängniß halten und wollte in Person dabei erscheinen. Seinem Befehle gemäß wird ein hohes Trauergerüst aufgerichtet, prächtig ausgeschmückt und mit vielen Lichtern beleuchtet. Karl tritt in die Kirche mit einem schwarzen Klagmantel bekleidet. Der Trauergesang beginnt. Was er unterdessen betrachtete, weiß ich nicht; aber was sich einer oder der andere von euch, l. Z. denke, getraue ich mir zu errathen. Wenn ich so alt sein werde, als Karl, dann will ich auch an's Sterben denken. Nicht wahr, so denkst du? Aber, mein Freund, wie alt glaubst du denn, daß Karl gewesen sey? Hört ihn selbst! Neunundfünfzig Jahre, sagt er, bin ich alt geworden; aber nur zwei Jahre habe ich gelebt, verstehe, so, wie ich hätte leben sollen. Wo seid ihr,

ihr alten siebenzig, achtzig, neunzigjährige Männer? Ihr rühmt euch oft eures Alters; aber wenn euch Gott fragte: Wie lange habt ihr gelebt in meinem Dienste? Mir zu gefallen? In der Tugend? In der Buße? Was würdet ihr antworten? Ach, wie viele Alte sterben, denen man rein nichts Gutes nachsagen kann, als was Gen. 5. geschrieben steht: „Der Mann hat gelebt, Kinder erzeugt und ist gestorben," das ist das ganze Lob. Warum soll man aber erst im hohen Alter an Gott, an den Tod, an seine Seele denken? Ach, wenn es doch einmal geschehen muß, warum nicht lieber gleich jetzt? Sage, warum? Was wird dich einst bewegen, was dich nicht jetzt bewegen soll? Die Liebe Gottes oder die Furcht? Wie ist denn Gott nicht jetzt schon würdig, daß du ihn fürchtest, daß du ihn liebest? O so nehmt denn alle das Herz in die Hände, Alte und Junge, Weiber und Männer, Vornehme und Geringe; geht zu Opfer; am Kreuze opfert sich Christus; am Kreuze opfert euch Christo!

Seht, Karl, der Kaiser, geht voran! Die Todtenvigil ist zu Ende; er steht schon bei dem Altare, eine brennende Kerze, das Sinnbild eines brennenden Herzens, in der Hand, da wirft er sich auf die Kniee, erhebt die Augen gen Himmel und spricht mit lauter, andächtiger und ernster Stimme:

Dich, o Schöpfer aller Dinge, bitte ich armer Sünder, daß du, gleich wie ich diese brennende Kerze dem Priester an deiner Statt übergebe: ebenso meine büßende Seele zur Stunde, da es dir gefallen wird, in deine Hände aufnehmen wolleſt! Nach diesen Worten wirft er sich zur Erde, bis der Kirchengesang vollendet ist, und die Priesterschaft für ihn das Requiem anstimmt und ihm die ewige Ruhe wünscht; immer bei sich den Vers wiederholend: Ein betrübter Geist ist das angenehmste Opfer für Gott. O Gott, ein zerknirschtes und demüthiges Herz wirst du nicht verschmähen!

Gott verschmähte auch ein so vollkommenes Opfer nicht;

denn gleich des andern Tags erkrankte Karl an einem Fieber, an dem er nach und nach auszehrte und endlich am Abende vor dem Feste des hl. Matthäus in Gott selig verschied. In derselben Nacht verschwand der Komet, der während seiner Krankheit erschienen war, eine Lilie aber in seinem Gärtlein, die schon im Frühlinge ihre Knöpfe vorgeschoben, breitete jetzt erst im Herbste ihre silberweisen Blätter aus, zum Zeichen, daß Karls Seele vom Leibe gelöst, durch die Buße gereinigt, ganz schön und unbefleckt vor den Augen Gottes erfunden worden sey. O Tod! O glückseliger Tod! Wer wünschte sich nicht auch so zu sterben? Ja, sagst du, so möchte ich auch sterben. Recht! aber wer so sterben will, muß sterben, bevor er stirbt. Dieser Tod ist der Lohn einer beständigen Buße. Was Karl großmüthig beschlossen hatte, führte er standhaft aus. Was thut ihr? „Wie lange hinkt ihr?“ Heute opfert ihr euer Herz, bereut die Sünde; das ist recht. Aber laßt euch die Reue nicht mehr reuen und sündigt nicht mehr! Laßt das Herz da auf dem Altare vom Himmelsfeuer verzehren. Auf dieß Liebesfeuer wird folgen der Trostregen. „Sieh' ein kleines Wölklein.“ Dieß Wölklein wirst du im Todbette aufsteigen sehen in dem Meere deiner Schmerzen, wenn man dir die hl. Wegzehrung reicht, und da wirst du überfließen von Trost, du wirst erkennen: der Herr, der Herr ist Gott! Darum l. Z. trennt euch von der Welt, da es noch Zeit ist und gebt Gott, Gott gebt euer Herz! Er ist Gott, — nicht euer Bauch, nicht euer Geld, nicht eure Ehre, nicht eure Buhlschaft, nicht eure Herrschaft, nicht euer Leben. Der Herr ist Gott; ihm wollen wir opfern! Unum uni, Eins dem Einen, ist der Seufzer einer andächtigen Seele. Es ist nur Ein Gott und ich habe nur Ein Herz, Eins gehöre nur Einem allein. Ja, Jesu, dir lebe ich, damit ich dir sterbe; dir sterbe ich, damit ich dir lebe; dein bin ich todt und lebendig, beides auf ewig! Dein bin ich und daß

ich dein ewig sein will, bezeugt die Formel der Bruderschaft vom guten Tode, die ich von ganzem Herzen erneuere, da ich mit lauter Stimme rufe: Allgütigster Gott ꝛc.

Achtzehnte Geschichtspredigt.

Gericht über die Richter.

Lehre:

Hartes Gericht über die Vorsteher.

V. 19. Herr! handle nach deinem Wohlgefallen gnädig mit Sion, damit die Mauern Jerusalems erbaut werden.

Der königliche Büßer kömmt mit seiner Supplikation allmählig zu Ende, und damit er nach Art der Redner seiner so wohl durchdachten, so trefflich ausgeführten Bittschrift noch zuletzt einen rechten Nachdruck gebe, bringt er einen neuen Beweggrund, warum ihn Gott erhören solle. Er sagt: Herr, wenn ich je durch alle bisherigen Vorstellungen dich nicht bewogen habe, mich zu erhören, so handle doch gnädig mit Sion, so thue doch dem ganzen Volke etwas zu lieb; jenem Volke, dem du allzeit so wohl gewogen wareſt. Siehe! Ich bin keine Privatperson; du hast mich zu einem Könige gemacht, der gleich einer Mauer das Volk umringen und beschützen soll; diese Mauer ist durch die Sünde eingefallen, das Volk ist wegen seines Königs theils betrübt, theils geärgert; mache doch, daß ich wieder aufgerichtet werde, und das liebe Volk wird sich wegen meiner Bekehrung freuen. Hier zeigt sich, daß David in seiner Buße nicht nur für seine Person, sondern auch für sein Amt sorge, weil er erkennt, es sey ihm

nicht möglich, seine Unterthanen nach Pflicht und Recht zu regieren, ohne vorher vollkommen mit Gott ausgesöhnt zu seyn.

Die Ursache ist klar. Denn gleichwie, wenn die Gartenmauer niedergerissen ist, der Garten nicht erhalten werden kann, ebenso kann in einer Gemeinde die Tugend nicht blühen, wenn die Obrigkeit nicht viel nutz ist. O ihr Vorgesetzten, Regenten, Obrigkeiten, Hausväter, Kostherren, Meisterschaften und wer immer über andere zu gebieten hat, es ist euch freilich angenehm und ihr hört es gern, wenn man euren Untergebenen ihre Pflicht vorstellt, die sie haben, euch zu ehren und zu gehorchen; ihr wünscht es, daß man ihnen wohl einpräge den Befehl Pauli (Hebr. 13.): „Gehorcht euren Vorgesetzten und unterwerft euch ihnen.“ Ich will es auch in der letzten Predigt mit möglichstem Nachdruck thun, wenn ihr nur macht, daß sie erscheinen. Aber heute habe ich euch vorzutragen, was eure Pflicht ist. Euer Amt bringt mit sich, daß ihr wachsam seyn müßt über die Unterthanen, für deren Seelen Gott einst von euch Rechenschaft fordern wird; wie strenge, wird sich zeigen in einer merkwürdigen Geschichte, die Moses (Num. 25.) erzählt, wie folgt.

I. Theil.

Balaams Berufung.

Die Israeliten hatten sich, um in das gelobte Land schneller eindringen zu können, in den Feldern vor Madian gelagert, zum großen Schrecken des Königs Balak, derselbe getraute sich aber nicht, den Feind mit Gewalt abzutreiben und nahm deswegen seine Zuflucht zu einem gewissen Zauberer, mit Namen Balaam, damit dieser die ungeladenen Gäste mit seinen Beschwörungen und Verfluchungen vertreiben möchte. Balaam,

der von dem israelitischen Volke schon viel gehört und wohl erkannt hatte, wie stark dessen Gott sey, ließ dem Könige sagen, er wolle zwar zu ihm kommen, doch mache er ihm schon vorher zu wissen, daß er weder etwas reden noch etwas thun könne und wolle, als was ihm der Gott der Hebräer befehlen werde. Dieser Vorsatz war gut, wenn nur der abergläubische Wetterhahn sich fest daran gehalten hätte. Auf der Reise begab es sich, daß die Eselin, auf der Balaam ritt, einen Engel mit bloßem Schwerte drohend sah und vor Schrecken vom Wege abwich. Der erzürnte Reiter trieb sie mit Schlägen zurück, sie fiel zur Erde und wurde nun noch grausser geschlagen. Da fing das Thier an, aus Gottes Kraft mit menschlicher Stimme zu reden und beklagte sich heftig, daß es so hart gedrungen werde, den Weg zu gehen, der Gott mißfalle. Ohne Zweifel eine Lehre für jene Herrschaften, die ihren Dienern befehlen, was Gott verbietet, in welchem Falle diese eher sterben als gehorchen sollen.

Dem Balaam gingen bei diesem Wunder die Augen auf, er sieht den Engel, fällt auf die Kniee, und vernimmt den Befehl, daß er sich nicht unterstehen solle, etwas gegen die Israeliten zu reden, was ihm Gott nicht erlaube. So reist er weiter, kömmt zu Balak, wird von ihm herrlich empfangen und gleich am andern Tage dreimal auf verschiedene Anhöhen geführt, von denen er in das Lager der Hebräer hinabsehen konnte. Aber jedesmal zwang ihn Gott, statt des Fluches lauter Segen zu sprechen und diesen Fremdlingen alles Gute zu verkünden.

Betrachten wir die Ursache, aus der Balaam so herrliche Lobsprüche und gute Wünsche gegen die Juden vernehmen ließ. Er sieht die schöne Ordnung des ganzen Lagers, die genaue Abtheilung der zwölf Zünfte, die Bundeslade in der Mitte. Darüber kömmt er außer sich und der herrliche Anblick zwingt ihn, auszurufen: „Wie schön sind deine Hütten, o

Jakob, und deine Gezelte, o Israel." O wie schön ist dieses Lager anzusehen! Da muß wohl eine gute Zucht, eine genaue Ordnung, eine lobenswerthe Polizei gehalten werden; die Vorsteher dieser Menge müssen gottesfürchtige Leute seyn; ich kann ihnen nichts anderes, als Gutes vorhersagen; Gott ist mit ihnen, wer kann ihnen schaden?

Was Balaam von dem israelischen Lager gesagt hat, muß von allen Gemeinden gesagt werden, wo die christliche Sitte und Lebensart genau und sorgfältig beobachtet wird. Da muß sich Gott und mit Gott alle Glückseligkeit finden. An wem liegt es aber, daß in einem Lande oder einer Stadt kein Laster sich öffentlich darf blicken lassen und die Tugend in Ehren gehalten wird? Es liegt an der Geistlichkeit, an der Obrigkeit, an den Hausvätern, hauptsächlich aber an diesen letztern. Die Geistlichkeit, was kann sie thun? Sie muß mit gutem Beispiele vorangehen, durch Unterricht die Unwissenheit, diese Mutter aller Laster, vertreiben, durch Ermahnen und Predigen zur Gottesfurcht und Tugend aufmuntern, die Obrigkeit aber trägt das Schwert nicht umsonst; ihr Amt ist, die öffentlichen Laster zu vertilgen, die Gesetze fest zu handhaben, allen Unordnungen weislich vorzubeugen. Allein weder die Geistlichkeit, noch die weltliche Obrigkeit werden etwas Großes zu Stande bringen, wenn nicht die Hausväter mithalten. O wie leicht wäre eine ganze Gemeinde zu reformiren, und in bessern Stand zu setzen! Verbessere ein Hausvater die Sitten seiner Hausleute, so ist schon Ein Haus verbessert; thue eben das sein Nachbar, so sind schon zwei Häuser verbessert; thuen das alle Hausväter, so sind alle Häuser verbessert. Das ist bald gesagt, denkt ihr; aber der Prediger weiß eben nicht, was wir für Hausleute haben. Ja freilich, ich weiß es wohl. Die Kinder, Kostgänger, Dienstboten, das sind eure Hausleute, nicht wahr? Sind das die Leute, die ein ernsthafter Mann nicht sollte bemeistern können? Es gibt trotzige Kinder,

das ist wahr; heikliche Kostgänger, ich weiß es schon; widerspenstige Ehehalten, ich läugne es nicht; aber wisset ihr was? Erstens geht euren Untergebenen mit gutem Beispiel voran. Zweitens seid mit ihnen nicht gar zu hart; laßt ihnen in der Kost, Kleidung, Liegerstatt, ja auch an einem ehrbaren Vergnügen nichts abgehen, was nothwendig oder anständig ist. Wenn ihr diese zwei Stücke recht haltet, dann begehrt dagegen auch von den Ehehalten, was immer zu einer christlichen Haushaltung gebührend und anständig ist. Was ihr aber mit Fug und Recht fordert, merkt es wohl, das fordert mit Ernst und Manier. Herz und Manier thut alles. Wenn die Hausleute sich sträuben, weicht nicht; seid keine feigen Memmen; ihr habt das Heft in der Hand, ihr seid Hausherr, dringt auf eure Befehle, dringt darauf, daß man euch folge und gebt nur nicht nach; es geht schon! Sunt indomiti, sagt der hl. Bernhard, non indomabiles. Sie sind ungezähmte Leute, aber man kann sie zahm machen. Ich will glauben, daß deine Untergebenen bisher unbändige Menschen gewesen sind, aber wie weißt du, daß sie sich nicht endlich geben werden? Gib nur nicht nach, es geht schon! Ut dometur elephantus, quaeritur homo; ergo ut dometur homo, quaeratur Deus; um einen Elephanten zu bändigen, wird ein Mensch erfordert; also um einen Menschen zu bändigen, ist die Hilfe Gottes erforderlich, sagt der hl. Augustin. Haltet eine gute Ordnung; zu gewisser Stunde steht man auf, zu gewisser Stunde geht man zur hl. Messe, zu gewisser zur Arbeit, zu gewisser zum Essen, zu gewisser sperrt man das Haus. Niemand soll müßiggehen, Niemand unkeusch reden, Niemand fluchen, Niemand zanken; wer anders thut, soll es mit Wasser und Brod büßen oder gar das Haus verlassen. Also gebietet und gebt nur nicht nach; es geht schon am Ende, wenn es auch anfangs nicht gehen will. Ihr werdet den Segen Gottes im Hause haben, wie ein hl. Eleazar, Graf in Frankreich, dessen Haus auf obige

Weise geordnet war, und also einem wohleingerichteten Kloster eher als einem weltlichen Hause gleichsah; der auch eben deßwegen alles Ansehen vor der Welt, wie allen Segen vom Himmel hatte.

II. Theil.

Böser Rath.

Ja! aber dieser Segen dauert nicht länger als so lange die Vorgesetzten besorgt sind, daß die Laster nicht einreißen. Das wußte Balaam. Als darum der König zürnte, daß er statt des Fluches Segen über seine Feinde gesprochen habe, tröstete er ihn und gab ihm den Rath, er solle die schönsten und frechsten madianitischen und moabitischen Weibspersonen zusammenberufen und in die Nähe des Lagers in das Thal hinabschicken, um da dem Götzen Beelphegor zu opfern. Denn, sagte er, das Volk ist zur Unzucht geneigt, wenn nun die Vorsteher nicht wachsam sind, so wird es geschehen, daß viele sich aus dem Lager schleichen und bei diesen saubern Dirnen Kurzweil suchen, ja durch ihre Liebkosungen sich verführen lassen, mit Verachtung ihres Gottes die Götzen der Weiber anzubeten. Durch solche Unthat werden sie dann ihren Gott erzürnen, daß er sie verläßt und in deine Hände liefert. Ist das nicht ein teuflischer Rath, ein verfluchtes Projekt? Allein was fragt der gottlose Rathgeber darnach? Im trägt's ein, dem Könige gefällt's, das ist es, was er sucht; was Gott dazu sage, das achtet er nicht.

Der König Balak war so leichtsinnig, als Balaam, weil er einmal der Israeliten los seyn wollte, es helfe Gott oder der Teufel. Er setzte also den gottlosen Rath alsbald in's Werk. Die frechsten Weiber werden berufen, prächtig gekleidet, in Ordnung gestellt und prozessionsweise in das Thal geschickt,

wo sie, nicht weit vom Lager entfernt, ihrem Götzen einen Altar bauten, Rauchwerk anzündeten, Opfer schlachteten, Gesänge anstimmten und mit leichtfertigen Tänzen die meisterlosen Soldatenbursche an sich lockten. Der Anschlag hatte den erwünschten Erfolg. Durch die Schuld der gar zu furchtsamen oder selbst zur Unzucht geneigten Vorgesetzten und Hauptleute des äußersten Theiles des Lagers geschah es, daß die Soldaten der Komödie haufenweise zuliefen, den Weibern zu Gefallen den Götzen verehrten und allen Muthwillen mit ihnen verübten. Ehe die Sache der hohen Obrigkeit und Moses, dem Heerführer selbst zu Ohren kam, hatte der Unfug schon stark um sich gegriffen und es war jetzt hart, in der Schnelligkeit ein kräftiges Gegenmittel ausfindig zu machen.

Moses rief zwar alsbald alle Hauptleute zusammen und hielt Rath. Weil man aber nicht einig wurde, ob es besser sey, mit Güte oder Schärfe einzuschreiten, und während vor dem Tabernakel des Bundes Gott um Hilfe und Erleuchtung angerufen wurde, nahm der Muthwille so zu, daß sogar einer von den Obersten, Zamri, aus der Zunft Simeon, sich von den übrigen trennte und vor den Augen des Moses sich zu dem Götzenopfer begab, wo er mit Kozby, einer Tochter des Fürsten Sur, eine fluchwürdige Schandthat beging. Ach Gott, wohin kommt es nicht, wenn in einem Kriegsheere die Unteroffiziere, in einem Lande die niedern Beamten, in einer Stadt die Hausväter ihre Schuldigkeit nicht thun und ihre Gewalt nicht zu gebrauchen wissen oder nicht zu gebrauchen sich getrauen! Die höchste Obrigkeit kann nicht so leicht helfen, wenn das Uebel durch die Schuld der untergeordneten Vorgesetzten schon zu weit um sich gegriffen hat; aber diese können das Uebel, noch ehe es ausbricht, oft schon in der Geburt ersticken. Warum geschieht es denn nicht? Und warum machen sich die Eltern und Hausväter so wenig Gewissen, daß sie durch die Finger sehen, bei so viel Unzucht, Gotteslästerungen,

Ehrabschneidungen, schändlichen Reden, üppigen Moden, gefährlichen Büchern und Romanen, nichts zu sagen von dem überflüssigen Saufen, Spielen, Schlafen und Müssiggehen? Wißt ihr nicht, was Paulus sagt? „Wenn einer über die Seinigen, besonders über seine Hausleute, keine Sorge und Wachsamkeit hat, so ist es so viel, als hätte er den Glauben verläugnet; ja er ist gottloser als ein Ungläubiger.“ Wisset ihr euer Amt? Wer immer ein Vorgesetzter ist, hat das Amt eines Bischofs auf sich, er ist Episcopus, ein Oberaufseher über die Seinigen, ein Salz für die Dienerschaft, ein Licht für die Kinder, ein Hirte für die Kostgänger. Wie, wenn das Salz zerronnen ist, wenn das Licht erloschen ist, wenn der Hirte ein Wolf oder ein Hase ist, was wird es werden? „Der Gottlose wird in seiner Gottlosigkeit sterben, sagt der Herr, aber sein Blut will ich von den Bischöfen, von den Händen der Aufseher fordern!“ O Gott, wie werden manche Kinder fluchen über ihre Eltern, manche Ehehalten über ihre Herrschaften! Hätte ich, werden sie sagen, einem Tyrannen gedient, so wäre ich in die Zahl der Martyrer gekommen; hätte ich mein Leben in einem Spitale zugebracht, so wäre ich zwar armselig im Leben, aber doch glückselig im Tode gewesen! O hätte ich, wird mancher Kostgänger rufen, mit einer schlechtern Kost vorlieb genommen, so hätte ich um meine siebenzig Gulden den Himmel erkauft! Hätte ich Gott getreuer gedient, wird ein Dienstbote rufen, als diesem Wucherer, diesem Ehebrecher, der mir so viel übersehen, mir alle Freiheit zum Bösen gestattet, ja zu meinen Ausgelassenheiten nicht blos geschwiegen, sondern gelacht und geholfen hat! Besser wäre es mir, gefangen bei den Türken, als Untergebener bei einem solchen Vorgesetzten gewesen zu seyn!

III. Theil.

Uebler Ausgang.

Wenn aber die Eltern und Hausväter und untergeordneten obrigkeitlichen Personen ihre Schuldigkeit nicht thun und die unter ihren Untergebenen eingerissenen Laster nicht abstellen wollen; dann muß wohl die höhere Obrigkeit schärfer einschreiten, es wäre denn, daß sie sich in Verdammniß und das ganze Land in's Verderben stürzen wollte. Höret, was Gott bei dem übeln Stande der Dinge dem Moses befohlen. Wollt ihr einer allgemeinen Strafe entgehen, so ergreift alle Vorsteher des Volkes und hängt sie an den Galgen. Das haben sie verdient, weil sie sich des Lasters theils selbst schuldig, theils durch Uebersehen theilhaftig gemacht haben. Und seht, indem ich rede, welche Veränderung ist im Lager geschehen! Ich sehe eine Menge von Galgen und lauter Vorsteher hängen daran! Bleibt stehen und fragt: Was haben sie verschuldet? Antwort: Alle Schuld wegen der Sünden des Volkes müssen sie tragen, weil sie dieselben hätten verhindern können und sollen und haben es nicht gethan.

Doch es muß auch bei der hohen Obrigkeit ein Fehler vorgegangen seyn und die Richter müssen sich langsam in der Exekution gezeigt haben, weil durch diese Exekution der Zorn Gottes nicht besänftigt worden, sondern noch mehr entbrannt ist, was eine schreckliche Pest bewies, die unter dem Volke ausbrach und in kurzer Zeit 24000 Menschen hinraffte. Seht, was nützt es den Unterthanen, wenn die Obrigkeit keinen rechten Eifer für Gottes Ehre zeigt! Die Pest war eine Strafe wegen der Langsamkeit in Vollziehung des göttlichen Befehls. Die Freunde und Verwandten so vieler Fürsten des Volkes werden Anstand gemacht haben, als dieselben sollten aufgehängt werden. Aber Gott will, daß man ihm gehorche ohne menschliche Rücksicht. Lernt da, ihr Hausherren, wie

nichtswerth eure Einwendungen seyen. Ihr sprecht: Wenn wir so strenge Hauszucht hielten, wie würde es gehen? Wir hätten keine Kostgänger, keine Ehehalten, keine Gesellen mehr, wenn wir nicht etwas durch die Finger sähen. Antwort: Wie, wenn aber ein Dienstbote, ein Dieb, ein Ehebrecher, ein mit der Pest behafteter Mensch wäre, würdest du ihn wohl dann auch nicht entbehren können? Du sagst, wenn ich schon einen andern dinge, so ist damit nicht geholfen; der letzte ist schlimmer als der erste. Ich antworte: Dem wäre bald abgeholfen, wenn alle Hausväter und Meister zusammenhielten; wenn keiner den Seinigen mehr etwas Böses gestattete, so wäre der ganzen Gemeinde geholfen und man würde keine schlimmen Gesellen und Ehehalten mehr treffen. Kannst du das nicht zuwege bringen, so laß andre machen, was sie wollen; du sey herzhaft und thue, was Gott will; er wird dir schon andre Diener schicken, die seinen Segen mit sich bringen werden; er, sage ich, der befohlen hat, du sollest nicht nur deinen Ehehalten, sondern auch dein Auge von dir werfen, so es dich ärgert; er, der gesagt hat, derjenige sey seiner nicht werth, der seinen Vater, (nichts zu melden von einem Knechte,) der seinen Vater mehr liebt, als Gott. Ei, nehmet die Unbilden, die von euren Hausgenossen, in eurem Hause Gott zugefügt werden, tiefer zu Herzen und fasset einen Eifer für die Ehre eures Gottes, auch mit Hintansetzung eures eigenen Interesses; er verdient's, er belohnt's. Eifert, eifert, und hört, wie sehr Gott so ein gerechter Eifer gefalle.

Als Phineas, ein Sohn des hohen Priesters Eleazar, gesehen hatte, daß vorgenannter Zamri ohne Acht auf den hl. Tabernakel sich davon machte, um die gottlose Schandthat mit der Madianitin zu begehen, entbrannte er von hl. Eifer, ging ihm nach in das liederliche Gezelt und durchstach mit einem Dolche Zamri und das Weib, zu solchem Wohlgefallen Gottes, daß er deswegen sogleich die Pest aufhören ließ,

Phineas das hohe Priesterthum auf ewig bestätigte, dem Volke aber einen herrlichen Sieg über die Madianiten verlieh, indem die Israeliten ohne Verlust eines Mannes in einer Hauptschlacht fünf Fürsten erlegten, den gottlosen Rathgeber Balaam umbrachten, das ganze Land verheerten und mit unermeßlicher Beute bereichert weiter zogen.

O daß jede Obrigkeit ein Phineas wäre! Laßt uns eifern Eines Eifers, daß die alte Frömmigkeit dieser Stadt wieder hergestellt werde, „daß erbaut werden die Mauern Jerusalems." O welcher Wunsch! Wenn er nicht erfüllt wird, l. Z. wo fehlt es? An der Einigkeit fehlt es, man muß zusammenhalten. Babylon wird immer ein verwirrtes Babylon seyn, warum? Die Eltern sind nicht Eines Sinnes, die Hausherrn sind wider einander, die Geistlichkeit will man nicht hören und die Obrigkeit hat zu viele Köpfe. —

Neunzehnte Geschichtspredigt.

Die Murrenden.

Lehre:

Gehorsam ist besser, als Schlachtopfer.

V. 20. Dann wirst du gerne annehmen das Opfer der Gerechtigkeit, Gaben und Brandopfer; dann wird man Kälber auf deinen Altar legen.

Wir sind am Ende unserers Psalmes, wo David erklärt, wie dankbar er seyn werde, wenn er bei Gott wieder vollkommen zu Gnaden kommen und der in seiner Bittschrift verlangten Wohlthaten werde theilhaftig werden. Dann, sagt er, ja dann werde ich beflissen seyn, daß nicht nur ich, sondern

auch alle meine Untergebenen ihre Schuldigkeit thun und jeder das Opfer der Gerechtigkeit, d. h. seine Pflicht vollziehe. Welche Pflichten obliegen aber jedem Menschen? „Dann wirst du annehmen Gaben," d. h. die Werke der Liebe gegen den Nächsten; „Brandopfer," d. h. die Werke der Buße gegen sich selbst; „Kälber," d. h. die Werke der Andacht gegen Gott. Mit Einem Worte, die ganze Gemeinde, das ganze Volk soll, so viel an mir liegt, reformirt und verbessert werden; das ist das Opfer der Gerechtigkeit, das dir angenehmste Opfer, das ich dir, o Gott, zu entrichten als König schuldig bin. Wie wird aber David eine solche Reformation des ganzen Volkes bewerkstelligen können? Er kann freilich nicht alle Sünden verhindern, es wird noch viel Uebles in der Stille geschehen; er wird aber thun, was er kann, mehr verlangt Gott nicht und das ist schon viel. Er wird machen, daß wenigstens das Laster nicht öffentlich herrsche, sondern daß der Gottesdienst und die Uebung der Tugend emporkomme und die sittenverderblichen Mißbräuche ausgerottet werden. Wie wird er aber auch nur so viel zuwege bringen? Antwort: Durch Wachsamkeit und Ernst. Er muß wachsam seyn, ob die von ihm bestellten Beamten ihr Amt wohl versehen; er muß ernsthaft und strenge seyn, im Falle sie ermangeln, kräftige Mittel klug zu erfinden und starkmüthig anzuwenden. Allein das beste, was der Obrigkeit das Regiment leicht macht, ist der freiwillige Gehorsam, den die Unterthanen nicht aus Zwang oder Furcht vor der Strafe, sondern wegen Gott, aus innerlichem Antriebe der Liebe, ihren Vorgesetzten erweisen. Hätte David einen solchen Gehorsam bei seinen Israeliten gefunden, o wie glücklich hätte er regiert und das Volk, o wie hoch wäre es in der Tugend gestiegen!

O hohe und niedrige Obrigkeiten, ich erkenne eure Bürgerpflicht, Verantwortung und Gefahr! Darum möchte ich, gleichwie ich euch neulich an eure Schuldigkeit erinnert habe, so

auch heute dieselbe erleichtern. Ich kann es aber durch nichts besser bewirken, als wenn ich eure Untergebenen zu bereden suche, daß sie euch in allen Dingen, die keine Sünde sind, schnell, gerne, beständig und um Gottes willen, der euch ihnen vorgesetzt hat, gehorchen. Es wird zu diesem Ende sehr nützlich seyn, daß ich die gewöhnlichen Klagen, die Kinder, Dienstboten, Kostgänger und andere Untergebene vorzubringen pflegen, beleuchte und beantworte. Ich hoffe denselben dadurch die Beschwerden des Gehorsams zu verringern, den Ungehorsam aber und das Laster des Murrens wider die Obrigkeit allen christlich gesinnten Unterthanen verhaßt zu machen. Alles, was ich erzähle, ist aus der hl. Schrift, aus den Büchern Exodus und Numeri, und zeigt uns, wie sehr Gott das Ansehen der Obrigkeit beschütze. Ich fahre fort.

Erstes Murren.

Niemals gab es einen sanftmüthigeren Oberen, als Moses; niemals widerspenstigere Unterthanen, als die Juden, die er auf Gottes Befehl aus Aegypten in's gelobte Land führte. Die ganze Reise durch die Wüste ist voll von Lehren, was die Vorgesetzten beobachten, die Untergebenen aber meiden müssen, wenn sie den Weg zum Himmel glücklich zurücklegen wollen.

Mehr als eine Million Seelen wurde gezählt, die von der Stadt Rameses in Aegypten ausgezogen waren und auf Befehl Gottes Moses als ihren Obern anerkannten. Sie sahen mit Augen den Engel des Herrn, der bei Nacht in Gestalt einer Feuer-, bei Tage in Gestalt einer Wolkensäule dem Zuge voranging. Sie freuten sich, daß Gott ihnen in Moses einen Retter und Befreier aus der Knechtschaft gesandt hatte. Aber diese Freude währte nicht lange; denn schon im vierten Lager, da sie an den Gestaden des rothen Meeres sich befanden und den König Pharao ganz unverhofft mit einem

mächtigen Kriegsheere gegen sie heranrücken sahen, ging das Murren wider die Obrigkeit zum erstenmale an. Vor uns, sagten sie, ist das Meer, hinter uns der Tyrann, beiderseits umgeben uns Berge, wo wollen wir hinaus? Wir sind betrogene Leute! Warum haben wir Moses gefolgt! Müssen wir sterben, so hätten wir ja in Aegypten noch Gräber gefunden, warum führt er uns daher? Das war freilich eine unbillige Klage, indem ja Moses nichts eigenwillig, sondern nur das gethan hatte, was ihm Gott befohlen. Aber wie viele unwirsche Köpfe gibt es nicht jetzt noch, unwirsche Köpfe, die nur so lange ihre Herrschaft oder Obrigkeit loben, so lange sie nichts gebietet, was ihnen mißfällt; sobald aber ein Befehl ergeht, der ihrem Sinne, Interesse oder ihrer Neigung zuwider ist, da geht das Murren und Fluchen an, wenn schon Gott eben dasselbe will, was die Obrigkeit anordnet. Ey, wenn ihr gute Christen seid, laßt euch eines Bessern belehren. Was die Vorgesetzten aus billigen Gründen befehlen, das mußt du thun, das befiehlt Gott. Oder meinst du, es stehe der Obrigkeit frei, dich einen Weg zum Himmel zu führen, der ihr gefällt? Weit gefehlt! Dein Vater oder deine Mutter befiehlt dir, diese oder jene Gesellschaften zu meiden; er entzieht dir das Geld, treibt dich zur Arbeit an; nimm es ihm nicht übel; er muß es thun; Gott will es haben. Dein Kostherr dringt darauf, daß du Abends zeitlich nach Hause kommest, Morgens fleißig aufstehest. Hab' ihm nichts für übel; er muß es thun; Gott will es haben. Der Hausvater untersagt dir das übermäßige Spielen, nimmt dir verdächtige Bücher, Lieder, Romanen hinweg; er straft dich wegen frecher, verleumderischer Reden, wegen unkeuscher Possen und Zotten, wegen des Fluchens und Schwörens; er will die zu große Gemeinschaft mit der Magd oder Tochter nicht dulden; er kündet dir den Dienst auf, wenn du dich nicht besserst; nimm es ihm nicht übel; er muß es thun; Gott will's haben. Die Obrigkeit verbietet während des Gottesdienstes

weder auf dem Markte, noch im Hause feil zu haben; sie will, daß unter der Predigt die Bier=, Wein= und Kaffeehäuser geschlossen bleiben; sie ordnet an, man dürfe nach zehn Uhr Abends Niemanden mehr in den Wirthshäusern dulden; hab' ihr's nicht für übel; sage nicht, man nehme dir das Brod; schmiere nicht, damit man dir's übersehe; die Obrigkeit muß es thun; Gott will es haben, und wehe ihr, wenn sie's nicht thut. Wenn ich das Amt der Vorgesetzten betrachte, so kommt es mir vor, ihre Seele müsse immer in Aengsten seyn, wie eine Susanna. Sie haben immer zu seufzen: Von allen Seiten sind wir in die Enge getrieben! Wir sind zwischen Thüre und Angel! „Denn thue ich das, so ist es mein Tod; thue ich es nicht, so werde ich euern Händen nicht entgehen. Doch es ist mir besser, ohne Sünde in eure Hände zu fallen, als zu sündigen im Angesichte Gottes." Thun wir unsere Schuldigkeit nicht, so verfallen wir der Strafe Gottes; thun wir sie, so machen wir uns bei der Gemeinde verhaßt; dem sey aber, wie ihm wolle, sagt ein rechtschaffener Oberer, es ist besser, daß mich die Leute, als daß mich Gott hasse. Ach freilich ist's besser. „Die Mächtigen werden mächtig gepeinigt werden und das strengste Gericht wartet auf sie!" Warum? weil die Obrigkeit Stellvertreterin Gottes ist (ego dixi: dii estis), mithin als solche sich benehmen, aber auch als solche von den Unterthanen respektirt und geehrt werden soll.

Zweites Murren.

Die Israeliten ließen sich für dießmal berichten und mit guten Worten von Moses besänftigen. Deßwegen belohnte Gott ihre Unterwerfung alsbald. Denn, wie bekannt, theilte sich das rothe Meer, und sie konnten zwischen zwei hoch aufgethürmten Wasserwänden einen 3000 Schritte breiten und 120,000 Schritte langen Weg durch das Meer trockenen Fußes

überschreiten. Die nacheilenden Aegyptier aber, sammt ihrem Könige, fanden in den wieder zusammenschlagenden Wellen ihr Grab. Das Wunder war so groß, daß die Leute mit Händen greifen konnten, Gott rede durch Moses, Moses Wille sei Gottes Wille. Dennoch gebrach es ihnen bald darauf wieder an Geduld und es entstand ein neues Gemurre wegen Mangels an Speisen und Trank. Das Wasser war ihnen zu bitter, das Brod zu schlecht; sie hätten gerne Fleisch gehabt. Gott half; Moses machte das Wasser durch ein gewisses, ihm von dem Engel gezeigtes Holz süß; zweimal ließ er sogar frisches Quellwasser aus einem harten Felsen entspringen, und das Volk trank, ohne Schaden zu nehmen, weil es nur das Nothwendige begehrt hatte, obgleich in der groben, ungestümen Weise, es zu begehren, gefehlt worden war. Fleisch gab ihnen der Herr auch. Weil sie aber dasselbe nicht aus Nothdurft, sondern aus Lüsternheit begehrten, wurden sie zu ihrem Schaden erhört. Die Leute hatten die Wachteln, die Gott zu vielen Tausenden in das Lager geschickt hatte, noch unter den Zähnen, als sie schon der Zorn Gottes ergriff und mit dem gähen Tode bestrafte, so daß jener Ort den Namen erhielt: Gräber der Begierlichkeit. Das geht jene Kostgänger und Dienstboten an, denen keine Kost gut genug, keine Speise recht gekocht, und, was man immer auffetzt, zu wenig oder zu schlecht ist. Es wäre bald nöthig, daß man die Mutter eines jeden Kostgängers kommen ließe, damit sie den Geschmack ihres lieben Kindes errathe. Ich will aber darum doch jene knausigen Kostherrn oder Hausfrauen nicht loben, die ihre Kostgänger oder Dienstboten nicht anders bewirthen, als der verlorne Sohn bewirthet wurde, mit Eicheln und Kleien, und das nicht genug. Pfui, des Geizes! Denkt einmal, was ihr dazu sagen würdet, wenn ihr Kostgänger oder Dienstboten wäret! Allein man findet selten so erbärmliche Kosthäuser, wo man nicht nach Verhältniß des Kostgeldes ordentlich bedient

wird; man muß also losen Mäulern nicht gleich glauben. Unter dem Vorwande der schlechten Küche steckt insgemein ein andrer Verdruß. Man wünscht ein Haus zu finden, wo man mehr Freiheit hat; um die Eltern zu einer Veränderung zu bereden, muß man dem Muthwillen ein Färblein anstreichen. So bewegt man sie zum Mitleiden und erhält ihre Einwilligung. Die leichtgläubige Mutter überredet den weichherzigen Vater; der Sohn erlangt, was er will, aber Gott segnet die neue Kost nicht. „Noch war das Fleisch in ihren Zähnen, siehe, da brach der Zorn des Herrn herein." Kaum hat der junge Lecker ein bischen Freiheit verkostet, so tritt der Tod in die Seele; der Jüngling wird verführt, verliert die Zeit, verliert das Geld, verderbt die Gesundheit, kömmt lungen- und schwindsüchtig nach Hause, macht alle Hoffnungen zu Wasser. „Sieh, der Zorn des Herrn."

Drittes Murren.

Nicht weniger Uebel haben jene zu fürchten, die wider ihre Vorgesetzten murren, wenn man sie zur Arbeit anhält. Unter so vielen Tausenden von Israeliten war eine Menge, die des mühsamen Lebens überdrüssig, ihren Unmuth gegen die Obrigkeit merken ließ und murrte, daß man sie durch so lange Umwege abmatten und aufreiben wolle. Bald wurde ihre Ungeduld gestraft. Unversehens fiel Feuer aus der Wolkensäule und verzehrte eine große Anzahl, der Obrigkeit zur Lehre, daß man in einer Gemeinde keine Faullenzer dulden solle. Mithin ist's recht, daß man die schläfrigen, saumseligen, aller Arbeit abgeneigten, nur dem Spiel, dem Trunk und der Unzucht ergebenen Studenten aus den Schulen ausschließt und zu keinem Amte befördert, und es sollte Niemand sich zum Patron und Beschützer so liederlicher Gesellen aufwerfen. Recht ist es, wenn man die Eltern straft, die ihre Kinder nur auf

den Gassen umherziehen lassen und sie nicht zum Lernen anhalten. Recht, wenn man die faulen Bettler ausweist oder zur Arbeit anhält. Recht, wenn man jene Personen, die sich mit Arbeiten nicht ernähren können, nicht heirathen läßt. Recht, wenn man schlechte Dirnen auf den Pranger stellt und zur Stadt hinausstäupt; wenn man nichtswürdige Marktschreier, ausgelassene Komödianten, Spielleute und Glückshäfen verbietet, die den Leuten nur die Zeit und das Geld abnarren. Was Gott verfolgt, verfolgt er den Obrigkeiten zum Beispiele dessen, was auch sie mit allem Ernste verfolgen sollen. Niemand unterstehe sich, dagegen zu murren.

Viertes Murren.

Welche Leute aber die Vorgesetzten vor allem aus ihrer Gemeinde entfernen sollen, das sind die Ohrenbläser, Schmeichler, Hin- und Herträger, welche die Eintracht und Ruhe stören, in heimlichen Zusammenkünften nur der Obern Thun und Lassen tadeln und andre wider sie aufhetzen. Die bösen Mäuler und händelsüchtigen Köpfe, welche die Untergebenen wider die Vorgesetzten aufwiegeln, die Kinder wider die Eltern, die Weiber gegen die Männer, die Dienstboten gegen die Herrschaften, und durch Lügen, Schmähen, Ehrabschneiden und Verläumden Zwiespalt, Uneinigkeit, Feindschaft theils stiften, theils unterhalten, — diese Leute sind eine Pest der allgemeinen Wohlfahrt. Solche Leute waren die zehn Kundschafter, die ausgeschickt wurden, um das gelobte Land zu besichtigen. Als sie zurückkamen, stellten sie die Schwierigkeiten, dasselbe einzunehmen, so groß dar, daß die Israeliten fast verzweifelten und in der Wüste zu sterben wünschten. Was thut Gott? Die Lügner wurden noch am nemlichen Tage mit dem gähen Tode bestraft; den übrigen ließ Gott sagen, er habe ihr Verlangen erhört und sie müßten vierzig Jahre in der Wüste herumziehen, bis sie alle stürben; kein einziger

werde einen Fuß in's gelobte Land setzen, Josua und Kaleb ausgenommen, die sich dem Aufruhre des Volkes mit Gefahr ihres Lebens widersetzt hatten. So beschützt Gott eine tapfere Obrigkeit. Darum fürchtet euch nicht, ihr Vorgesetzte; was sollten euch böse Mäuler schaden? Das größte Lob einer Obrigkeit ist, von schlimmen Leuten gescholten zu werden.

Fünftes Murren.

Sollte es aber auch geschehen, daß eure Untergebenen durch das Ansehen mächtiger Personen unterstützt werden, fürchtet euch nicht! Eher sollt ihr euer Amt niederlegen, ja Blut und Leben einsetzen, als zugeben, daß ein der Tugend schädlicher Mißbrauch Platz findet und einwurzelt. Es wird aber so weit nicht kommen; Gott tritt früher in's Mittel. Auch wider Moses und Aaron standen drei mächtige Männer auf, Kore, Dathan und Abiron, und wollten diesem das Priesterthum, jenem das Regentenamt wegdisputiren. Sie hatten auch zweihundert und fünfzig Rathsherrn nebst vielen andern Männern auf ihre Seite gebracht; ja, da sie Moses zur Verantwortung aufforderte, sich geradezu zu gehorchen geweigert und ihm sagen lassen: Wir kommen nicht! Was gewannen sie aber? Moses begab sich in ihre Versammlung, ermahnte das Volk, daß, wer es mit diesen gottlosen Leuten nicht halte, sich von ihnen absondern solle, und siehe — es öffnete sich die Erde; Kore, Dathan und Abiron sammt ihrem ganzen Anhange wurden von dem Abgrunde lebendig verschlungen; die zweihundert und fünfzig Rathsherrn aber sammt der ganzen rebellischen Menge, aus 14000 Seelen bestehend, verbrannte das aus der Wolkensäule hervorbrechende Feuer zu Asche. Hiebei berichtet die Schrift noch dieses Wunder, daß die Kinder des Kore, weil sie des Vaters Willen nicht beipflichteten, durch göttliche Kraft über dem Abgrunde mitten in der Luft hängend am Leben erhalten wurden. Hätte Gott

wohl kräftiger die Lehre einschärfen können, die später der Apostel verkündete: „Wer der Gewalt widersteht, widersteht der Anordnung Gottes!“ Wehe ihm!

Sechstes Murren.

Doch man möchte glauben, daß die Israeliten endlich einmal seyen gewitzigt worden und gelernt haben, wie sehr Gott das Murren wider die Obrigkeit mißfalle. Aber nein! Nach dem Siege über den König der Kananäer ging es wieder an. Die lange Reise machte sie ungehalten, das Manna oder das Himmelsbrod selbst wollte ihnen nicht mehr schmecken. Da schickte Gott feurige Schlangen in's Lager; diese wurden von ihnen getödtet, andere zur Buße getrieben und viele erlangten durch das Anschauen einer ehernen Schlange, die Moses aufrichtete, die Gesundheit wieder, mit so gutem Erfolge, daß man von da an bis zum Tode Mosis nichts mehr von einem Murren wider die Obrigkeit liest. Diese eherne Schlange war ein Vorbild Christi am Kreuze und Gott wollte dadurch zu verstehen geben, daß, wer in sich das Gift der Ungeduld wider seine Obern empfindet, Christus am Kreuze ansehen solle, um von dem Sohne Gottes zu lernen, wie hoch der starkmüthige Gehorsam bei Gott geschätzt sey. Allein wie lange bleibe ich gehorsam? Ich kann kaum zweifeln, daß manche Kinder, Dienstboten und Unterthanen mich ungerne gehört haben und meinen Zuspruch an sie mißbilligen. Aber warum? Habe ich denn den Obrigkeiten geschmeichelt? Hab' ich alles, was die Vorgesetzten thun, gut geheißen? Nein, vielmehr verfluche ich öffentlich jene tyrannische Weise, deren sich einige Väter, Herrschaften und Obrigkeiten bedienen, da sie doch wissen sollten, daß ihre Gewalt, die sie von Gott haben, ganz und gar nicht uneingeschränkt, absolut sey; sondern blos delegirt, in gewissem Maaße, mit gewissen Bedingungen verliehen. Wenn sie also dieses Maaß und diese Schranken über-

schreiten, so versündigen sie sich schwer gegen den höchsten Herrn. Sey die Obrigkeit so hoch sie wolle, so gibt es doch auf der Welt keinen Plenipotentiarius Gottes, der bevollmächtigt wäre zu regieren nach seinem Gefallen. Nein; auch des Papstes und des Kaisers göttliche Creditive oder Glaubensbriefe haben ihre Clauseln und Bedingungen, durch welche sie eingeschränkt werden. Daher, wenn man euch unbillig drückt, so ist es euch erlaubt, die niedere Obrigkeit bei der höhern zu verklagen; wird aber eure Klage nicht gehört, ei, so gebt euch in dieses, wie in ein anderes Kreuz. Was hilft das Murren, Schmähen, Auflehnen, als daß ihr euch ohne allen Nutzen um eure Verdienste bei Gott bringt? Klagt Gott euer Elend; er ist die höchste Obrigkeit; er verspricht euch Recht zu verschaffen; „Mein ist die Rache und ich werde Vergeltung üben.“ Habt ihr aber Obrigkeiten, die scharf und ernst auf die Beobachtung der Gesetze dringen; o, so dankt Gott, gehorcht mit Freuden, sie sind treue Hirten, es liegt ihnen eine schwere Bürde auf dem Halse. Macht durch euren Gehorsam, „daß sie dieselben mit Freuden tragen, und nicht mit Seufzen;“ werdet ihnen nicht unerträglich. O nein! „Das ist nicht gut für euch!“ Wenn ihr eure Vorgesetzten betrübt, o, so ist der größte Schaden euer. Hört das, liebe Kinder! Wenn ihr den Vater zum Schelten, die Mutter zum Weinen bringt, das ist für euch übel. Gott wird euch strafen mit Verkürzung des Lebens oder mit gleich sträflichen Kindern. Kostgänger! Wenn ihr die Kost verlaßt, weil man euch keinen Muthwillen gestattet; das ist für euch übel, es wird euch reuen. Dienstboten! Wenn ihr, ehe ihr euch verdingt, allerlei Freiheiten begehret, wenn ihr gleich pochet, so man euch auf eure Fehler aufmerksam macht; das ist für euch übel! Ach, alle, alle Unterthanen ehret eure Obrigkeit, und je strenger sie auf Zucht hält und öffentliche Laster oder Gelegenheiten zu Lastern ver-

folgt, desto mehr liebet und lobet sie! Das ist eure Pflicht; wird diese beobachtet, so ist die Sache gewonnen. Dann, mein Gott, wirst du von Obern und Niedern, von der ganzen Gemeinde, von dem ganzen Volke die gebührenden Opfer empfangen; wir aber haben für alle Stände den reichsten Segen von Gott zu hoffen. Amen.

Anhang.

Einige andere Predigten

desselben Verfassers.

Gnadenkrone

oder

herrlicher Sieg der vierzig hl. Martyrer zu Sebaste.

Ein großer Prediger pflegte den Unterschied der Sonn- und Feiertagspredigten von den Geschichtspredigten durch dieses Gleichniß zu bezeichnen, daß jene wie eine Kugelbüchse, diese wie ein schweres Geschütz, mit Kartätschen geladen, wirken. Die Kugelbüchse schießt nur Eine Kugel, zielt nur auf das Centrum, oder den Mittelpunkt der Scheibe. Ebenso haben die gewöhnlichen Predigten nur Eine Absicht, z. B. einen Irrthum zu widerlegen, eine Wahrheit zu erklären, eine Tugend anzuempfehlen, ein Laster verhaßt zu machen. Die Geschichtspredigten dagegen treffen nach allen Seiten hin; wo sie treffen, da fällt Alles im ganzen Umkreise; Niemand ist sicher, er stehe, wo er wolle. Mir gefällt diese Vergleichung und ich bediene mich heute dieser Lehre in der Erzählung eines Beispiels, das etwas für alle in sich schließt, etwas für Christen und Heiden, für Eltern und Kinder, für Schuldige und Unschuldige, für Sünder und Heilige, für Glückliche und Unglückliche, für Männer und Frauen — für Alle. Es ist in der Kirchengeschichte aufgezeichnet und wir haben es eben heute im römischen Breviere gelesen. Ich gebe den Verlauf.

I. Theil.

Die Verurtheilung der vierzig hl. Martyrer.

Unter der Regierung des Kaisers Lizinius ließ Agrikola, der heidnische Landpfleger, vierzig christliche Soldaten, weil sie sich gegen des Kaisers Befehl freimüthig als Christen bekannten, sämmtlich in den Kerker werfen und ihren Mund, mit dem sie die Götzen geschmäht hatten, mit Steinen schmerzlich zerschlagen. Da aber die tapfern Bekenner dadurch nur noch muthiger wurden und noch mehr für Christum zu leiden sich bereit zeigten, so ließ er sie aus dem Kerker in die Stadt Sebaste schleppen, wo das Todesurtheil über sie gesprochen werden sollte. So waren jene Zeiten beschaffen, daß es die Christen für eine ausnehmende Gnade und besondere Ehre hielten, etwas für den Namen Jesu leiden zu dürfen. „Sie gingen freudig vom Angesichte des hohen Rathes hinweg, weil sie gewürdigt wurden, für den Namen Jesu Schmach zu leiden.“ (Apostelg. 5, 41.) Das kostbare Blut Jesu Christi rollte nämlich, so zu sagen, noch warm in den Adern der ersten Christenheit; jeder wollte sterben, für den, der für ihn gestorben war. Jetzt leben wir in einer ganz andern Welt. Jetzt muß die Kirche froh seyn, wenn sie unter Tausenden Einen zählt, der Christum nicht wieder kreuzigt, anstatt daß er sich für Christum sollte kreuzigen lassen. O großer Gott, wie viele aus den heutigen Christen würden selig, wenn du keinen zur Krone lassen wolltest, als allein jenen, der deinem Sohne in seinem Leiden vollkommen gleich wäre? Wie viele würden, wie Jesus, für deine Ehre Blut schwitzen wollen? Wie viele ließen sich wohl für deine Ehre öffentlich geißeln, mit Dornen krönen, und nach einem gerichtlichen Prozesse an den schmählichen Galgen hängen? Wie viele möchten sich wohl zu einem Ecce Homo oder Cruzifixbilde mit Willen und Zufriedenheit zurichten lassen?

Das haben aber Tausende aus den ersten Christen freudig auf sich genommen und wir sind nicht weniger schuldig, wenigstens dem Willen nach alles zu leiden, was der Sohn Gottes gelitten hat, gesetzt, daß Gott das nemliche Schicksal über uns verhängen sollte. Seiner Barmherzigkeit haben wir es zu danken, wenn er unsre Tugend nicht durch so gefährliche Proben prüft. Lesen wir schon bei den ersten Christen so manche traurige Fälle, wie würden erst wir bestehen? Unsre Geschichte stellt uns ein bedenkliches Beispiel vor Augen. Wir sehen daraus, was der Mensch mit der Gnade Gottes kann und wie gar nichts der Mensch ohne die Gnade kann, oder besser zu reden, ohne Mitwirkung der Gnade, die Gott jedem gibt, der ihn darum bittet.

Es war die strengste Winterszeit und grimmige Kälte hatte alle stehenden Gewässer in dickes Eis verwandelt. Nahe bei Sebaste war ein See, der ebenso hart gefroren war. Dahin führte man die vierzig Bekenner Christi und verkündete ihnen das Todesurtheil. Nackt und bloß sollten sie die bereits angebrochene kalte Nacht auf diesem Eise zubringen, wenn sie nicht Christo absagen und den Göttern der Heiden opfern wollten. Zu diesem Zwecke war am Ufer des See's ein Götzenaltar errichtet, auch Feuer und Glut in Bereitschaft, nebst einem warmen Bade, in das sich derjenige flüchten könnte, der nicht so viel Muth hätte, die grimmige Kälte auszuhalten. L. Z. das ist eine gefährliche Versuchung. Wer sich in das Leiden schickt, wenn er gezwungen leidet, und dem Leiden auf keine Art entgehen kann, ist schon großen Lobes würdig und macht sich Verdienste. Wer aber dem Leiden mittelst einer Sünde entgehen kann und doch lieber leiden, ja sterben, als sündigen will, der thut Wunderdinge in seinem Leben. Das ist es nun, wozu sich unsre vierzig tapfere Krieger entschließen sollen. Gut, sagt einer, daß sie Soldaten sind, die dergleichen Ungemach

wohl täglich auf dem Marsch oder auf der Wache empfinden. Wie manche sind schon vor Kälte umgekommen? Es ist wahr, und man kann nicht genug erstaunen, wenn man das Leiden wackerer Soldaten mit dem Leiden lauer Christen vergleicht, und die Geduld dieser an die Geduld jener hält. Um seine Seele, um den Himmel, um die ganze Ewigkeit läßt sich mancher Christ nicht so viel kosten, als ein Soldat um tägliche sechs Kreuzer. Während der Soldat sein Leben täglich auf den Händen trägt, jammert mancher Christ, daß Gott ein Gleiches begehre.

Unsere vierzig Martyrer sind muthiger und gottseliger gesinnt. Alle werfen großmüthig ihre Kleider von sich und begeben sich auf den See. Das heißt wohl recht eigentlich die Tugend auf das Eis führen. Doch was mich tröstet, ist dies, daß sie ihre Schwachheit bedenken und um die Gnade der Beharrlichkeit inständig beten. Mit einhelliger Stimme rufen sie gen Himmel: Herr der Gnade, Herr der Barmherzigkeit, stärke deine Diener in diesem Streite, in welchem sie um die Ewigkeit ringen! Vierzig an der Zahl treten auf den Kampfplatz; mache, daß alle vierzig die Krone verdienen! Lasse nicht zu, daß auch nur Einer dieser heiligen Zahl, die du durch dein vierzigtägiges Fasten geheiligt hast, durch seinen Abfall zur Schande handle. Dieß war das Gebet der tapfern Männer und der Himmel hat es erhört. Doch gemach, — ich übereile mich.

II. Theil.

Der Abfall eines aus ihnen.

Denn wie? Sehe ich doch schon einen aus ihnen nach einer kaum halbstündigen Ausdauer aus dem See in das Bad eilen, den Götzen Rauchwerk opfern und sich an der Wärme

erquicken. Unseliger, was thust du? Wenige Stunden noch hättest du zu leiden gehabt, dann wärest du ohne Verzug in die ewige Freude eingegangen! Deine Zaghaftigkeit hat dich um dieses Rechtes auf ewig beraubt! Du hattest schon einen Fuß in den Himmel gesetzt und ziehst ihn unbesonnen zurück! Du hattest die Siegespalme schon in den Händen und du bist unempfindlich gegen den bösen Feind, der sie in deinem Angesichte zerbricht! Ei, wehre dich, wie ein wackerer Soldat Christi; zeige, daß du keine Memme bist, sondern würdig, in der Compagnie so tapferer Kameraden zu dienen! Kehre zurück; so lieb dir deine Seele ist, kehre zurück und wetze die Scharte aus, die dein Gewehr unbrauchbar gemacht hat. Doch umsonst rufe ich dem Manne nach; er hat schon Reißaus genommen und zu den Fahnen der Hölle geschworen. Andächtige! Was haltet ihr von diesem Manne? Es wird viel seyn, wenn ihr ihn nicht einen elenden Wicht heißet, einen Menschen, der seine Haut zu sehr verzärtelt und in der Schule der Geduld schlechte Fortschritte gemacht hat. Doch, Geliebte, zürnt und weint nicht über Andere, wenn sie von der Ungeduld sich zu verzweifelten Gedanken hinreißen lassen; — über euch selbst zürnet und weinet, daß ihr in das Leiden euch so gar wenig zu schicken wisset. Vielleicht wißt ihr nicht einmal, was das Wort Geduld sagen will. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Unempfindlichkeit und der Geduld. Unempfindlich wollten sich die Stoiker, (gewisse Philosophen im Alterthume), machen. Aber sie erfuhren, daß der Stand dieses Lebens mit einer solchen Härte sich nicht vereinigen lasse; der Mensch ist nicht von Holz oder Stein. Die Geduld verträgt sich also ganz wohl mit der Empfindlichkeit. Es steht einem Geduldigen nicht übel an, Zeichen seiner Empfindungen durch Worte, Seufzer und Geberden zu geben. Nur müssen diese Maaß halten und nicht über die Grenzen des Erlaubten hinausgehen. Der Mensch darf nie auf unerlaubte Mittel

denken, sich seiner Bürde zu entledigen. Bei uns lehrt die Erfahrung, daß die Geduld der meisten Christen gar zu kurz angebunden ist. Die Verleugnung des Glaubens, die so leichtsinnig vorgenommen wird, der Aberglaube, durch den man ebenso einfältig als gottvergessen Hilfe bei dem Teufel sucht; die Hurereien und Ehebrüche, die Bestechungen und Betrügereien, die Ehrabschneidungen und Schmeicheleien, die Theilnahme an fremden Sünden, die man wegen Mangels an Brod begeht, — was sind sie anders, als häßliche Ausgeburten der Ungeduld, die den Drangsalen dieses Lebens durch solche Abwege entgehen will? Es heißt: Die Noth zwingt! Ei, welche Noth? Ein Christ soll lieber sterben, als sündigen! Die Vernunft lehrt schon, daß man aus zwei Uebeln das kleinere wählen müsse, wenn man beiden nicht ausweichen kann und der Glaube setzt bei, daß aus allen Uebeln das größte die Sünde sey. O, so ist ja der Schluß richtig, daß man eher alle Noth und selbst den Tod umfangen müsse, als in eine einzige Todsünde einzuwilligen.

Das hätte sich der abtrünnige Soldat zu Herzen nehmen sollen; das würde seine Geduld gestärkt haben. Was thun aber seine Mitgenossen? Ist keiner durch sein böses Beispiel verführt in seine Fußstapfen getreten? Gottlob, nicht Einer! Vielmehr trugen sie herzliches Mitleiden mit ihrem unglücklichen Mitbruder und da sie seine Flucht beim Dämmerlichte des Mondes wahrnahmen, riefen sie ihm mit kläglicher Stimme nach: Kamerad, wo willst du hin? Denke, wem du die Treue geschworen! Halte aus! Das Leiden ist kurz, die Freuden sind ewig! Schaue den Himmel an, Jesus breitet schon seine Arme aus, dich zu umfangen. Als sie aber sahen, daß all ihr Zusprechen vergeblich sey, entstand ein allgemeines Trauern und Wehklagen über den leidigen Fall eines aus denen, die schon so nahe der Krone waren und eines aus vierzigen, die sämmtlich ohne Minderung der Zahl gehofft

hatten, in den Himmel einzuziehen. So macht oft der Mensch seine Rechnung ohne Gott. Wie aber? Hat denn Gott das Gebet der Martyrer nicht angehört? Sie beteten ja einmüthig, der Herr möchte verhüten, daß einer aus ihnen meineidig werde; hat Gott den Fall dennoch geschehen lassen? Der Fall ist geschehen; — wir beten die Urtheile Gottes an. Gott wird wissen, warum er das Gebet der Martyrer nicht angenommen habe und wie er es auf andere Weise beehren solle. Er hat es auch wirklich beehrt. Hört die Wunder der göttlichen Vorsicht!

Einer aus den Wächtern, von einem Lichte gleich einem Blitzstrahle aufmerksam gemacht, erhob seine Augen zum Himmel. Dort sah er neununddreißig goldene Kronen in der Luft schweben und die Martyrer mit wunderbarem Glanze bestrahlen. Erstaunt und unbeweglich steht er da in der Betrachtung des Glanzes und der Kostbarkeit dieser Kronen; sein Herz aber durchkreuzen die verschiedensten Empfindungen. Vor allem ward er irre an der Zahl der Kronen. Ich zähle, sagte er bei sich, ich zähle neununddreißig Kronen; vierzig Bekenner sind auf das Eis verbannt worden, wo ist denn die Krone des vierzigsten? Er zählt noch einmal. Vielleicht, denkt er, habe ich zu wenig gezählt. Er zählt aber wieder nur neununddreißig und keine mehr. Er traut seiner Rechnung noch nicht, stellt sich auf einen andern Platz und fängt die Zählung wieder an; aber die Summe gibt wieder neununddreißig, wie vorher. Während er sich nun damit den Kopf zerbricht, siehe, da erblickt er den elenden Ueberläufer, den seine Geduld verlassen hatte. Wir lernen hieraus, wie wenig der Mensch sich selbst trauen könne und seinen frommen Gesinnungen. Der unglückliche Deserteur ging mit gleichem Muthe zum Kampfe, wie seine Kameraden; aber er hielt nicht Stand. Gott wollte durch den Fall eines aus Vierzigen seiner Kirche lehren, daß die Beharrlichkeit bis ans Ende seine Gabe sey und die

Krone derselben eine Gnadenkrone. Einem jeden aus den vierzig hätte Gott die letzte Gnade versagen können, jeder hätte vor Ungeduld über die Größe der Marter den Glauben verleugnen können. Nur Einen hat Gott fallen lassen, damit du sorgfältig für dich seyest und nicht auf deine Kräfte baueſt. „Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle.“ Gott kann den Fall verhindern; du bete, daß er es wolle.

III. Theil.

Die Einschaltung eines Andern.

Was macht aber bei diesem Anblicke der Wächter? O barmherzige Anordnung Gottes! Wenn Gott zuläßt, daß einer die Kette, die Gnadenreihe der Auserwählten unterbricht, so bindet er alsbald wieder an, verwirft den Frevler und schaltet einen andern ein für denjenigen, der sich seiner Ordnung widersetzt hat. So hat er statt der Engel die Menschen berufen, statt der Juden die Heiden, für Judas den Matthias, für Herodes die drei Könige und in unsrer Geschichte für den unseligen Soldaten den Wächter, der an nichts weniger, als an die Marterkrone dachte. Kaum hatte dieser nemlich den Ueberläufer gesehen, so erwachte er wie aus einem Traume. Er fragt nicht mehr: Wo ist die Krone des Vierzigsten? Vierzig Martyrer sind auf dem Eise; neunundreißig Kronen erscheinen; wo ist die vierzigste? Nein, er versteht schon das Geheimniß; zu der vierzigsten, sagt er, bin ich berufen! Herr, ich folge dem Berufe und nach deinem Willen komme ich an die Stelle des Abtrünnigen! Wie gesagt, so gethan. Er weckt die Gerichtsbeamten auf, verflucht die Götzen, bekennt Christum und gesellt sich zu der Schaar der Auserwählten. So war die Freude der Martyrer wieder hergestellt und die Zahl der Heerde Jesu ergänzt. Wer war

froher, als dieſe heilige Schaar. Nichts war übrig, als daß der Tod ihr^e Freude bald vollkommen machte.

Auch das geſchah. Sie wurden verurtheilt, nach überſtandener Kälte der Nacht, mit Stöcken an allen Gliedern zerſchlagen zu werden, unter welcher Pein alle ſtarben, Melito, den Jüngſten ausgenommen, an welchem der wunderbare Gott uns wieder ein neues Beiſpiel der Tugend gegeben hat. Die Körper der Martyrer wurden auf Karren geladen, zu Aſche verbrannt und in den Fluß geworfen, wo ſie ſich wieder von ſelbſt an Einem Orte verſammelten und von den Chriſten anſtändig begraben wurden.

Der gute Melito hätte noch einmal die vierzigſte Zahl in Gefahr geſetzt und würde allein von dieſer hl. Schaar abgeſondert worden ſeyn, wenn nicht ſeine unerſchrockene Mutter ſich in's Mittel gelegt hätte. Die Gerichtsdiener, welche die Körper der Uebrigen wegführten, ließen Melito mit Fleiß an ſeinem Orte liegen, in der Hoffnung, ihn noch von der Parthei der Chriſten abwendig zu machen. Allein eben dieß befürchtete ſeine Mutter. Darum ſprach ſie ihm Muth ein, gleichwie einſt jene große Machabäerin ihren Söhnen. Mein Sohn! Schaue den Himmel an! Der Heiland wartet ſchon auf dich! Dulde noch eine kurze Zeit; die ſelige Ewigkeit wird dein Leiden belohnen. Nach dieſen Worten nimmt ſie den Sohn auf ihre Schultern und eilt dem Karren der Martyrer nach. Melito ſtirbt in ihren Armen; ſie aber trägt den Körper bis zum Scheiterhaufen und wirft ihn mit eigenen Händen in das Feuer, damit er nicht von jenen nach dem Tode abgeſondert werde, mit welchen er den Tod glorreich beſiegt hatte. Mütter! da habt ihr ein Muſter echter Kinderliebe. Liebet ſie; aber liebet ſie zu ihrem Heile, nicht zu ihrer Verdammniß. Was heißt, ſie zum Heile lieben? Antwort: Es heißt ebenſo viel, als ſie zur Marter erziehen. Die Mütter der erſten Kirche mußten ihre Kinder gewöhnen, daß ſie keine Schwerter,

keine Ketten, keine Foltern, keine glühenden Roste oder siedenden Kessel mehr fürchteten und sich täglich zur Marter bereit hielten. Ein Christ fürchtet nichts, als die Sünde; die Sünde ist das einzige Uebel eines Christen, das war die Grundregel ihres Lebens. Diesen Hauptsatz flößten die Mütter ihren Kindern mit der Muttermilch ein und die Kinder wurden dadurch stark und unüberwindlich, wie immer die Welt sie bekämpfte. Die Welt mußte unterliegen, wie der hl. Augustinus sagt, mit all' ihren Irrthümern und Blendwerken, (cum suis erroribus;) mit all' ihren Wohllüsten und Schmeicheleien (cum suis amoribus;) mit all' ihren Drohungen und Rasereien, (cum suis terroribus.) Die Kinder lernten bei Zeiten Gott und die Welt kennen; sie wußten, daß man denjenigen nicht so sehr zu fürchten brauche, der nichts weiter, als den Leib tödten kann; wohl aber jenen, der Leib und Seele in die Hölle stürzen kann. Ja, ja, meine Mütter, ihn lehret eure Kinder fürchten von der Wiege an, alle Zeit, an allen Orten, auf alle Weise. So haben es alle wackern Mütter gemacht, so die bis in den Tod getreue Mutter Melitos.

Wo ist aber der Flüchtling hingekommen? Hat ihn sein Meineid nicht gereut? Hat ihn nicht ein hl. Neid ergriffen, daß ihm ein anderer seine Krone geraubt? Blutet sein Herz nicht, da er sich getrennt steht von dem seligen Haufen der Martyrer? O, daß der arme Mensch in sich gegangen wäre und für seine Zaghaftigkeit durch eifrige Buße genug gethan hätte! Was geschehen ist, weiß Gott! Die Geschichte meldet nichts von seiner Bekehrung. Uebel genug. Lasset uns durch diesen Fall gewitzigt werden und ohne Unterlaß beten: Herr, führe uns nicht in Versuchung! Die Gnade der Beharrlichkeit bis an's Ende sey der Hauptgegenstand unseres Gebetes. Nichts ist veränderlicher, als der Mensch; darum hat er auch nichts mehr zu fürchten, als sich selbst; er bleibt niemals in dem nemlichen Zustand, sagt Job. Trifft

ihn die Versuchung im unrechten Stande an und hilft Gott nicht durch eine besondere Gnade, so ist der Fall gewiß. Eine plötzliche Begierde, unversehene Furcht, unerwartete Gelegenheit, ein böses Beispiel, veränderte Umstände, neue Gegenstände, gefährliche Verrichtungen sind Dinge, von denen eines schon hinreicht, thurmhohe Schlösser guter, eisenfester Vorsätze in die Luft zu sprengen. Darum wacht und betet; ich wiederhole es: Nichts hat der Mensch mehr zu fürchten, als sich selbst. Betet, betet ohne Unterlaß: Mein Gott, mein Herr! Führe mich nicht in Versuchung, führe mich nicht in Versuchung!

Xaverianische Wunderkur.

Morgen beginnt die neuntägige Xaverianische Andacht vor dem Feste der Heiligsprechung des Apostels der Indier, und ich weiß, daß viele unter meinen andächtigen Zuhörern sich befinden, die gerne von ihrem gnädigen Schutzpatron etwas hören werden, was die Hochachtung und das Vertrauen gegen Xaverius zu vermehren und anzueifern geeignet ist. Ebenso bin ich selbst gesinnt, der ich die Verlängerung meines Lebens nach Gott Niemanden mehr, als dem hl. Xaverius zuschreiben muß. Heiliger Apostel der Indier, nimm dieses öffentliche Bekenntniß als ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit an und erbitte mir die Gnade vom Himmel, daß ich gleiche Gesinnungen meinen Zuhörern beibringen möge zu größerer Ehre Gottes, Erhöhung deines Namens und Nachahmung deiner Tugenden. Zu diesem Ende erzähle ich aus den Jahrbüchern des römischen Collegiums S. J. eine besonders wunderbare Heilung eines Kranken am Leibe, die, wie ich wünsche, ein Vorbild seyn möge der Heilung Aller von gleicher Krankheit

der Seele. Die Geschichte hat sich ereignet in Rom im Jahr 1681 und der Verlauf ist folgender.

I. Theil.

Die Krankheit Augustins von Rossi.

In eben jenem Jahre 1681 lebte in dem römischen Kollegium der Gesellschaft Jesu ein Priester, Augustin v. Rossi mit Namen; ein Mann, der sich durch seinen Eifer und Fleiß den Ruf eines gründlichen Gelehrten erworben hatte und darum auch später zu den wichtigsten Geschäften der Kirche berufen worden ist. Er war ein arbeitsamer Mann und nicht von jener Art Leute, die nur für ein langes Leben und beständiges Wohlseyn besorgt, sich wenig darum kümmern, ob sie auch zu etwas auf der Welt Nutz seyen; ja, sich nicht schämen, von sich sagen zu lassen, was die Grabschrift von einem gewissen Könige sagt: „Da liegt Dagobert, der Nichts gethan hat.“ Nein, P. Rossi liebte die Arbeit und wollte so leben, daß man ihm das Lob der alten Patriarchen im wahren Sinne nach seinem Tode beilegen dürfte: „Er ist gestorben in der Fülle seiner Tage;“ während so viele andere nichts, als leere Tage, leere Wochen, leere Monate und Jahre dem göttlichen Richter werden vorstellen können. Es fehlte zwar nicht an guten Freunden, die dem P. Rossi öfters in den Ohren lagen, daß er sich schonen und seine Gesundheit besser pflegen solle. Der Mensch sey nicht von Eisen; langsam könne man auch weit kommen und endlich sey ja ein lebendiger Hund mehr werth, als ein todter Löwe. Solche Zusprüche der Trägheit hörte aber P. Rossi mit Verachtung an. Er dachte: Meinem Berufe muß ich nachkommen, mag die Gesundheit dabei leiden oder nicht. Mein Beruf ist: Sede, lege, scribe! Da setze dich zum Pult, lies, schreibe! Das will der Herr,

der dich berufen hat und Herr über Gesundheit und Leben ist. Jeder Heilige trägt in seiner Hand das Instrument, durch dessen Gebrauch er den Himmel gewonnen, der die Nadel, jener den Hammer, jener den Degen; mir ist die Feder bestimmt. So recht, mein Pater, so muß man jenen den Mund stopfen, die der Trägheit das Wort reden und nur immer jenes heidnische Waidsprüchlein im Munde führen: Si vales, bene est; wenn wir nur wohl auf sind, dann ist alles gut.

Doch, — die guten Freunde haben nicht ganz unrecht gehabt. Rossi wird krank; ein Schlagfluß rührt ihn dreimal, lähmt seine ganze rechte Seite; er liegt steif und unbeweglich in seinem Bette. Fragt man nach der Ursache dieses Uebels, so sind die Kenner des menschlichen Körpers schon da. Der gute Mann, heißt es, hat sich selbst dieß Unglück zuzuschreiben; warum hat er seinem Trotzkopf gefolgt? Das sitzende Leben war die Ursache, daß sich das Geblüt verdickte, zu stocken anfieng und endlich gar seines Umlaufs vergaß. Hätte er sich öfters des motus und potus, (des Trunks und der Bewegung) bedient, wie kluge Leute riethen, so hätte er ein alter Mann werden und noch lange zu Gottes Ehre und der Seelen Heil ersprießlich wirken können. Jetzt ist er auf einmal zu allem untauglich; mich dauert sehr das traurige Schicksal eines so wackern Mannes.

So vernünftelt die Faulheit, und glaubt, sie vernünftle gar gescheid. Ich bin auch nicht dagegen, wenn man nur den Mittelweg geht. Der Mensch ist schuldig, seine Gesundheit zu schonen, aber mit der Einschränkung, daß er aus Furcht vor Krankheit nicht die Pflichten seines Berufes versäume. Der Kaufmann muß sich allen Gefahren der Reise aussetzen, der Soldat muß Blut sehen und Pulver riechen können, der Mönch muß das Fasten und Wachen nicht scheuen und der Apostel muß sich allen Mühsalen Preis geben. Die hl. The-

resta bekennt von sich, daß die Sorge für ihre Gesundheit sie im Anfange gar sehr an der Unternehmung großer Werke für Gottes Ehre gehindert habe, weil sie fürchtete, sie möchte sich das Leben abkürzen, wenn sie den Eifer nicht hemmte. Sie gesteht aber auch, daß, nachdem sie die unmäßige Sorge, ihrem Leibe nicht zu schaden, abgelegt hatte, sie weit größere und schwerere Unternehmungen, als zuvor, glücklich ausgeführt habe und immer gesund dabei geblieben sey. Der hl. Xaverius, von dem wir ohnedieß heute zu reden haben, dient euch zu einem Beispiel, wie man die Gesundheit und das Leben selbst nicht schonen solle, wenn es sich um die Pflichten des Berufs handelt. Hätte Xaverius den Catarrh, das Kopfweh, das Fieber, die Hitze, die Kälte, die ungesunde Luft gescheut, wie hätte er so viele Länder zu durchreisen sich erkühnet? P. Rossi hatte eine gleiche Absicht in seinem Berufe, obschon er zu einem sitzenden Leben bestimmt war. Er diente der Kirche. So mußte er sich denn mit einer Kerze vergleichen, die freilich lange dauert, wenn man sie nur alle zehn Jahre einmal eine Stunde lang anzündet. Aber ist sie denn darum eine Kerze geworden? Die Herren Aerzte mögen da in sich gehen und nicht so schnell gesunden Leuten zusprechen, sie sollen sich schonen. Ja, schonten sie sich nur, — sorgten sie für ihre Gesundheit durch Mäßigkeit in Speise und Trank, durch Vermeidung der Unkeuschheit, durch Bezähmung des Zornes, der Traurigkeit, der Furcht, — das wäre recht; das sind die Wurzeln der Krankheiten, die so viele Menschen vor der Zeit in's Grab stürzen! Daß einer durch überhäufte Berufsarbeit in eine Krankheit fällt, geschieht kaum alle hundert Jahre einmal; was braucht es dann viel Mahnens, daß man sich schone? Man thut es ohne Mahnen; man schont sich in gesunden Tagen, damit man nicht krank werde und in kranken Tagen, damit man gesund werde; und so geschieht nie etwas, was Gott gefällig und der Welt nützlich wäre, weder zur Zeit der Gesundheit, noch zur Zeit

der Krankheit. Beide sind Zeiten zum Schonen! Heißt das nicht, faule Leute ziehen?

II. Theil.

Sein Ansuchen bei dem hl. Apostel der Indier.

Wenn P. Rossi als gesund nichts gethan hätte, so würde er wahrlich jetzt als ein Kranker noch weniger thun. Aber eben das kränkt ihn am meisten in seiner Krankheit, daß er müßig zu Bette liegen muß und nichts thun kann. Er ist melancholisch und spricht oft zu sich selbst: Elender, hier liegst du in den Federn gleich einem dürren Blocke! Was nützest du in der Welt? O daß mich Gott zu sich nähme; denn was wird es so werden? Ich bin zu aller Arbeit unnütz, und noch dazu andern beschwerlich, die mit mir beschäftigt sind und darum ihre Geschäfte bei Seite setzen müssen. Traurriges Schicksal, — und überdieß unveränderlich, so lange ich noch zu leben habe. So sind wir Menschen! Die Trübsal, die uns drückt, machen wir uns selbst größer, als sie ist. Was war es nöthig, daß Rossi über die Größe und Langwierigkeit seines Uebels sich aufhielt? Wer weiß, ob nicht das Leben schon zu Ende geht, und das Uebel ebendamit endigt? Die Hand Gottes hat ihn schon dreimal gerührt; schlägt die schwere Hand noch einmal, so ist es gethan. Also bereite sich der gute Mann zum Tode; erwarte er ihn mit Ruhe des Herzens; werfe er sich in die Arme des Gekreuzigten; das wird ihm nützlicher seyn, als alles Lamentieren und Weheklagen.

Doch ich richte nichts aus; der Mann ist ganz niedergeschlagen und die Augen stehen ihm immer voll Wasser. Aber lasset uns anbeten die liebevolle Barmherzigkeit Gottes! Rossi erhält Trost vom Himmel. Er schämt sich seines Weinens,

trocknet die Thränen ab, und läßt seinen Augen freien Lauf durch das Zimmer. Da fällt sein Blick auf ein Bild des hl. Xaverius, das an der Wand hing und den Heiligen vorstellte, wie er an Kreuz und Trübsalen nicht satt bekommen konnte und immer ausrief: Noch mehr Kreuz, o Herr, noch mehr Kreuz! Der Maler hatte ein offenes Feld entworfen, wo es von allen Seiten her Kreuze regnete. Im Hintergrund hatte er das rauhe indianische Gebirge, und darauf die wilden Völker abgebildet. Xaverius war mitten unter ihnen und predigte. Da sah man ihn die hl. Taufe ertheilen; dort setzte er sich allein mit dem Cruzifixe bewaffnet einem Haufen barbarischer Pfeilschützen entgegen; dort hing er sich an den Schweif eines muthigen Pferdes, das ein flüchtiger Portugiese ritt, nur, um den Weg in die Hauptstadt von Japan zu finden. In einem andern Felde des Bildes zeigte sich das wilde Meer und da sah man Xaver, wie er auf den Schiffstauen Nachtruhe hielt, wie er an den Balken eines gescheiterten Schiffes sich klammend mit den Wellen kämpfte, wie er auf die Insel Sancian geworfen wurde, wo er im Angesichte seines geliebten China den Geist aufgab. Ueberall regnete es Kreuze und Xaverius ließ dennoch ohne Unterlaß sein heroisches: Noch mehr Kreuz, o Herr, noch mehr Kreuz, hören. Rossi wurde durch dieß Bild ungemein gerührt. Er empfand, daß sich ein Vertrauen auf die Hülfe des hl. Xaverius in ihm zu regen anfieng. Darum sammelt er alle seine Kräfte, betet mit allem Eifer und spricht: O großer Heiliger, der du deine Diener so gnädig anflehst, was wirst du nicht thun für deine Brüder! Hl. Xaverius, bitte für mich, mache mich gesund! Ich verspreche dir, daß ich die Gabe der Gesundheit nicht anders, wie es sich gebührt, als zu Gottes Ehre und zur Wohlfart seiner Kirche anwenden will. O Xaverius, o hl. Xaverius hilf! So betend verfiel er in einen sanften Schlaf. Nun erstaunet, l. Z. über die Will-

fährigkeit des hl. Apostels. Er erscheint dem Kranken in der Fülle seines Glanzes und stellet an ihn die strenge Frage: Was willst du; trägst du nicht gerne dein Kreuz? Ei ja, sagte der Kranke, ganz gern. Aber der Heilige schüttelte den Kopf und sprach: So so! Halb und halb! Es geht an! Das war ein freundlicher Verweis wegen der Unruhe, mit der sich der Ordensmann plagte, daß er hinfür zu allen Arbeiten untauglich seyn werde.

Nämlich, sage man, was man wolle, es ist im Grunde doch leichter arbeiten, als leiden. So schwer die Arbeit seyn mag, so ist doch immer etwas von dem eigenen Willen dabei. Aber leiden müssen, streitet wider unsern Willen, und geschieht fast allzeit gezwungener Weise. Was wollen wir machen? Die Ungeduld nimmt das Kreuz nicht von uns, sondern macht es nur noch unerträglicher. Darum prahlet nur mit euerm: „Ganz gern!“ Wenn ihr hundertmal sagt, ihr tragt euer Kreuz ganz gern, so ist es neun und neunzigmal nicht wahr. Das ist wahr, daß jener, der an seinem Kreuze weint, seufzt, betet, darum nicht ungeduldig ist. Auch Jesus hat geweint, geseufzt, gebetet, daß der Kelch, den ihm sein Vater eingeschenkt, von ihm weichen möge. Nur soll man den Zusatz nicht vergessen: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Es gibt drei Stufen der Geduld; leiden ohne Murren, leiden mit Willen, leiden mit Freuden. Findest du dich nicht im Stande, die dritte Stufe zu besteigen, so bemühe dich wenigstens, die zweite zu betreten oder die erste zu behaupten. Kanst du nicht die heldenmüthige Kreuzesliebe Xavers nachahmen, und sein noch mehr, noch mehr, nachbeten, so hüte dich doch vor dem Ungestümm und unanständigen Geschrei: Es ist genug; alles zu viel; ich kann es nimmer tragen, ich muß verzweifeln!

III. Theil.

Seine wunderbare Genesung.

Wie geht es aber jetzt mit P. Rossi? Hat ihm der Heilige die Gesundheit schon hergestellt? Noch nicht. Aber eine Arznei hat er ihm verschrieben, welche bald die gewünschte Wirkung machen werde. Er sagte dem Kranken: Dreimal mußt du schwitzen und nach dem dritten Schweiße wirst du gesund seyn. Eine artige Cur wider den Schlagfluß! Ich zweifle, ob sie unsre Herren Aerzte gut heißen werden. Allein die Heiligen sind an keine Regeln der Kunst gebunden. Oder ist vielleicht dieses Rezept nicht so fast für den Leib, als für die Seele verordnet worden? Vielleicht dachte Xaverius, Rossi werde nach dieser Krankheit, die er sich durch stete Kopfarbeit zugezogen, delikater mit seiner Gesundheit umgehen und darum müsse er ihm eine Mahnung geben, um der Trägheit vorzubeugen, die sich gerne bei Kranken, wenn sie gesund werden, einstellt. Der Schlagfluß hat mit der Trägheit große Aehnlichkeit; denn wie der von dem Schlage Gelähmte weder Hand noch Fuß bewegen kann, ebenso befindet sich der Träge in einem Zustande, wo er nur der Kurzweil nachhängt, ernsthafte Gedanken aber aus dem Sinn schlägt, damit sie der Gesundheit nicht schaden. Ich möchte aber nicht, daß Rossi die Gabe der Gesundheit so schlecht anwende; darum heiße ich ihn schwitzen, zur Erinnerung, daß das, was für den Leib geschieht, auch für die Seele geschehen solle. Dreimal mußt du schwitzen, mein Bruder, und eben so oft deinen Eifer erneuern durch Betrachtung dreier Wahrheiten, die recht geeignet sind, dem Menschen warm zu machen und seinen Eifer anzufeuern.

O wie kalt ist die Seele, wenn man diese Heilsmittel nicht gebraucht! Sie ist zu allem Guten untüchtig; es freut sie kein Beten, kein Arbeiten, kein Leiden; sie sagt immer: Ich kann nicht, es freut mich nicht, ich bin nicht

disponirt. Aber du hörst ja das Rezept des hl. Xaverius. Schwitze, und schwitze dreimal, so ist die Mattigkeit und Gelähmtheit überwunden. Schwitzen mußt du meine Seele in Erwägung der vergangenen Zeit, die du übel verloren hast. Schwitzen mußt du in Erwägung der gegenwärtigen Armuth deiner Verdienste. Schwitzen mußt du in Erwägung der zukünftigen Ewigkeit, die auf die Trägen wartet. Dreimal mußt du schwitzen, so oft dich die Trägheit überfällt. Denke: drei, ja wohl dreißig, ja gar sechszig Jahre hast du zurückgelegt und wie wenig Früchte kannst du aufweisen? Das ist der erste Gedanke. Wie wenn heute der Herr käme, würde er nicht sein Talent vergraben finden? Das ist der zweite Gedanke. Wird der göttliche Richter nicht auch die Unterlassungen des Guten richten und strenge bestrafen? Das ist der dritte Gedanke, der den Schweiß treibt. Dieses Rezept heilt die Trägheit.

Der Trägheit vorzubeugen, verordnete der hl. Xaverius dem P. Rossi das Schwitzen, sowohl im buchstäblichen, als im geistlichen Sinne. Er wollte Leib und Seele zu gleicher Zeit heilen. Nach dem dritten Schweiße stand der kranke Pater frisch und gesund am Leibe, gestärkt und angeeifert an der Seele auf. Das Schwitzen kam auch bei ihm in völlige Gewohnheit und die durch ein augenscheinliches Wunder hergestellte Gesundheit war für ihn der stärkste Antrieb, sich vor Trägheit zu hüten. Liebe Kranke! Lernet aus dieser Geschichte die Heiligen kennen. Sie helfen gerne, wenn sie nur hoffen können, daß ihre Hilfe wohl angelegt sey. **Sehen sie das nicht, so ist es besser, sie helfen nicht.**

Heroischer Glaube.

1. Wenn Gott nicht nur den Himmel, sondern auch die Erde durch sich regieren wollte, wie es vielleicht geschehen wäre, wenn Adam nicht gesündigt hätte, so würden die Dinge auf der Welt freilich besser stehen und Jedem Recht geschehen. Da es nun aber Gott gefallen hat, die Menschen durch Menschen zu regieren, so muß man sich in diese Anordnnng Gottes mit Demuth, Geduld und Gehorsam fügen, und wenn es nicht immer recht zugeht, wie es sollte, mit dem Spruch des Psalmisten trösten: „Du hast Menschen über unsre Häupter gesetzt.“ Herr, diejenigen, welche du über uns gesetzt hast, sind eben auch sündige Menschen, und wir müssen es leiden, wenn sie auf unsern Köpfen spazieren, — du hast sie über uns gesetzt. So sollten sich die Untergebenen trösten.

2. Die Vorgesetzten dagegen sollten ihre Gewalt nicht mißbrauchen, eingedenk, daß Gott zwar sie zu Richtern bestellt hat, durch welche andere Menschen gerichtet werden sollen; daß aber sie selbst unmittelbar von Gott werden gerichtet werden, und zwar nach aller Strenge seiner Gerechtigkeit, gemäß dem Ausspruche der göttlichen Schrift: „Das härteste Gericht werden die Vorsteher und Obrigkeiten zu bestehen haben.“

3. Das ist die doppelte schöne Lehre, welche meine Zuhörer aus der heutigen Geschichtserzählung mit nach Haus nehmen sollen. Dieselbe steht im 6. Kapitel des 2. Buches der Maccabäer und verhält sich also.

I. Theil.

Die Verfolgung.

1. Zur Zeit, da Antiochus der Große zu Jerusalem regierte und Syrien beherrschte, wurden wunderbare Zeichen am Himmel wahrgenommen. Man sah vierzig Tage nach einander bei hellem Tage in der Luft zwei streitbare Reiterschaaren geneinander rücken und bald von der Ferne, bald in der Nähe mit Pfeilen und Schwertern wüthend sich schlagen. Man unterschied deutlich alle ihre Bewegungen, den Glanz ihrer Waffen, das Fliegen der Pfeile, das Rennen der Pferde. Die Juden waren über dieses Gesicht sehr bestürzt, weil sie sich wohl einbildeten, daß ein großes Uebel im Anzuge sey. Doch dankten sie Gott, der ihnen diese Trübsal vorhergesagt, damit sie sich leichter drein finden könnten nach der Erinnerung des Psalmisten: „O barmherziger Gott, du gibst uns Vorbedeutungen, damit wir dem gespannten Bogen entfliehen können und die zukünftigen Uebel uns zu Nutzen machen;“ — zur Buße, wenn wir Sünder sind; zur Geduld, wenn wir Gerechte sind.

2. Diese beiden Tugenden werden wohl bei solchen Umständen dem Volke von den Priestern eifrig empfohlen worden seyn, unter welchen einer der eifrigsten Eleazar war, ein neunzigjähriger Mann. Welchen Erfolg ihre Bemühungen gehabt, weiß Gott. Die Zeit der Trübsal ist unterdessen herangerückt.

3. Antiochus, der König von Syrien, nahm nämlich nach seiner Zurückkunft aus Aegypten die Stadt Jerusalem ein; machte binnen drei Tagen 80000 Menschen nieder, führte 40000 in die Gefangenschaft, verkaufte viele um ein geringes Geld, und ließ den Apollonius im Judenlande zurück, der die Unterdrückung der Juden vollenden und die dazu dienlichen Plane des Königs in's Werk setzen sollte. Dieser kam auch

seinem Auftrage sogleich nach, entheiligte vor allem den Tempel, richtete eine Bildsäule des Zeus daselbst auf und ließ einen Befehl verkünden, wonach jeder gehalten sein sollte, den Göttern Schweinfleisch zu opfern und zu essen. Auch die Beschneidung und der Sabbath wurde abgeschafft. Deßwegen entzogen sich viele Juden der Gefahr durch die Flucht, andere unterlagen, andere wenige verharrten standhaft bei ihrem Gottesdienste und besiegten die Furcht des Königs durch die Furcht Gottes. Da sah man nichts als Elend! Die Priester und Leviten wurden an's Kreuz geheftet, die Straßen strömten von Blut, die Mütter mit ihren Kindern wurden über die Stadtmauern hinabgestürzt. Eleazar insbesondere wurde auserwählt, eine harte Prüfung seines Glaubens zu bestehen, damit durch den Fall eines so alten Mannes die jungen Juden leichter bewogen würden, dem König Antiochus zu gehorchen.

3. Hier frage ich: Was glauben wir, daß geschehen würde, wenn eine gleiche Verfolgung über uns und unsere Vaterstadt verhängt werden sollte? Es läßt sich schließen, was geschehen würde, wenn wir betrachten, was wirklich geschieht. Erstens sind die meisten Menschen ganz in die zeitlichen Güter versenkt, wenn es ihnen wohl ist. Zweitens hören wir täglich unsere Mitbrüder sagen: Ich will meinen Glauben wechseln, wenn ihnen übel geht. Drittens hört man Böses reden über die Geistlichen und den Papst, ohne Rücksicht auf die Würde, die sie bekleiden. Viertens liest man überall gefährliche Bücher. Fünftens liest und hört man nicht gerne, was nützen könnte; ja man lacht oft spöttisch dazu, besonders wenn die Gebote der Kirche muthwillig übertreten werden. Mein Gott, ich frage noch einmal, was würde geschehen, wenn eine Glaubensverfolgung entstünde? Es würde eben geschehen, was wirklich geschieht. Schmeicheleien, Drohungen, Versprechungen, Spöttereien, Betrügereien reichen schon hin, unsere Streiter zu überwinden; was würde erst das Schwert thun?

II. Theil.

Eleazars Streit.

1. Lasset uns die Weise, für unsern Glauben zu streiten, von Eleazar lernen. Unsre Tyrannen sind der Teufel, die Welt und das Fleisch. Eleazar gibt uns ein Beispiel des Streites wider alle drei. Er steht vor dem Angesichte des Königs und der Tyrann empfängt ihn mit aller Höflichkeit. Alles, was er wünscht, wird ihm versprochen, wenn er opfere. Aber der ehrwürdige Greis antwortete lächelnd: Zu was versprichst du so viel demjenigen, der schon an der Pforte der Ewigkeit steht? Mein Gott steht näher bei mir und ist mir mehr an ihm gelegen, als an dir. Der König dreht den Stil um und droht. Der Greis aber spricht: Was kannst du mir mehr drohen, als den Tod? Den Tod, von dem du weder mich, noch dich retten kannst? Ich will sterben und sterbe gern; du brauchst mit dem Tode nicht zu drohen. Der Tyrann, über so freimüthige Antworten erzürnt, befiehlt, man solle dem Alten mit Gewalt den Mund aufsperren, und Schweinfleisch hineinstopfen. Aber Eleazar speit alles aus voll heiligen Unwillens. Siehe, so überwindet der Glaube mit Lachen und Zürnen. Mit Lachen über die teuflischen Versprechungen, mit Zürnen über die gottlosen Zumuthungen.

2. Nach dem Sieg über den Teufel tritt die Welt auf. Eleazar wird auf den Gerichtsplatz geschleppt und da finden sich falsche Freunde ein, die ihn bewegen wollen, daß er wenigstens dergleichen thue, als hätte er den Götzen geopfertes Fleisch gegessen. Man reichte ihm Fleisch, das er essen durfte; nur wollte man, er sollte sich anstellen, als wüßte er nichts von dem Betruge. Dazu ließ sich aber Eleazar nimmer bewegen. O Gott, sagte er, was habe ich für Freunde! Was rathet ihr mir, wer bin ich? Bin ich nicht ein alter Mann, ein Priester, eines von den Häuptern Israels? Lieber will

ich sterben, als ein solches Aergerniß geben, oder es mit meinem Beispiele bestätigen. So besiegt der Glaube die Welt, und vermeidet alles Aergerniß, ja selbst das, was nur einem Aergerniße gleich sieht.

3. Der letzte Kampf gilt dem Fleische. Eleazar wird auf die Folter geworfen, gegeißelt, mit glühenden Eisen gebrannt; langsam und schmerzlich zu Tod gepeinigt. Er fühlt die Schmerzen recht wohl, bezeugt aber: „Dieß alles leide ich gerne wegen der Furcht Gottes, die alle Menschenfurcht übertreffen muß. So besiegt der Glaube das Fleisch. Augenblicklich und ewig, — dieß muß man mit einander vergleichen und man wird finden, wie Gott, und wie die Welt zu fürchten sey.

III. Theil.

Antiochus Untergang.

1. Das erfuhr endlich auch Antiochus, nachdem er das Maaß seiner Sünden erfüllt hatte. Er kam gerade aus Persien zurück, voll des Zornes, weil es ihm nicht gelungen war, dort Schätze zu erbeuten, welche er gehofft hatte. Auf dem Wege ergreift ihn ein furchtbares Weh; er eilt in sein Quartier, der in Eile dahinfliegende Wagen stürzt, der König wird durch den Fall zerschmettert, legt sich zu Bette, fault lebendig und sein Gestank breitet sich aus über sein ganzes Lager, so daß ihm Niemand mehr nahen konnte. Da liegt nun derjenige, welcher mehr als Gott seyn und gefürchtet werden wollte.

2. Zu den Schmerzen des Leibes kommen die Schmerzen des Gemüthes. Um sein Bett steht das Judenland, die Stadt Jerusalem, der Tempel, die Kirchenschätze, die ermordeten Makkabäer, der gemarterte Eleazar. Die Augen gehen ihm auf; der Tyrann unterwirft sich Gott, denkt nach, was er

Böses gethan und verspricht, daß er sich bessern, ja, daß er ein Jude werden, das Gesetz predigen, Jerusalem zu einer Freistadt machen, die Juden, gleich den Athenienſern, privilegiren, den Tempel mit Opfern ausschmücken wolle und ich weiß nicht, was noch alles. Die Schrift sagt: „Antiochus betete zu Gott, von dem er doch keine Barmherzigkeit erlangen konnte.“ Warum nicht? Wie viele Christen sterben, die solche Vorsätze nicht machen und doch gottselig zu sterben scheinen?

3. Ich will es sagen. Einige sterben in der Reue, — ohne Vorsatz, wenn ste die Beschwerniſſe der Bekehrung nicht überwinden wollen. Andere sterben mit guten Vorsätzen, — aber ohne Reue. Denn ihre Vorsätze entspringen nicht aus der Reue, sondern aus der Begierde, länger zu leben. Sie sind Vorsätze mit Bedingniſſen, z. B. wenn ich gesund werde, werde ich mich bekehren. Gott will aber nicht, daß man ihm Bedingniſſe setze; ich habe es schon gesagt: Auf Gnade und Ungnade muß man sich ergeben. Antiochus war nicht so beschaffen und darum wurde er nicht erhört, sondern starb in Verzweiflung und kam mit einem Sack voll guter Vorsätze bei der Hölle an. Die Schrift schreibt auf sein Grab: „Der Mörder und Gotteslästerer starb im fremden Lande auf dem Gebirge unter den schrecklichsten Schmerzen, wie er selbst andere gequält hatte, eines jämmerlichen Todes.“ Das heißt sterben, wie man gelebt hat. Denn so selten ein Frommer erst in der Sterbstunde fällt, so selten steht ein Sünder erst im Todbette auf.

Von der Gotteslästerung.

---

1. Neiget eure Häupter vor der Herrlichkeit Gottes; betrachtet, daß ein Gott ist und was er ist; neigt euch zur

Buße, zur Abbitte, zum Gebete; zeigt eure innerliche Hochachtung durch die äußerliche Ehrerbietigkeit.

2. So ermahnt uns die Kirche täglich in der hl. Fastenzeit. Und es ist nicht überflüssig; es ist recht nothwendig, daß sie uns ermahnt und sich's angelegen seyn läßt, die Hochachtung und Verehrung Gottes zu befördern. Denn nicht minder läßt es sich der Satan angelegen seyn, die Verachtung Gottes auf der Welt zu befördern Selbst ein Verächter Gottes sucht er auch durch Andere, entweder direkt, schnurgerade, oder indirekt, durch Umwege, dem Herrn aller Herren die schuldige Ehrfurcht zu entziehen. Das Erste geschieht bei den Ungläubigen und Götzendienern; das Zweite bei jedem Sünder, der wissentlich das Gebot Gottes verachtet und übertritt.

3. Auch heutzutage gibt es noch Menschen, welche Gott, obgleich sie an seine Allgegenwart glauben, nicht achten und in seinen Augen Schandthaten begehen, deren sie sich sonst vor jedem ehrlichen Manne schämen würden. Sie mißbrauchen die Geduld Gottes und stellen sich Gott als einen schwachen Menschen vor. Ich will von dieser Thorheit ein Beispiel erzählen aus P. Zehentner, de verme consc.

I. Theil.

Ramirus Wuth.

1. In Spanien lebte ein junger Mann von hohem Adel und großem Reichthum, der sich Ramirus nannte. Er war leidenschaftlich dem Spiele ergeben, und ebendeßwegen, wie sich fast von selbst versteht, auch dem Müßiggang, dem Betrug und dem Zorne; denn diese Laster sind dem Laster des unmässigen Spielens zunächst verwandt. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß das Spielen sowohl von der Landes- als Hausobrigkeit regulirt und eingeschränkt würde; daß namentlich, was die Weise

des Spielens und die Umstände betrifft, genau bestimmt würde, wie lange, wie theuer man spielen dürfe und was man zu bezahlen schuldig sey. Wie viele Sünden der Jugend, wie manche Zeitverschwendung bei den Arbeitsleuten, wie häufiger Ruin der Familien würde durch ein solches Gesetz verhindert oder doch vermindert werden! Ramirus stand unter keinem solchen Gesetze; er wußte, daß er ein Freiherr sey und spielte, als wenn das ganze Leben nichts weiter als ein Spiel wäre.

2. Einmal begab es sich nun, daß er alles verspielt hatte und sogar seine Kleider am Leibe verpfänden mußte. Da wandte er sich in der Stille zu Gott und betete, nicht, daß er gewinnen, sondern nur das Verlorne wieder an sich bringen möchte. Allein Gott wollte diesem Menschen das Spielen entleiden und die Flucht der bösen Gelegenheit von ihm erzwingen. Sein Gebet wurde nicht erhört.

3. Nun gerieth er in Wuth, zerriß die Kartenblätter in Stücke und gieng unter tausend Gotteslästerungen nach Hause. Das ist die leidige Folge davon, wenn man lange und theuer, nur um des Gewinnes willen spielt; nicht aber das Spiel, gleich einer Medizin, selten und wenig gebraucht.

II. Theil.

Ramirus Sünde.

1. Was thut aber Ramirus zu Hause? Was zornige Leute thun, nichts Gescheides. Er legt einen Panzer an, setzt die Pickelhaube auf, umgürtet sich mit einem Degen, steigt zu Pferde, erscheint auf dem öffentlichen Platze der Stadt und spricht in hohem Tone, er gehe zum Zweikampf. Der Zorn ist eine kurze Narrheit. Das haben schon die Heiden erkannt.

2. Die Leute verwundern sich über diese Neuigkeit und warten, wen wohl der Kämpfer zum Duell fordern werde.

Er aber schwingt sein Schwert und ruft mit gewaltiger Stimme: Wenn einer da ist, der glaubt, daß es einen Gott gebe, oder daß er so beschaffen sey, wie ihn die Pfaffen beschreiben, der komme heraus; wir wollen den Disput mit den Waffen ausfechten. Die Leute, ganz erstaunt, sahen einander an, und wußten nicht, was sie denken sollten, ob sie einen Betrunkenen oder einen Narren oder einen Gottlosen reden hörten. Was glaubt ihr, lieben Leute, daß einmal der hl. Feanz Regis bei einem solchen Vorfalle that? Er ging gerade über die Gasse, wo eine Magd den Kehricht vor ihrer Hausthüre zusammenhäufte und durch unverschämtes Fluchen und Gotteslästern gottselige Ohren beleidigte. Der Heilige, nicht faul, bückte sich zur Erde, nahm eine Hand voll Koth und warf sie der Magd zu großer Belustigung der Umstehenden auf das Lastermaul, die alle die That lobten und sagten, ein solcher Deckel gehöre auf einen solchen Hafen. O, daß etwas solches dem Ramirus begegnet wäre! Wahrlich, wenn einer aus uns mit solchen Worten beleidigt würde, wir würden den Lästerer selbst zum Kampf herausfordern. Allein die Ehre Gottes liegt uns wenig am Herzen, gleich als wenn Gott ein fremder und nicht unser Gott wäre, oder gleich als wenn der chinesische Kaiser und nicht unser Herr und König angegriffen würde.

3. Ich betrüge mich; es bewegt sich etwas, als Ramirus in der größten Wuth tobte. Siehe, eine Wespe fliegt daher, und drängt sich durch die Oeffnung der Augen schnurgerade unter die geschlossene Pickelhaube hinein. Nun sehen wir ein wunderbares Duell, nicht eines David mit Goliath, sondern einer Wespe mit einem Gotteslästerer. Den ersten Stich brachte ihm das Thierchen auf der Stirne bei und verwundete dann sein ganzes Angesicht mit den schmerzlichsten Stichen. Was wollte er machen? Sein Degen nützte nichts gegen diesen Feind! Er konnte nichts anderes thun, als den Helm von sich werfen; aber nun erkannte man ihn, wer er war, und

er sah sich dem Gelächter des ganzen Volkes ausgesetzt. Das war die erste Strafe. Er wußte nicht mehr, wo er hinaus sollte; die Wespe aber summte frohlockend über ihren Sieg. Die zweite Strafe fiel noch empfindlicher aus.

III. Theil.

Ramirus Strafe.

1. Die Wespe war nun frei und hatte ein offenes Feld für ihre Kampfbegierde. Sie ging auch auf's neue mit solchem Eifer zum Kampfe, daß bald das ganze Angesicht Ramir's Eine Geschwulst war. So groß ist Gott auch in seinen kleinen Geschöpfen, wie uns bei Pharao die Frösche, bei Antiochus die Würmer, bei Herodes die Läuse beweisen. Schließet daraus, was der Mensch sey.

2. Der Stolz ist gedemüthigt. Ramirus steigt vom Pferde herab und legt sein Angesicht auf die kühle Erde, um Linderung der Schmerzen zu finden. Aber die Wespe ergreift diese Gelegenheit, und macht sich über den hintern Theil des Hauptes und Halses so grausam und so lange her, bis der Gottlose in sich selbst ging und bekannte, es lebe und regiere ein Gott. Er gestand, daß er überwunden sey und bereute aufrichtig seine Frechheit.

3. Sünder! hört auf, Gott wider euch zu reizen. Er lacht euch nur aus und macht euch der ganzen Welt zum Gelächter!

Die Magd des Herrn.

1. Ein Knecht oder eine Magd wird von Aristoteles ein lebendiges Werkzeug genannt. Ein Werkzeug hat keinen andern

Zweck, als zu wirken, je nachdem es von dem Werkmeister in Bewegung gesetzt wird. Aus dieser Beschreibung folgen drei Eigenschaften eines guten Dieners. Er muß ein Instrument seines Herrn sein und sich darum gebrauchen lassen von dem Herrn allein, oder doch wegen des Herrn, aber niemals wider den Herrn. Lehnt sich auch das Beil gegen den auf, der mit demselben haut, sagt der Prophet, oder die Säge gegen den, der sie zieht?

2. Fordern nun schon sterbliche Herren dieß von ihren Dienern, wie kann der Herr aller Herren von den Menschen weniger begehren, die er ja einzig darum erschaffen hat, daß sie ihm dienen sollen. Ja, das ist unser Ziel und Ende auf dieser Welt, — Gott allein zu dienen und den Menschen wegen Gottes, niemals aber wider Gott. Das macht den wahren Menschen aus, und ohne dieses ist der Mensch nichts. Wer kein Diener Gottes ist, sagt der hl. Bernhard, ist nichts, und wenn er gleich ein Prinz, ein König, ja ein Engel oder noch mehr ist; alles dieses ist für nichts zu achten, wenn er kein Diener des Herrn ist.

3. Verhält es sich aber so, o wie wenig wahre Menschen gibt es auf der Welt! Alle dienen, — aber wie wenige dienen Gott allein! Wie viele dienen den Menschen, aber aus ganz andern Absichten, als wegen Gottes! Ja wie viele dienen, man kann ohne Schmerz nicht daran denken, wie viele dienen den Menschen sogar wider Gott! Doch getrost! Zu Schwaz in Tyrol habe ich eine Magd des Herrn, die vollkommen diese dreifache Pflicht erfüllet hat, a. 1738 mit meinen Augen gesehen, denn sie wurde in meiner Gegenwart auf den Altar gesetzt, dem Volke drei Tage lang zur öffentlichen Verehrung vorgestellt und hierauf mit Feierlichkeit in die neue Kirche zu S. Rupert in Eben übertragen. Sie liegt nicht, sondern steht in einem reichgezierten Sarge in dem Anzuge einer Hausmeisterin, mit Lilien auf dem Haupte und einem Schlüssel-

bunde an der Seite. Vielleicht kennt ihr sie schon, l. Z., aus der Beschreibung. Es sey; ihr sollt sie aber heute noch besser kennen und, Gott gebe, ihr schönes Tugendbeispiel nachahmen lernen.

I. Theil.

Nothburga dient Gott allein.

1. Die Rede ist von der hl. Dienstmagd Nothburga, die zuerst im Schlosse zu Rotenburg, dann bei einem Bauern in Eben, zuletzt wieder im genannten Schlosse diente, jedoch immer so, daß sie nicht vergaß, sie sey hauptsächlich eine Dienerin Gottes, ein Magd des Herrn. Darum diente sie Gott allein wegen seiner, den Menschen aber wegen Gottes und niemals wider Gott, worin, wie ich schon erwähnt habe, die Vollkommenheit eines christlichen Dienstboten besteht. Glück zu, armer Dienstote, den der Himmel zum Dienen berufen hat! Siehe, dein Stand ist nicht so schlecht, als du dir einbildest! Der Sohn Gottes selbst ist ja auf die Welt gekommen, um zu dienen, nicht um bedient zu werden. In den Augen der Welt bist du zwar eine geringe Person, nicht aber in den Augen Gottes. Es liegt nur an dir, daß du bei ihm so viel giltst als dein Herr oder deine Frau. Dein Herr und deine Frau müssen Gott ebensowohl dienen, als du. Wer von euch beiden Gott eifriger, treuer, beständiger dient, der wird auch mehr bei ihm gelten.

2. Die hl. Nothburga ließ sich den Dienst Gottes sehr angelegen seyn. Wäre es bei ihr gestanden, so hätte sie all' ihre Zeit mit Beten und Betrachtungen zugebracht, wie die Engel. Weil aber ihr Beruf dieß nicht zuließ, so hat sie erstens den nach dem Kirchengebote vorgeschriebenen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes nie ohne dringende Noth ver-

säumt, sondern demselben stets mit größter Aufmerksamkeit und Andacht beigewohnt; zweitens die Feierabende und die Nachmittage der Sonn- und Feiertage zu ihrer häuslichen Andacht wohl benützt; drittens auch die kleinsten Zeitabschnitte, alle Minuten, welche ihr von der zur Arbeit bestimmten Zeit übrig blieben, zu ihrem Seelenheile nützlich angewendet, eingedenk der Erinnerung: Kein Theil der guten Gabe soll dir entrinnen; du sollst alle Minuten, wie hl. Reliquien, in Ehren halten; sie haben das Blut Christi gekostet.

3. So handelte Nothburga, und damit ihr nicht ein Hinderniß in den Weg gelegt werden möchte, so kam sie mit dem Bauern, bei dem sie in Diensten stund, überein, daß ihr erlaubt seyn sollte, von der Arbeit sich zum Gebete zu begeben, sobald die Glocke Feierabend läuten würde. Der Bauer sagte zu. Was geschah aber? Eines Tags ließ der Bauer das Getreide schneiden und fast war der ganze Acker abgemäht, — als es Feierabend läutete. Nothburga ließ alsbald die Sichel fallen und wollte sich nach Hause zum Gebet begeben; der Bauer aber wollte, sie sollte noch helfen, damit der Acker vollends abgeräumt würde; eine Viertelstunde mehr oder weniger habe nichts zu bedeuten; er befehle es. Nothburga berief sich auf das, was sie sich ausbedungen hatte. Weil aber der Bauer keine Ohren hatte, so sprach sie zu ihm: Bauer, laßt uns den Himmel fragen, was ich thun solle. Ich will die Sichel in die Höhe werfen; bleibt sie in der Luft hängen, so lasse mir mein Recht; fällt sie herab, so will ich dir gehorchen. Der Bauer nimmt die Bedingung an; die hl. Magd schleudert die Sichel in die Höhe und sie hängt in der Luft, als wäre sie angenagelt. Alle erstaunten über das Wunder und Nothburga war frei von der Arbeit. So viel liegt daran, daß wir keine Zeit vernachlässigen, die dem Gebete und Gottesdienste gewidmet ist.

II. Theil.

Nothburga dient den Menschen um Gotteswillen.

1. Indessen verwendete Nothburga, bei ihrem großen Gebetseifer, nur jene Zeit zum Gottesdienste, die ihr nach den Geschäften ihres Berufes übrig blieb. Sie machte es nicht, wie jene scheinheiligen Personen, die nur in die Kirchen gehen und beten wollen, ihre Berufspflichten aber versäumen und denselben entweder gar nicht oder nur oberflächlich und auf den Schein nachkommen. Nothburga wußte, daß sie keine Klosterfrau sey und daß die Untergebenen übel thun, wenn sie die Ordnung der Zeit verkehren und nicht nach dem Willen der Herrschaft, sondern nach ihrem eigenen Gutdünken sich richten wollen. Ebenso versündigt sich aber auch die Herrschaft, wenn sie den Dienstboten gar keine Zeit zur Andacht läßt oder ihnen dieselbe durch unzeitige Anordnungen verkürzt. Auf solche Weise wird die ganze Hausordnung gestört und bald leiden die gottesdienstlichen Uebungen, bald die Berufsgeschäfte Noth. Der Patriarch Jakob sah einst die Engel auf der Himmelsleiter auf- und absteigen. Dieses auf- und absteigen kann uns zur Lehre dienen, daß alles seine Zeit habe, und wir weder allzeit beten, noch allzeit arbeiten, noch beständig nach Erholung und Vergnügen uns sehnen sollen. Nothburga diente also zu gewissen Stunden Gott allein, zu gewissen Stunden aber auch den Menschen um Gottes willen, und zwar ohne Unterschied bald einem Edelmanne, bald einem Bauern, bald einem Bettler im Spitale, bald als fleißige Köchin, bald als treue Haushälterin, bald als gehorsame Dienstmagd. O glückseliges Haus, das solche Dienstboten hat; Gott segnet es, gleichwie er einst das Haus Putiphars wegen des frommen Joseph gesegnet hat! Der knechtliche Stand ist kein Hinderniß, sondern ein Hilfsmittel der Heiligkeit, das lehrt uns Nothburgas Beispiel.

2. Zwei Gattungen von Menschen gibt es, denen man wegen Gott dienen soll, die Herrschaften und die Armen. In der Person der Herrschaft will Gott, als der Herrscher aller Menschen, in der Person des Armen aber der arme Jesus geehrt werden. Das that unsre Dienstmagd nach der Vorschrift des Apostels Paulus: „Ihr Knechte, gehorchet den leiblichen Herren, nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes thun von Herzen und mit gutem Willen dienen, gleichsam dem Herrn und nicht den Menschen.“ Sie diente mit gutem Willen ohne Widerspenstigkeit, gleich als wenn sie in dem Befehle der Herrschaft Gottes Befehl selbst vernähme, und auch unartigen Herrschaften bezeugte sie gleichen Gehorsam, wie den gütigen. In dem ersten Dienste war ihr erlaubt, Almosen zu geben und jederzeit, wenn sie nicht Geschäfte halber verhindert war, den Armen zu dienen. Als aber der Sohn des Edelmannes heirathete, und eine junge Frau, Ottilia, in das Schloß kam, wurde die Anordnung gemacht, daß man künftig die Ueberbleibsel der Kost nicht, wie bisher, den Armen mittheilen, sondern den Schweinen füttern solle. Da wurde Nothburgas Tugend auf eine harte Probe gestellt; aber sie bestand die Probe und gab das seltene Beispiel eines Dienstboten, der von seiner Kost und seinem Lohne den Armen gibt. Nothburga ließ sich von ihrer neuen Frau in ihrer alten Gewohnheit nicht irre machen, sondern fuhr fort, sich am Munde zu ersparen, was sie den Armen zu geben pflegte; ein Werk der Barmherzigkeit, das Gott so gefiel, daß er es mit einem Wunder verherrlichen wollte.

3. Einst traf sie der Edelmann gerade an, da sie mit zwei oder drei Geschirren, aus denen sie gewisse Hausarme zu speisen pflegte, den Schloßberg hinab ging. Er fragte, was sie trage und sie antwortete, etwas erschrocken, sie trage

Späne und Lauge. Der Herr befahl ihr die Geschirre aufzudecken und siehe, er sah, was Nothburga gesagt hatte, Späne und Lauge. So handelte der gütige Gott, damit seine Magd nicht in Verdacht gerathe, als hätte sie sich eines Diebstahls schuldig gemacht.

III. Theil.

Nothburga dient nicht wider Gott.

1. Doch hatte ihre Prüfung noch kein Ende. Die Edelleute klagten, daß Nothburga die Bettler in das Schloß ziehe. Allein Nothburga wollte sich's nicht verbieten lassen, jene Werke auszuüben, die Jesus am jüngsten Tage vor allen andern zu belohnen versprochen hat. Lieber will sie den Dienst verlassen, als diese hl. Freiheit sich nehmen lassen. Sie will das Gute, das Gott geboten hat, nicht unterlassen und das Böse nicht thun, das ihr die Herrschaft zumuthet. Sie weiß, was Gott von ihr fordere und daß sie Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse. Sie ist ganz anders beschaffen, als unsre Dienstboten. Dem Herrn oder der Frau zu mißfallen, fürchtet man, wie ein Donnerwetter, das mit Feuer und Hagel droht. Nicht so Nothburga. Sie fürchtet Gott über alles und nichts schreckt sie so sehr, als der Zorn Gottes, der ein Herr über alle Herren ist. Sie verläßt den Dienst, geht aus dem Schlosse, und verdingt sich zu einem Bauern, wo sie die Freiheit hat, Gott ihrem Stande gemäß treu zu dienen. Aber mit ihr entwich auch der Segen Gottes aus dem Schlosse und ein Unglück nach dem andern kehrte dort ein. Ottilia starb und Nothburga wurde wieder in das Schloß zurückberufen, wo sie dann ihr altes Amt, als Haushälterin, wie bisher versah.

2. Lernet hieraus, christliche Herrschaften, einen Dienst-

boten achten, der bei Gott in Gnade steht. Nothburga lebte in dem niedrigsten Stande; aber Gott selbst hat diesen Stand durch sein Beispiel geadelt, Jesus ist selbst in Knechtsgestalt auf Erden erschienen. Nothburga hatte dieß Beispiel Jesu Christi beständig bei ihrem Dienste vor Augen und Gott hatte an ihr ein so großes Wohlgefallen, daß er sie nicht nur heilig, sondern auch durch die Wundergabe herrlich machte.

3. Als es mit ihr zum Sterben kam, verordnete sie, daß man ihren Leib zum Begräbniß führen sollte durch zwei Ochsen ohne Führer, und ihn an jenem Orte, wo dieselben freiwillig stehen bleiben würden, begraben möchte. Dort steht sie heute noch in hohen Ehren und leuchtet mit Wundern. Das ist der Brauch Gottes. Große Dinge that an mir der Allmächtige, sagte Nothburga. Denn ich diente ihm, den Menschen aber um seinetwillen und niemals wider seinen Willen.

Gerechte Rache.

1. Unter andern Pflichten, welche das Amt eines Richters mit sich bringt, ist eine der wichtigsten, die Unschuldigen zu beschützen, damit sie von den Ungerechten nicht unterdrückt werden und Gerechtigkeit finden, wenn sie unterdrückt worden sind, ohne Ansehn der Person. Das lehrt Jakobus am 2. Kap., wo er die Richter darstellt, wie sie nach dem Ansehn der Personen, je nachdem dieselben arm oder reich sind, ihre Urtheile für oder wider sie fällen. Wenn in eure Versammlung, sagt er, ein Mann kömmt mit goldenem Ringe und prächtiger Kleidung, es kömmt aber auch ein Armer in schlechter Kleidung, und ihr seht auf den, der das prächtige Kleid trägt und sprecht zu ihm:

Du setze dich hier auf den guten Platz! zu dem Armen aber sagt ihr: Du steh' dort oder setze dich hier zu meinem Fußschemmel; urtheilt ihr da nicht eigenwillig und seyd ihr nicht Richter nach ungerechten Grundsätzen?

2. Dankt darum der göttlichen Vorsicht, ohne Ausnahme, Gute und Böse, daß Gott in der Welt Obrigkeiten bestellt hat, und zwar für die Guten wie für die Bösen; für die Bösen, damit sie die Furcht in Schranken halte, für die Guten aber, damit sie vor den Bösen Ruhe haben. Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst; thut sie ihre Schuldigkeit nicht, so reißt die Privatrache ein und Niemand ist vor verbrecherischen Menschen sicher. Die Obrigkeit aber wird seiner Zeit dem Oberrichter aller Richter wegen Vernachlässigung ihres Amtes Rechenschaft geben müssen. Dankt, dankt, sage ich nochmal, der Vorsicht Gottes, denn er bewirkt durch die Obrigkeit, daß wir im Frieden leben können. Thut sie nicht, was ihres Amtes ist, so müssen wir es zwar mit Geduld leiden; aber hofft besser, betet eifriger, so wird euch Gott eine Obrigkeit geben, welche die Bösen fürchten müssen.

3. Ein merkwürdiges Beispiel zu dieser Lehre erzählt Baronius auf das Jahr 998 aus Gilbert von Viterbo und Cranzius, wie folgt.

I. Theil.

Klage der Unschuld.

1. Da Otto III., nach dem löblichen Gebrauche der deutschen Kaiser, die Länder seines Reiches besuchte, kam er auch nach Modena, hielt sich dort einige Wochen auf und saß öffentlich zu Gericht zur großen Freude seiner Unterthanen, welche die Menschenfreundlichkeit, Geduld und Gerechtigkeit des Fürsten nicht genug rühmen konnten.

2. Eines Tages nun, da er wieder auf dem Richterstuhle saß, fand sich dort auch eine Gräfin ein, in Trauerkleider gehüllt und von einer Dienerin begleitet, welche einen Korb am Arme trug. Sie warf sich dem Kaiser zu Füßen und sprach mit vernehmlicher Stimme, aber von vielen Seufzern unterbrochen: Allergnädigster Kaiser und Herr! Ich bin eine höchst bedrängte Frau; ich bitte um keine Gnade für mich, sondern um Gerechtigkeit wider den Uebelthäter, der mir durch einen grausamen Mord meinen Gemahl geraubt hat. Alles hatte Mitleiden und der Kaiser befahl, sie solle den Thäter nennen. Sie sagte aber: Nein, ich will in meiner Klage nicht fortfahren, bis ich die Wahrheit derselben durch's Feuer erprobt habe. Es war dieß damals eine gewöhnliche Probe. Man erlaubte ihr's, macht ein Eisen glühend und giebt es ihr in die Hände. Die Heldin ergreift die feurige Stange ohne Scheu, als wäre sie ein Blumenstrauß, zum Zeugniß der Wahrheit. Der ganze Hof erstaunt, begierig, den Ausgang zu erfahren; der Kaiser schwört hoch und theuer, er wolle ihr Gerechtigkeit verschaffen. Sie wendet sich nun zu der Dienerin, öffnet den Korb, zieht ein menschliches Haupt heraus und stellt das blasse Angesicht dem Kaiser vor Augen. Das ist, sagte sie, der Kopf meines Gemahls! Gerechtigkeit, o Kaiser, Gerechtigkeit! Er ist unschuldig ermordet worden, — Gerechtigkeit! Wer ist der Thäter, fragt der Kaiser; er muß sterben und sollte er auch tausend Leben haben. Wer ist der Thäter? Die Frau holte einen tiefen Seufzer und antwortet mit kläglicher Stimme: Ihre Majestät sind selbst der Thäter, da Sie ihn durch ein übereiltes Urtheil zum Tode verdammt haben.

3. Man kann sich wohl einbilden, wie dem Hof, wie dem Kaiser bei dieser unerwarteten Eröffnung zu Muthe war. Die Wahrheit der Anklage hatte das Feuer bewährt; Otto selbst hatte das Urtheil gesprochen; jetzt sieht er, daß er das

Schwert gegen sich selbst zücken müsse. Er sagt zu der Gräfin: Frau, was ihr begehrt, soll geschehn, und geht bei Seite, um sich mit seinen Vertrauten zu unterreden.

II. Theil.

Grausame That.

Lasset uns nun sehen, wie sich die Sache genauer verhalte und warum dieser Graf so jämmerlich um's Leben gekommen sey. Hört, — und verflucht das Laster, das so scheußliche Händel stiftet. Otto hatte Maria von Arragonien zur Ehe und war einmal mit ihr nach Modena gekommen. Der modenesische Adel mußte nun öfters bei den Majestäten seine Aufwartung machen. Darunter befand sich auch der Gemahl jener Gräfin und hatte das Unglück, der Kaiserin gar sehr zu gefallen. Sie warf ihre Augen auf ihn und ließ nicht nach, bis sie Gelegenheit fand, mit ihm allein zu sprechen, und ihm ihre Neigung zu entdecken. Was thun die Augen nicht, wenn man sie nicht im Zaume hält? Job hatte Recht, daß er ein Bündniß mit seinen Augen machte, niemals eine Jungfrau vorwitzig anzusehen, denn er dachte: „Gott würde an meinem Herzen keinen Theil mehr haben;" da die Unkeuschheit, die ganze Seele desjenigen, der sich ihr hingibt, gewaltthätig in Besitz nimmt.

2. Was that nun der Graf? Was aus Hunderten vielleicht Keiner gethan hätte. Er stellte der Kaiserin den Gräuel des Lasters nachdrücklich vor und sprach: Ich habe die Treue meinem Weibe geschworen, Ihro Majestät haben sie dem Kaiser gelobt, Gott hat uns beide für sich verpflichtet, löschen wir den Brand nicht, so sind wir beide verloren. Wie kann ich eine solche Bosheit ausüben, und zwar in den Augen Gottes, eine Bosheit, die nicht größer seyn könnte, wie kann

ich? Die Kaiserin gerieth auf diese unerwartete Antwort in Wuth, und brach in Drohungen aus. Der Graf wußte wohl, daß bei dergleichen Versuchungen der Sieg durch nichts leichter erfochten werden könne, als durch die Flucht. Er sah, daß Zureden nicht helfe, die Kaiserin in Wuth sey, was that er? Er ergriff die Flucht. So muß man es machen, — fliehen.

3. Wie benimmt sich aber die Kaiserin? Ist sie in sich gegangen? Außer sich kommt sie, wie die Frau des Putiphar, und gleich als wäre ihr eine schwere Unbild widerfahren, sinnt sie auf Rache. Sie klagt bei dem Kaiser, der Graf habe ihr Fallstricke gelegt. Der leichtgläubige Kaiser, von Eifersucht verblendet, macht kurzen Prozeß, verurtheilt, ohne den andern Theil zu hören, den Angeklagten zum Tode und läßt ihn heimlich enthaupten. Das ist es, worüber die Gräfin sich beschwert, und um Gerechtigkeit schreit.

III. Theil.

Gerechte Rache.

1. Der Kaiser erkannte wohl, daß sowohl er als seine Gemahlin an diesem unschuldig vergossenen Blute schuld seyen. Doch war es bei ihm eine Uebereilung, bei der Kaiserin aber eine ausstudirte Bosheit. Sie wird deßwegen zur Verantwortung gezogen, und weil sie nicht leugnen konnte, durch unpartheiische Richter verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden als eine Ehebrecherin, Verläumderin, und Mörderin. Soweit bringt es ein unlauterer Blick.

2. Der Tag bricht an, wo die Kaiserin statt des Thrones den Scheiterhaufen besteigen soll. Sie steht schon an der Brandsäule gebunden, man nimmt ihr die Krone vom Haupte, den Szepter aus der Hand, den Ring vom Finger, die Perlen

Halse, den Purpur von den Schultern. Statt dessen wird ihr ein rauher Zwilch zur Bedeckung zugeworfen. Das Holz wird angezündet, die Flammen erheben sich, das Feuer prasselt, und die unglückliche Frau verbrennt unter großem Gejammer des Volkes.

3. Siehe, Gott ungetreue Seele, siehe; gleiches Schicksal wartet auf dich. Die Geschichte meldet nichts von der Buße dieser Kaiserin. Ich hoffe aber, das zeitliche Feuer habe sie von ihrer Sünde gereinigt und vor dem ewigen Feuer bewahrt. Was ich wünsche ist dieß, daß es mehr solche Richter gäbe, die das Laster zu tilgen, in ihrem eigenen Hause anfiengen.

Böse Mütter ziehen böse Kinder.

---

1. Böse Mütter, sagt das Sprichwort, ziehen böse Kinder. Böse Mütter oder böse Eltern heiße ich aber alle jene, welche ihre Kinder nicht christlich zu erziehen wissen oder es nicht wollen; welche nicht durch Unterricht, gutes Beispiel und fleißige Aufsicht für das Seelenheil ihrer Kinder sorgen.

2. Die erste Pflicht der Eltern ist, ihre Kinder zu unterrichten; ihnen schon frühzeitig Erkenntniß und Liebe Gottes beizubringen, ihren zarten Herzen Freude am Guten und Abscheu vor der Sünde einzuflößen. Weil aber alles Lehren und Zureden nichts hilft, wenn die Kinder sehen, daß die Eltern das Gegentheil von dem thun, was sie sagen, so muß zum Unterrichte auch das gute Beispiel sich gesellen. Das wirkt, das ahmen die Kinder nach und so gewöhnen sie sich, fast ohne es zu wissen, an's Gute und es wird ihnen zur andern Natur. Nothwendig ist endlich auch eine sorgfältige, fleißige Aufsicht auf die Kinder, damit sie nicht von fremden Leuten

zum Bösen verführt werden und vom bösen Feinde, während die Eltern schlafen, Unkraut unter den Waizen gesäet werde.

3. Wenn das geschieht, o dann kann man von den Eltern sagen, daß sie, wie einst Maria und Joseph, ihre Kinder suchen; daß sie wirklich das wahre Wohl und ewige Heil ihrer Kinder zu befördern suchen, wie es ihre Pflicht und Schuldigkeit ist. Und glücklich die Eltern, von denen man dieses sagen kann. Sie werden ewiglich die Früchte ihrer Bemühungen und Sorgen für die Kinder genießen; Gott wird sie im Himmel reichlich belohnen. Aber auch schon auf dieser Welt werden ihre Kinder ihre Freude, ihr Trost, ihr Stab und ihre Stütze seyn. Der Segen Gottes wird sich forterben in ihrer Familie von Geschlechte zu Geschlecht, auf Kinder und Kindeskinder. Ihr Haus wird einer festen Burg gleichen, in der sich die Religion, die gute Sitte, der biedere Charakter der Vorfahren und auch der zeitliche Wohlstand trotz allen Stürmen und Angriffen des bösen, verderblichen und alles zerstörenden Geistes der Welt siegreich erhält und fortpflanzt.

4. Aber eben so traurig ist das Loos, das auf die Eltern wartet, die ihre Kinder nicht ziehen, so wie auf die Kinder, die sich von den Eltern nicht ziehen lassen. Beide müssen es büßen, beider wartet eine schreckliche Zukunft. Vernehmet davon ein abschreckendes Beispiel.

I. Theil.

Grobheit eines Sohnes.

1. In Padua in Italien lebte ein armes Weib, das sich mit dem Verkaufe von Obst kümmerlich nährte. Sie hatte einen Sohn, der schon auf der hohen Schule studirte und bereits so viel verdienen konnte, daß er sich selbst fortbringen und auch seiner Mutter etwas hätte mittheilen können. Das

war auch die Hauptabsicht des einfältigen Weibleins gewesen, als sie ihren Sohn zum Studieren bestimmte. Er muß ein Herr werden, sagte sie, und ich will mir jetzt gerne das Brod vom Munde ersparen, damit ich einst im Alter auf bessere Tage hoffen kann. Aber sie betrog sich und hätte besser gethan, wenn sie den nichtswürdigen Buben zu einem Handwerker in die Lehre gegeben hätte, nachdem sie sah, daß er zum Studieren weder Lust, noch Fähigkeit habe. Eine Warnung für alle jene Eltern, die ihre Kinder zu einem Stande zwingen oder überreden, zu dem sie nicht Lust oder nicht die nöthigen Eigenschaften haben; dagegen oft von einem Stande abhalten, zu welchem sie von Gott und der Natur bestimmt und angewiesen sind.

2. Besonders sollte die Mutter ihrem Sohne das Sparen dringend empfohlen und ihm fleißig auf die Finger gesehen haben, indem er bald von ihr Geld erpreßte, bald heimlich zusammenklaubte, bald bei fremden Leuten Schulden machte, um es mit andern Kameraden seines Gelichters im Müßiggange, Spiel und Trunk durchzubringen. Aber es geschah nicht. Endlich merkte sie freilich, daß der Beutel nach und nach schwinde und für so viele Ausgaben nicht mehr hinreichen werde. Darum fieng sie an, zurückzuhalten und mit ihren Zuschüssen sparsamer zu werden. Aber was that der böse Bube? Hört, ihr Mütter, welches Ungemach euch die Nachgiebigkeit gegen eure Kinder auf den Hals zieht. Was die Mutter nicht geben wollte, nahm ihr der Sohn mit Gewalt und riß das bischen Geld, das sie aus dem Obst erlöst hatte, öffentlich an sich; und als die Mutter sich darüber erzürnte und ihm mit dem Stocke drohte, den sie eben in der Hand trug, entwand er ihn ihren Händen und schlug sie so unbarmherzig, daß alle Umstehenden über diesen Frevel sich empörten.

II. Theil.

Zorn der Mutter.

1. Was that nun die Mutter? Sie erzürnte sich über alle Maßen und wünschte im unvernünftigen Zorne, daß sie einmal das Glück haben möchte, ihren Sohn auf eben dem Platze, wo er sie mißhandelt, unter dem Schwert des Henkers sterben zu sehen. Welch' ein verkehrtes Betragen! Aber geschieht es nicht gar häufig, daß Eltern ihren Kindern anfangs alles hingehen lassen und endlich unfähig, sie zu bemeistern, dieselben verwünschen und verfluchen zum beiderseitigen größten Schaden? Hättest du, o Mutter, die Zucht früher angefangen, so hätte dein Sohn mit dir höflicher umgehen gelernt. Beuge den Nacken deines Sohnes, so lange er ein Kind ist, sagt der weise Mann, damit er nicht halsstarrig werde und dir Herzenleid bereite. So hättest du es auch machen sollen, o Mutter; das Bäumchen biegen wollen, wenn es ein Baum geworden ist, ist unvernünftig und unmöglich.

2. Der böse Bube, nachdem er gesehen hatte, daß die Zuschauer seines Frevels voll Unwillen Hand an ihn legen würden, machte sich aus dem Staube, kam auch bei Nacht nicht nach Hause, sondern wählte sich ein unbekanntes, abgelegenes Wirthshaus zur Nachtherberge, wo er waidlich zechte und sich endlich wohlbetrunken zu Bette legte. Bald darauf fand sich ein anderer junger Mensch in demselben Schlafgemach ein, der das Unglück gehabt hatte, kurz vorher auf der Gasse Händel zu bekommen und seinen Gegner in der Hitze des Streites zu erstechen. Das sind Unfälle, denen jene ausgesetzt sind, welche bei Nacht auf den Gassen herumschwärmen, sich der Hausordnung entziehen, und den Werken der Finsterniß nachgehen. Begegnet euch ein ähnlicher Unfall, so habt ihr

die Schuld euch selbst, eurer Frechheit und wohl auch der Nachlässigkeit eurer Eltern zuzuschreiben.

III. Theil.

Beider Bestrafung.

1. Dem Mörder war nicht wohl; er konnte nicht schlafen, weil ihn die Unruhe des Gewissens und die Angst, der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, peinigte. Doch er gedachte sich zu helfen, so gut er konnte. Sein Stubengeselle war in tiefen Schlaf versenkt. Das Kleid desselben konnte ihm dienen, sich zu vermummen. Er zieht es also an, läßt sein Gewand sammt dem Mordinstrumente zurück und so verkleidet versteckt er sich in einem Winkel und wartet, bis er nach Oeffnung der Stadtthore unerkannt das Weite suchen könnte.

2. Es war schon heller Tag, als der andere erwachte und statt seines schäbigen Anzugs anständige Kleider fand. Er wußte nicht, was für ein hl. Nikolaus ihm so freigebig eingelegt habe, zog die Kleider mit Freuden an, hing den Mantel um seine Schultern und steckte das Messer ein, lachend, daß er einen so guten Fund im Schlafe gethan habe. Aber bald wendete sich das Blatt. Kaum war er aus dem Hause getreten, so fiel er den Gerichtsdienern in die Hände, wurde gebunden, in's Gefängniß abgeführt und als der vermeintliche Mörder in Untersuchung gezogen.

3. Das Kleid, das Messer, die Aussagen von Zeugen, die Vorurtheile der Richter — kurz alles hilft zusammen zum Beweise, daß dieser der Mörder sey. Der Prozeß wird gemacht, das Urtheil gesprochen und man führt ihn zur Hinrichtung auf eben den Platz, wo seine Mutter Obst feil hatte. Noch auf der Richtstätte bezeugt er seine Unschuld an dem

vergossenen Blute, aber auch seine Schuld wegen der frevelhaften Mißhandlung seiner Mutter. Er bittet sie um Verzeihung und reicht seinen Hals dem Schwerte dar.

4. Seht, l. Z., solches Unheil bringt eine schlechte und nachlässige Kinderzucht, Unheil den Eltern, Unheil den Kindern. Beide müssen es büßen, denn beide versündigen sich wider Gottes Gebot. Gott hat den Kindern geboten: Ehret eure Eltern, laßt euch von ihnen ziehen! Aber eben dieses Gebot enthält auch die Forderung an die Eltern: Ehret eure Kinder, erzieht sie nach den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums. Wie könnt ihr verlangen, daß die Kinder ihre Pflichten gegen euch erfüllen, wenn ihr eure Pflichten gegen sie versäumet? Wie könnt ihr etwas von ihnen verlangen, das ihr ihnen nicht gegeben habt? Nein, hoffet nicht zu ärnten, wo ihr nicht gesäet habt. Sammelt man auch von den Disteln Feigen oder von dem Dornstrauch Trauben? O, ein Kind ist eine herrliche Pflanze im Garten Gottes! Aber wenn sie nicht sorgsam gepflegt und gezogen wird, so wird eine Distel, ein Dornstrauch daraus, der alle sticht und verwundet, die sich ihm nähern, und seine Stacheln zuerst und zumeist in das Elternherz hineindrückt. Darum, liebe Eltern, sucht eure Kinder, wie einst Maria und Joseph den Knaben Jesus gesucht haben. Sucht sie mit Schmerzen, d. h. laßt euch keine Mühe, Sorge, Beschwerde bei der Kinderzucht verdrießen; sucht sie mit Schmerzen, damit ihr sie einst findet mit Freuden. Amen. —

Der hl. Conrad von Piacenza.

Das Jagen ist eine Leidenschaft, welche besonders bei großen Herren herrscht und sie verwenden nicht wenig Zeit,

Mühe und Kosten auf dieß Vergnügen. Was mich betrifft, so bin ich ihnen nicht neidig um dasselbe; ja ich habe ein Erbarmen mit ihnen, wenn ich bedenke, wie viel Mühe und Ungemach ein Jäger oft wegen eines Häschens ausstehen muß. O, denke ich oft bei mir selbst, o wenn doch diese Leute nur halb so viele Mühe für ihre Seele oder für die Seelen ihrer Untergebenen auf sich nehmen wollten, wie große Heilige würden sie werden! Im Allgemeinen haben die Jäger, wie z. B. Esau und Nimrod in der hl. Schrift kein gutes Lob; doch hat die göttliche Barmherzigkeit schon manchmal auch die Jäger gejagt und in ihr Garn gebracht. Eustachius und Hubertus sind Zeugen dieser Wahrheit; zwei Heilige, welche der Herr auf der Jagd gefangen genommen und sich zu eigen gemacht hat. Ich setze heute den Dritten bei, den hl. Conrad von Piacenza, dessen Fest am 19. Februar begangen wird. Die Lebensgeschichte desselben verhält sich, wie folgt. Sie wird dienen, die liebevollen Anordnungen der göttlichen Weisheit mit ihren Auserwählten recht deutlich zu zeigen.

I. Theil.

Conrads Beruf.

1. Nahe bei der Stadt Piacenza in Italien war ein großer Wald, der einem reichen Edelmanne gehörte, in Flammen gerathen. Zum Unglücke erhob sich auch noch ein heftiger Wind, wodurch sich das Feuer so ausbreitete, daß bald das ganze Gehölz in Asche da lag. Der Besitzer des Waldes, der eine böswillige That vermuthete, klagte sogleich bei der Obrigkeit. Man hielt also genaue Spähe nach dem Urheber und der Verdacht fiel auf einen armen, schlichten Menschen, den man in der Gegend antraf. Er wurde verhaftet und man eilte mit der Bestrafung, weil der Herr des Waldes schnelle

Genugthuung verlangte und darum die Justizräder geschmiert hatte. Nun, armer Mensch, nimm dich zusammen; es kann dir übel gehen und du wirst den Unfall am Ende gar mit deiner Haut bezahlen müssen! Denke nur, wie es Christus, deinem Heilande, gegangen ist. Weil der Neid gegen ihn die Juden gänzlich eingenommen hatte und beherrschte, so wurde ihm ein kurzer Prozeß ohne viele Untersuchung gemacht und er mußte sein unschuldiges Blut vergießen. Oder hast du, mein armer Gefangener, vielleicht dich eines andern Vergehens schuldig gemacht? Wunderbar sind die Urtheile Gottes! Er straft oft ein Laster, das ein Anderer begangen hat, an einem Dritten; nicht um die Unschuld zu verfolgen, sondern weil dieser Dritte eines andern Vergehens schuldig ist, als desjenigen, das ihm jetzt mit Unrecht zur Last gelegt wird. Einen klaren Beweis davon haben wir an den Brüdern des ägyptischen Joseph. Sie waren keine Spione, wofür sie angesehen und bestraft wurden; aber sie waren Brudermörder oder wenigstens Bruderverkäufer. Vielleicht bist auch du so beschaffen, mein lieber Christ. Gott straft dich etwa wegen eines Diebstahls, an dem du ganz unschuldig bist; aber denke nach; vielleicht hast du noch eine Strafe gut wegen einer Ehrabschneidung, einer Unkeuschheit oder einer andern Sünde. Doch wir wollen uns wieder zu unserem Wandersmanne wenden.

2. Der Prozeß wird vorgenommen. Der Gefangene leugnet Alles, bekennt nicht das Geringste, schwört einen theuern Eid und nimmt Gott und alle Heiligen zu Zeugen seiner Unschuld. Endlich aber läßt er sich durch die Schmerzen der Folter zu der Aussage herbei, er habe die That wirklich begangen; das Urtheil wird gesprochen und der Mann zum Tode verdammt. Wie mag wohl dem armen, in dieser Sache unschuldigen Menschen zu Muthe seyn? Der Beichtvater weiß seine Unschuld; aber er kann ihm nicht helfen. Er macht ihn

daher fertig und bereit zum Tode durch die Vorstellung des Beispiels Jesu Christi, der auch unschuldig zum Tode verdammt wurde. Er hat Recht, und es ist besser wie Jesus sterben, als sterben wie die Schächer, welche bekennen mußten: Wir leiden, was wir verdient haben! Es ist wider alle Vernunft, zu sagen: Ich wollte gerne sterben, wenn ich schuldig wäre! Einfalt! Unschuldig sterben ist ja besser, als sterben, wie Diebe und Mörder!

II. Theil.

Conrads Kampf.

1. Wir wollen auf den Weg, den wir etwas verlassen haben, wieder zurückkehren. Siehe, der arme Sünder nähert sich schon der Richtstätte, da Conrad eben mit seinem Bedienten einen Spazierritt macht. Er sieht die Menge Volkes und schickt den Bedienten, um zu fragen, was dieser Zusammenlauf der Leute bedeute. Der Diener zieht Erkundigung ein und erzählt Conrad den ganzen Verlauf der Sache. Conrad erschrickt und wird ganz blaß über diese unverhoffte Nachricht; denn er war der Thäter und sein Gewissen trieb ihn jetzt in die Enge. Er gieng mit seinen Gedanken zu Rathe, ob er sich selbst anzeigen sollte, oder nicht. O nagender Gewissenswurm, wie hart hast du nicht Kain geängstigt, nachdem er sich des Brudermordes schuldig gemacht hatte! Wohlan mein Christ, sage, was hättest du in diesem bedenklichen Falle Conrad gerathen?

2. Wenn Conrad auch nicht die Schuld des Kain hatte, so war er doch nicht ganz unschuldig. Durch seine Leidenschaft für die Jagd war er unvermerkt Urheber der traurigen Geschichte geworden. Er hatte manche Stunde vergeblich gejagt, indem das Wild sich immer in dichtes Gesträuch verbarg, woraus es weder durch Treiber noch Hunde gebracht werden

konnte, als er auf den Einfall gerieth, das Gesträuch anzuzünden. Ein heftiger Wind, der sich jetzt eben erhob, verbreitete die Flamme schnell weiter, sie ergriff das nahe Gehölz und der Wald brannte gänzlich weg. Der unvorsichtige Jäger zog sich schnell nach der Stadt zurück und blieb bisher unbekannt; aber was sollte er jetzt thun? Den Unschuldigen hinrichten lassen? Das war gegen sein Gewissen. Sich selbst als Thäter angeben? Dieß gieng gegen seine Natur. Er stritt; die Gnade gewann die Oberhand. Eilends begibt er sich zu den Richtern, begehrt Aufschub, erzählt den wahren Sachverhalt und bietet Satisfaction an. Der Unschuldige wurde nun alsbald auf freien Fuß gestellt und das Volk frohlockte, wie einst bei der Rettung der runschuldigen und keuschen Susanna.

III. Theil.

Conrads Sieg über sich selbst.

1. Wie gieng es aber weiter? Conrad war nun selbst der Gehetzte, nachdem er so oft seine Hunde an die Thiere gehetzt hatte. Er lebte in der äußersten Armuth; Brod, Wasser und einige Kräuter waren jetzt seine einzige Nahrung, seine Delikateſſe. Siehe, wie unbeständig und veränderlich das Glück ist und wie strenge der Mensch zur Schadloshaltung seines Nächsten verpflichtet ist, besonders dann, wenn die Beschädigung gefließentlich oder aus Rache geschah. Doch das beste war, daß Conrad nicht aus Noth, sondern aus freiem Willen arm geworden. Er hatte alle seine Güter verkauft, um den Beschädigten zu befriedigen; was ihm noch übrigte, gab er vollends dem armen Manne, der statt seiner in die Todesgefahr gerathen war. Er wollte ferner nur mehr nach jenen Gütern streben, welche über zeitlichen Wechsel erhaben sind und deßwegen sich ungetheilt dem Dienste des Herrn weihen. Seine Gemahlin gab ihre volle

Beistimmung zu dem großen Entschlusse, und ließ sich in ein Kloster aufnehmen; Conrad aber zog sich in die Einöde zurück.

2. Hier lag er unausgesetzt dem Gebete und andern geistlichen Uebungen ob, fastete strenge und schlief auf bloßer Erde. Dabei war er aber sehr freundlich und gefällig; sein ganzes Aeußere verkündete die innere Ruhe und Zufriedenheit und den steten Wandel vor Gott, der ihm auch die Gabe der Wunder und Weissagung verlieh, wodurch der Einsiedler sich einen hohen Ruf der Heiligkeit erwarb. Er starb im Jahre 1351.

So jagt der Herr auserlesene Seelen in sein Garn. Suche, mein Christ, dem göttlichen Jäger nicht zu entfliehen; du wirst niemals glückselig werden, als wenn du in sein Garn dich verwickelst und in seine Hände dich ergibst. Amen.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

S

Aug.
Neumann

K

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neumayr, Franz,

Franz Neumayr's Geschichtspredigten über den Bußpsalm Miserere

Tübingen 1866

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Aug 1667
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11234113-5